Max Mohr

Die Heidin

Roman

Max Mohr

Die Heidin

Ein Roman

Bearbeitung dieser Ausgabe
durch Robert Schimpfle

© 2019 Robert Schimpfle
Zeppelinstraße 13a, 86415 Mering
Kontakt per E-Mail: rschimpfle@gmail.com
Verfügbar unter:
https://github.com/robert-schi/die-heidin/releases/download/v1.0/text-ebook.pdf
(Stand: 25.10.2019)
Dieses Buch existiert auch text- und seitenidentisch als gedruckte Buchhandelsausgabe.

Erster Teil

Erstes Kapitel

Ostwind, Wind aus dem Osten, ein mächtiger Hochdruck über dem ganzen Kontinent. Schon zwei Juniwochen hielt es an. Die alte Schlechtwetterhexe Europa strahlte in strammer Wolkenlosigkeit. Sie tat, als wäre sie jung und gesund wie am fünften Schöpfungstag, als wäre sie unberührt von dem Geschöpf des sechsten Schöpfungstages, unvergiftet von den Dünsten seiner Großhirnrinde, unverseucht von den Bazillen seiner Gier. Als wäre nichts geschehn, so tat die Dame Europa, und rollte frisch und naiv dahin, mit reinem Atem, auf ihrem kleinen Platz auf der großen Kugel.

Aber was für eine Figur sie hat, die gute Alte, auch beim besten Wetter! Ohne Grazie spreizt sie ihre drei Beine ins Mittelmeer, doch sie sind schmutzig geblieben trotz des klassischen Dauerbades. Plump ist ihr Leib und man kann nicht sehn, was Bauch ist und was Brust ist. Einst war Frankreich ihr süßer Bauch, Deutschland ihr bitteres Herz, Russland ihr geheimnisvoller großer Arsch, zusammengewachsen mit Asien. Jetzt sind die Linien verwischt, viele politische Fettfalten laufen wirr über das welke Fleisch, überall hin und nirgendwo hin, du kannst nicht mehr erkennen, wo diese Dame atmet und wo sie verdaut. Mit ihrem skandinavischen Fangarm klammert sie sich ans Eis des Nordpols, mit ihrem englischen Fangarm verkrallt sie sich im Ozean: Wo aber ist ihr Kopf, ihre Augen, zu schauen, und ihre Ohren, zu hören? Wer weiß, vielleicht ins Meer gestürzt, seit Äonen, untergegangen, dahin.

Gut erhalten ist ihr Schamhügel, die Alpen, wenigstens dort, wo noch keine Fremdenzentralen angesiedelt sind. Dort gibt es noch Landschaften, darin das Fleisch der alten europäischen Natur noch lebt. Dort lagert noch in versteckten Seitentälern jene körperliche Urhülle der Natur, darin der Mensch noch atmen

kann ohne das Asthma des Verstandes, atmen kann ohne das Asthma der Ideen und Gegenideen. Es ist der Rest jener lebendigen Urhülle der Natur, die einst den ganzen Ball umspannte und ihn bewahrte vor der Nacktheit im All. In versteckten Seitentälern, über dem Boden der Erde, hoffnungsvoll dahinkeimend, ein geheimnisvoll-heidnischer Rest jener Urhülle der Natur, lebendiger Raum, dort ist es noch zu spüren. So auch im Tal der Glonn.

Die Glonn liegt am Nordhang der bayerischen Alpen, in einem kleinen südlichen Seitental des Tegernseer Tals, zwei Wegstunden vom See, zwei Wegstunden von der nächsten Poststation und Fremdenstation. Die Glonn besteht aus drei Höfen: Zum Krallen, Zum Sennen, Zum Lori. Beim Krallen und beim Sennen wohnen eingesessene Kleinbauern, sechs bis zehn Milchkühe stark, der Lori ist seit fünfundzwanzig Jahren in den Besitz norddeutscher Städter übergegangen. Er hat seinen alten Hausnamen allmählich verloren und ist jetzt fast nur noch unter dem Namen seiner städtischen Bewohner bekannt, als Hersehof. Er liegt ein wenig abseits vom Krallen und vom Sennen, am tiefsten bergwärts in der Glonn. Nach Süden ist dann diese kleine Landschaft zu Ende, ein paar steile Bergwiesen noch, danach Wald und Latschen und Geröll und Fels, meist im Schnee oder im Reif oder im Nebel, wenn nicht gerade ein kontinentaler Hochdruck auch bis hierher gedrungen ist.

Dies ist Lea Herses Heimat. Oder, wie die Schulkinder ihre ersten Liebesbriefe adressieren: Lea Herse, Hersehof, Glonn, Alpen, Europa, Erde, Welt.

Sie trat aus dem Haus und pfiff ihrem Hund. In ihrer Jackentasche kollerte ein dickes Stück Schinken, frisch heruntergesäbelt, ohne Einwickelpapier, gegen einen alten Militärrevolver, der mit sechs Schüssen geladen war.

Der Wolfhund Maffa, ein Greis von vierzehn Hundejahren, lag auf der andern Seite des Hersehofs in der Mittagsonne. Er überhörte mürrisch den Pfiff, der mit einem kleinen Echo aus dem Berg zu ihm drang. Um diese Stunde pfiff man ihm nicht, es war die Stunde der Restefresserei, Maffas großer Leidenschaft, vollzogen an den Katzenschüsseln, am Pferdebottich, am Hühnertrog. Auf die eigene Schale mit Reis und Kalbsknochen konnte ein alter Herse-Hund verzichten, aber die Reste der andern Herse-Tiere musste er haben, was es auch war, rohe Kleie, alte Fischköpfe, verfaulte Rübenstrunke, er hätte sich ohne dieses Zeug den ganzen Tag über so befangen gefühlt wie ein Städter, der seine Tageszeitung nicht gefressen hat.

Erst nach dem fünften Pfiff gab er es auf. Er stellte sich gähnend hoch und warf einen verzweifelten Blick auf den Trog, der noch immer von dreißig Hühnern umstellt war. Dann schlenkerte er verdrossen zu seiner jungen Herrin und verdrossen hinter ihr her: die Herse-Wiese entlang zum oberen Herse-Gatter, durch das obere Gatter zur Mooswiese, über die Mooswiese hinauf zum Herse-Wald, der außerhalb der Umzäunung gelegen war.

Kurz vor dem Waldrand, unter dem alten Kruzifix auf der Mooswiese, lag Terese Nüll, die frisch importierte Kusine aus der Stadt. Lea sah den farbenprächtigen Fleck schon vom Gatter aus. Sie ärgerte sich schon von weitem über die knallige Hingegossenheit, mit der sich ihre Kusine in die Landschaft drapiert hatte. Es war die übertriebene Natürlichkeit, mit der sich alle Städter der Natur entgegenstreckten, ohne zu fühlen, dass diese Aufdringlichkeit der Natur unangenehm war: Aber dass auch Terese Nüll den Takt der Landschaft verfehlte, war besonders schlimm.

War es nicht zum Heulen, dass diese Schwärmerin im ladenblauen Leinen von morgen ab den Hersehof verwalten sollte? Das also war die Herrin über Leas Haus und Land und Getier für Monate, für Jahre vielleicht? Es war zum Heulen, aber es gab kein Zurück mehr, die große Expedition stand startbereit,

nur keine Schwachheiten am Start. Es war ja ein Glück, dass Terese Nüll gerade frei war und die Verwaltung des Hofs auf unbestimmte Zeit übernehmen konnte.

Lea schob sich freundlich an die Hingegossene heran.

»Schöner Tag, was?«

»Märchenhaft.«

Terese wälzte sich auf die Seite und blinzelte verzückt zu ihrer Kusine empor. Sie war einunddreißig, fünf Jahre älter als Lea. An Lebenserfahrung dünkte sie sich tausend Jahre älter als Lea. Die wusste überhaupt nichts vom Leben außerhalb der Glonn. Die war durch die Zurückgezogenheit ihrer Mutter fast nie in die Stadt oder unter die Menschen gekommen. Tante Daniela hatte sich an ihrem Kind versündigt, das stand bei der jüngeren Generation der Familie fest. Lea galt als ein wenig zurückgeblieben bei ihren städtischen Vettern und Basen.

Trotzdem fühlten sie alle, wenn sie zu kurzem Besuch in die Glonn kamen, eine seltsame Neugier nach Leas Dingen, während Lea nicht im Geringsten neugierig war nach ihren städtischen Dingen. So auch jetzt. Während Lea neben Terese Halt machte und ruhig über sie hinweg ins Tal sah, musterte Terese interessiert die Toilette zu ihren Häupten.

Warum hatte sich Lea nach dem Mittagessen umgezogen, obwohl kein Besuch zu erwarten war? Das hatte sie von ihrer Mutter geerbt, das kannte man. Tante Danielas fünfmaliger Umzug pro Tag, auch wenn jahrelang kein Besuch im Hersehof empfangen wurde, war in der Familie sprichwörtlich geworden: Stallhose, Reitkleid, Stallhose, Teekleid, Stallhose, Abendkleid. Und warum gerade dieses blendende Weiß, zehn Tage nach dem Begräbnis der Mutter? Extra? Echt »hersisch«! Misstrauisch blickte Terese auf die champagnerfarbenen Strümpfe und sah sie hoch oben in einer champagnerfarbenen Schlupfhose verschwinden.

»Warum so elegant, Leachen?«

»Wieso? Mein Tenniskleid vom vorigen Jahr.«

»Wohin damit?«

»In den Wald, Maffa totschießen.«

»Im Ernst?«

Terese setzte sich mit einem Ruck hoch.

»Hab ich's Dir noch nicht erzählt?«, fragte Lea kühl.

Sie wusste ganz genau, dass sie es Terese noch nicht erzählt hatte. Alle Dinge, die mit ihrer großen Expedition zusammenhingen, behielt sie bis zur letzten Minute für sich.

»Der Krallenpeter hat doch schon gestern das Grab gegraben, ganz hoch oben, bei der Grenztanne, es ist alles bereit.«

Terese starrte mit entsetzten, blauen Glotzaugen auf Maffa, der sich neben seiner Herrin auf die Hinterhand gesetzt hatte. »Und Du musst ihn selbst erschießen? Steht das im Testament?« Sie witterte überall eine Apartität Tante Danielas.

»Du bist ja verrückt«, sagte Lea. »Im Testament stehn andere Dinge, keine solchen Kinkerlitzchen, die Du glaubst.«

»Bitte, lass es, Leachen, lass ihn mir, ich will ihn gut pflegen, den armen Kerl.«

»Ach was! Dass Du ihn gut pflegen willst, glaub ich Dir. Er würde trotzdem den ganzen Tag am Gatter sitzen und nach mir heulen. Er ist seit seiner Geburt bei mir … Besser so, Maffa, was?«

Maffa wedelte freudig mit dem Schwanz, dann lugte er wieder gespannt ins Tal. Schon verschwammen vor seinen Augen die Linien der Landschaft, doch er konnte noch jene Stelle dort unten ahnen, wo sich das Hühnervolk um den Trog drängte. Er sog nervös die Luft auf, aber er bekam nichts in die Nase. In jungen Jahren hätte er bis hierher gewittert, ob es dort unten um Fleischreste oder um Fischreste ging, jetzt bekam er nichts mehr in die Nase. Nur ganz schwach den Dunst seiner nahen Herrin, aber das war keine Neuigkeit für ihn, das war sein Lebenselement wie Luft, Wasser, Erde.

»Ja, ja«, sagte Lea, »das Grab ist ein wenig zu klein geraten, weil so dicke Wurzeln kamen, das ist dumm, ich muss ihn zusammenrollen.«

Terese hielt sich die Ohren zu, entsetzt über so viel Rohheit,

und kreischte auf, als hörte sie schon den Schuss. »Schrecklich, schrecklich!«

»Na für Dich doch nicht, Du blödes Huhn!«

»Bitte nicht in meiner Nähe!«

»Keine Angst! Du merkst nichts davon. Zum Tee bin ich zurück … Komm, Maffa, komm!«

Sie schritt weiter, empor zum Wald, Maffa hinterher.

Das Loch, das der Krallenpeter ausgeworfen hatte, war wirklich zu klein. Es enttäuschte, wie jedes offene Grab enttäuscht. Ein Grab sollte keine gewöhnliche Grube sein, dachte sie, ein Grab sollte tief hinunter reichen, tief bis zum Mittelpunkt der Erde hinunter, auch wenn es nur ein ordinäres kleines Hundegrab war. Aber das Begräbnis kam später. Vorerst musste sie sich ganz darauf einstellen, Maffa auf die beste Weise zu töten. Sie hatte ihren festen Plan.

Zuerst gab sie ihm das dicke Stück Schinken aus der Jackentasche. Sie warf es ihm in hohem Bogen zu, fang, Maffa, fang. Aber Maffa war kein gewandter Fänger mehr, er ließ das kostbare Stück auf den Boden klatschen, ehe er sich langsam und erstaunt darüber hermachte. Dann wollte sie ihn ermüden, indem sie ihm kleine Äste schleuderte, bring, Maffa, bring. Aber Maffa war ohne Lust beim Spiel, er schleppte die interessantesten Schleudergeschosse nur aus altem Anstand zurück. Schließlich legte sie sich neben die frische Grube aufs Laub und simulierte Müdigkeit und Mittagsschlaf. Vielleicht half das, vielleicht schlief er so am schnellsten ein. Denn sie hatte sich vorgenommen, ihn im Schlaf zu erschießen. Wenn er ganz in sich selbst hineingerollt war, wenn die Welt bereits von ihm gegangen war, ein kurzer Knall zwischen Schlaf und Tod, das war das Beste.

Tatsächlich wirkte ihr Trick. Er legte sich friedlich neben sie und schien einschlafen zu wollen. Sie kratzte ihn sanft an seiner Lieblingskratzstelle im Kreuz. Doch es dauerte noch eine Ewigkeit, bis er nicht mehr wedelte und nicht mehr blinzelte, bis er ganz in sich selbst hineingerollt war, bis der Revolver gezogen werden konnte.

Das Vorspiel zu dieser kleinen Hundetragödie im Herse-Wald lag weit zurück. Es war gespielt worden am 29. September 1901, die Szene war die Gruttenhütte im Kaisergebirg gewesen, die Spieler Leas Mutter und Leas Vater.

Frau Daniela Herse hatte damals noch Daniela Oldenkott geheißen und die Durchquerung des Kaisergebirgs über die Steinerne Rinne und das Ellmauer Tor hatte damals noch als schwierige alpine Tour gegolten. Tatsächlich war es für ein fünfundzwanzigjähriges Ding von der Wasserkante eine Leistung gewesen, diese Tour auf Daniela Oldenkotts Art durchzuführen: ohne Training, ohne Führer, allein. Aber der Hauptspaß war gewesen, dass die Eltern Oldenkott der Schlag getroffen hätte, hätten sie eine Ahnung gehabt, was damals von ihrer Tochter als geheimer Abschluss einer Italienreise selbständig unternommen worden war. Die Eltern hätte der Schlag getroffen und den Onkel und die Tante, von denen Daniela Oldenkott in den Schnellzug Bozen – Hamburg verfrachtet worden war, hätte ebenfalls der Schlag getroffen: Das war der Hauptspaß jener Tour gewesen, denn es war die Zeit der ersten Korsettrevolution der jungen Mädchen.

Stolz und erhitzt ruhte Daniela Oldenkott um die Mittagszeit jenes Septembertags in dem kleinen Geröllfeld unterhalb des Ellmauer Tors, nachdem sie die Hauptschwierigkeit der Tour, die plattigen Wandstufen der Steinernen Rinne, glücklich hinter sich hatte. Hier war der Blick nach Süden, nach den Gletschern und nach den Keesen der Zentrale, noch von den letzten Stufen des felsigen Tors versperrt. Doch gewaltig genug stürzten rechts und links von der romantischen Ausreißerin die Wände des Predigtstuhls und der Fleischbank in die Tiefe. Daniela hatte das Gefühl, allein auf der Welt zu sein, eine einsame Heldin auf totem Mond, siegreich über die Götter, abgesondert von den Menschen – bis plötzlich aus dem senkrechten Gestein

des Predigtstuhls ein menschlicher Ruf zu ihr drang. Das gab eine kleine Ernüchterung. Vor den Augen eines Menschen, der in jenen gewaltigen Abstürzen steckte, zerschmolz ihr stolzer Höhenweg zu einer Alten-Leute-Promenade. Dennoch war sie begeistert von der Kühnheit des Rufers, sie nahm ihr Glas und tastete das Gemäuer zu ihrer Rechten ab.

Lange Zeit bekam sie nur Fels ins Glas, glatten Fels und zerklüfteten Fels, nassen Fels und ausgedörrten Fels, weißen und roten und schwarzen und gelben Fels, dann eine tiefe Schlucht, einen senkrechten Kamin, ein Seilende, das zu einer kleinen Geröllstufe in diesem Kamin herabpendelte, endlich einen Menschen, der neben dem Seilende an der Kaminwand lehnte. Ein junges Männergesicht, das sie plötzlich zum Greifen nah ins Glas bekam.

Sie hätte dieses Gesicht mit dem Glas abtasten können, aber sie scheute sich, in die übermenschliche Einsamkeit jenes Menschen einzudringen, während er ahnungslos vor sich hin döste im heiligen Glotzen des müden Pioniers. Sie setzte schnell das Glas ab und machte sich wieder auf den Weg.

Als nach einigen Minuten der Ruf wieder kam, fühlte sie, dass der Mensch in dem schwarzen Riesenkamin nach ihr rief. Sie stoppte und erschrak. War es ein Hilferuf? Wie hätte sie hier Hilfe bringen können? Sie rief ein schrilles Wie zurück, »Wie – Wie – Wie«, aber sie verstand die Antwort nicht, das Echo überschlug die Worte von allen Seiten her.

Erst als der Mensch im Kamin hinter jedes Wort eine lange Pause setzte, um das Echo abklingen zu lassen, konnte sie verstehn. Ob sie den Schlüssel zur Gruttenhütte hätte? Natürlich, die Gruttenhütte war ihr Ziel für diese Nacht, sie hatte sich den Schlüssel in der Talstation verschafft, sie schrie ein verwirrtes Ja zurück, »Ja – Ja – Ja«, hallte es von der Fleischbank wider, und floh.

Es dämmerte schon, als sie vor der Gruttenhütte Schritte hörte. Sie hatte die Hütte längst instand gesetzt, alle Türen und Läden waren geöffnet, der Schmutz der letzten Besucher war

weggekehrt, sie hatte sich gewaschen, sie hatte das Hüttenbuch studiert, sie hatte sich schon zur Genüge an ihrer Einsamkeit erbaut, Holz war gespalten und Feuer war gemacht und Tee war gekocht, als endlich jener Mensch anmarschiert kam.

»Großartig«, sagte er, während er in der kleinen Küche seinen Rucksack abwarf und sich mühsam das riesige Seil, das er in losen Schlingen umgehängt hatte, über den Kopf zog. »Ich hätte sonst ins Tal tippeln müssen … ich hab nämlich keinen Schlüssel für diese Hütte … großartig … Himmelherrgottsakrament, geh runter, altes Biest … «

»Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten«, sagte Daniela und stierte ihm, ohne es sich bewusst zu werden, ununterbrochen ins Gesicht.

»Nur her damit!« Er plumpste am Tisch nieder und trank drei Tassen von ihrem Tee.

Er dankte ihr nicht, er beachtete sie nicht, er war noch völlig benommen und ausgepumpt von seiner Fahrt. Er mochte ungefähr in ihrem Alter sein. Die kastanienroten Bartstoppeln zeigten an, dass er mindestens schon eine Woche lang nicht mehr unter Menschen gekommen war.

Erst als es dunkelte und sie die Lampe richtete, riss er sich zusammen und torkelte mit seinem Rucksack aus der Küche. Sie hörte ihn lange Zeit im oberen Stockwerk herumpoltern. Aber zum gemeinsamen Abendessen trug er ein frisches Hemd zu seiner weiten langen abgescheuerten Manchesterhose, er war wieder ganz bei sich, seine Ausgepumptheit war wie weggeblasen.

Auch Danielas Müdigkeit war weggeblasen, sie horchte hingerissen auf seine Erzählungen, während sie mit ihm am Küchentisch saß. Die Vorräte aus den beiden Rucksäcken wurden zusammengetan: Sardinen, Speck, Reis, gedörrte Pflaumen, Pumpernickel, Kognak, Tee.

Der dunkle Kamin, den sie gesehn hatte, war der Botzong-Kamin gewesen. Schon vor sechs Jahren zum ersten Mal bis zum nördlichen Vorgipfel des Predigtstuhls durchstiegen, aber

erst heute zum ersten Mal im freien Aufstieg bis zum südlichen Hauptgipfel bezwungen. Das Seil, das sie dort in der Ecke sah, war vierzig Meter lang. Menschen, die mit einem bezahlten Führer gingen, waren Schweine. Auch Italienreisende waren Schweine. Mit Ausnahmen natürlich, mit großartig blonden Ausnahmen. Kletterschuhe waren eine Selbstverständlichkeit. Es gab Alltagsmenschen und Höhenmenschen. Speck und Sardinen waren der beste Tourenproviant. Chemie war ein sehr interessantes Studium, ein weites Feld, die Professoren waren Schweine. Der größte deutsche Dichter hieß Heinrich von Kleist. Älter als dreißig Jahre sollte ein anständiger Mensch überhaupt nicht werden. Die Hamburger waren Spießer mit Krämergeist. Mit Ausnahmen natürlich, mit großartig blonden Ausnahmen. Er selbst hieß Anton Pasternak und stammte aus Franken. Die Franken waren Schweine. Mit Ausnahmen natürlich, mit kastanienroten Ausnahmen. Der größte lebende Mensch war Fritjof Nansen. Wenn im freien alpinen Gelände Einbruch von Nebel zu erwarten war, dann legte man sich grellrote Markierungsblätter. Man legte sie an möglichst markanten Stellen unter Steine, alle zehn Meter etwa, um sich den Rückzug zu sichern. Die schönste Oper war Aida. Die Pfote, die er ihr zum Gutenacht reichen musste, war wund, zerfetzt vom Gestein, doch das war bei allen anständigen Menschen so, denn nur Huren, männliche oder weibliche Huren, trieben Maniküre, Gutenacht.

Gutenacht. Sie lag begeistert in ihrem Bett im kleinen Damenraum der Gruttenhütte und dachte über alle diese Dinge nach. Eine neue Welt tat sich wunderbar vor ihr auf, aber was männliche oder weibliche Huren war, wusste sie nicht. Durch die heuchlerischen Formen der Jahrhundertwende, durch die strengen Formen ihres puritanischen Elternhauses, vor allem durch eine fast krankhafte Scheu vor dem Gekicher ihrer Freundinnen, wenn von Liebesdingen die Rede war, war sie noch völlig naiv geblieben. Wäre sie Katholikin gewesen, sie hätte keine unkeuschen Gedanken beichten können. Wie ein verirrtes Enzian im Gemüsegarten war sie das seltene und ein wenig komische

Exemplar geistiger Unbeflecktheit inmitten ihrer tuschelnden Freundinnen. Wohl ahnte sie geheime Dinge zwischen Weib und Mann, aber sie schob ihre Neugier von sich, wo immer sie auf das purpurne Geheimnis stieß. Manchmal fühlte sie, dass ihre Freundinnen hinter ihrem Rücken über sie lachten und sie für zurückgeblieben hielten in irgendeinem wichtigen Punkt des Lebens, aber sie fühlte sich bei allen Sports und bei allen Tanzereien, durch ihren natürlichen Witz und durch die vielen Anträge, die sie zurückweisen konnte, allen diesen Kicherfreundinnen und Tuschelfreundinnen so weit überlegen, dass sie das seltsame Geflüster hinter ihrem Rücken schnell verdrängte, so oft sie es zu spüren bekam. So kam es, dass sie nicht verstand, was manikürte männliche oder weibliche Huren waren. So kam es auch, dass sie keine große Angst empfand, als nach einer halben Stunde die Tür neben ihrer Bettstatt leise geöffnet wurde und der herrliche fremde Felskletterer in das dunkle Zimmer trat.

»Ich wollte nur nochmal sehn, ob Sie gut untergebracht sind in diesem geheimnisvollen Damenraum«, sagte der Student der Chemie Anton Pasternak.

»O ja, danke«, erwiderte Fräulein Daniela Oldenkott, die Ausreißerin aus dem Schnellzug Bozen – Hamburg.

»Haben Sie genug Decken?«

»Danke, ja.«

»Es wird sehr kalt werden.«

»Besten Dank.«

»Ich hab nämlich noch eine Masse Wolldecken gefunden«, kam es durch die Dunkelheit.

»Ach was?«

»Im Führerraum. Dort liegt noch ein ganzes Lager voll. Soll ich welche bringen?«

»Nein, danke – «

Ihre Stimme versagte nun doch ein bisschen. Er sprach in so zartem Ton, ein wenig bebend, ganz anders wie zuvor in der Küche. Sie hörte, dass er verliebt war, und sie war entzückt da-

von. Aber sie erschrak, als sie ihn näher auf ihr Lager zutreten hörte. Sie spürte plötzlich durch das Dunkel, dass er nackt war.

»Noch ein wenig plaudern schadet doch nicht? Oder?«

»Nein, nein … «

»Sagen Sie nur ganz offen, wenn ich gehn soll?«

»Nein, nein … «

»Ich verschwinde auf der Stelle, wenn Sie es wünschen?«

»Nein, nein, warum denn … «

Er stand über sie gebeugt, ohne sie zu berühren, und schwieg. Da fühlte sie, dass jetzt die Reihe an ihr war, und sie schlang mutig ihre Arme um ihn.

Erst seit dem Tod ihrer Mutter wusste Lea Herse, wer ihr Vater war. Sie verübelte es ihrer Mutter ein wenig, dass dieses Lügengewebe des Hersehofs nicht schon längst zerrissen war. Sie erinnerte sich jetzt ganz deutlich, dass die Mutter in den letzten Jahren oftmals angesetzt hatte, das Geheimnis zu lüften. Wenn der Schnee hoch gelegen war in der Glonn und der Gang um das Haus wie zwischen Festungswällen lief, wenn die Geburt eines neuen Füllen oder die Abreise eines lästigen Besuchs den Abend zwischen den zwei Frauen intimer gemacht hatte, oftmals hatte Frau Daniela Herse zu irgendeiner Beichte angesetzt. Aber immer wieder hatte sie abgebrochen. Was mochte sie abgehalten haben?

Ach, sie hatte zu den Müttern gehört, die das weiche Gewebe ihrer Babys nicht vergessen können und die noch an ihren erwachsenen Kindern das weiche Babygewebe zu verspüren glauben, auch wenn die Babys längst härter gewebt sind als sie selbst. Sie hatte der Unverwundbarkeit ihrer Tochter nicht getraut. Sie hatte gewartet und gewartet, bis es zu spät gewesen war. Genau wie sie mit ihrer Blinddarmoperation gewartet hatte, bis es zu spät gewesen war: Schon im April und Mai hatte sie ständig über

Schmerzen geklagt, aber noch am Tag vor Durchbruch und Tod hatte sie ihren Hengst Carlo geritten statt zum Arzt zu gehn.

Jetzt musste Lea alle diese wichtigen Dinge und brennenden Dinge und doch auch für ihre Generation ein wenig lächerlichen Dinge aus dem dicken Brief zusammenlesen, den Frau Daniela Herse in einer bedrängten Stunde aufgeschrieben hatte, um ihn der Tochter außer dem Hersehof und einem kleinen Betriebskapital in Pfandbriefen zu hinterlassen.

Nach ihren zwei Hochzeitstagen auf der Gruttenhütte hatte Daniela Oldenkott weder ihren Vater noch ihre Mutter ins Vertrauen gezogen, sondern ihre Patentante, die ältere Schwester ihrer Mutter, Fräulein Lily Gezelle. Die war damals in der ganzen Familie Oldenkott-Gezelle-Nüll gefürchtet und belächelt gewesen als überspannte alte Jungfrau und als eine der ersten Sozialistinnen inmitten einer bombensicheren Krämerzeit. Zu ihr war Daniela Oldenkott gelaufen, als sie sich nach ihrer Heimfahrt nach Hamburg geschwängert fühlte. Fräulein Lily Gezelle hatte zuerst ein krasses Donnerwetter losgelassen, nicht gegen Daniela, sondern gegen die Heuchelei der ganzen Familie, dann hatte sie sich mit ihrer Nichte auf die Bahn gesetzt und war mit ihr nach München zurückgedampft. Den Eltern war vorgeschwindelt worden, Daniela müsste auf Einladung der Outsidertante und zu deren Gesellschaft ein paar wichtige Wagner-Opern in München hören.

Aber die Expedition zu Lohengrin und dem Fliegenden Holländer war gescheitert. Man hatte zwar sofort Anton Pasternaks Adresse im Studentenverzeichnis der Universität gefunden, aber als er beim ersten Stelldichein ziemlich fremd getan hatte, war es um Daniela geschehn gewesen. Keine Macht der Welt hatte sie zu einem zweiten Zusammentreffen und zu einer klaren Aussprache mit ihrem Helden bewegen können. Vielleicht war es nur seine Ahnungslosigkeit gewesen und seine Scheu in der fremden Hotelhalle, vielleicht war er in dem steifen Kragen noch der gleiche Mensch gewesen wie in der verschabten Manchesterhose, ihr immer noch zugetan wie zwischen Fels und Kar: Aber ihr

Stolz hatte sich durch seine zurückhaltende Art zu einer Mauer aufgeworfen, die auch Fräulein Gezelles tagelanges Gekeif nicht mehr hatte stürmen können. Nein, sie wollte ihn nicht mehr sehn, sie wollte sich ihm nicht aufdrängen, sie wollte sich nicht an ihn hängen, das war ihr letztes Wort gewesen.

Und sie hatte ihn nicht wieder gesehn. Erst als Fräulein Gezelle den verkrampften Stolz ihrer Nichte als Tatsache hingenommen hatte, hatte sich ihr glänzendes Outsidertum bewähren können und ihr glänzendes Organisationstalent, darauf Daniela vertraut hatte. Noch in München war ein Windhund von verabschiedetem Kavallerieoffizier aufgegabelt worden, Herr Karl Herse, der kurz darauf Daniela Oldenkott in Brüssel geheiratet hatte, um sich sofort nach der Trauung wieder von ihr scheiden zu lassen. Die dicke Abfindungssumme hatte Fräulein Gezelle durch telegrafischen Verkauf einiger ihrer Seefahrtsaktien beschafft. Sämtliche Mitglieder der Familie Oldenkott-Gezelle-Nüll hatten aufs Tiefste Danielas Eheskandal beklagt, doch waren ahnungslos geblieben. Auch Anton Pasternak war ahnungslos geblieben und hatte nie mehr ein Wort von seiner großartig blonden Dame aus dem Damenraum der Gruttenhütte gehört.

Das Kind, das dann im Hersehof von der geschiedenen Frau Daniela Herse geboren wurde, hatte einen Vater und einen Vaternamen gehabt. Fräulein Gezelle war zur Geburt dieses neuesten Patenbabys angefahren gekommen, um ihm noch ein paar Monate lang mit tiefer Freude das Ärschchen einzupudern, kurz danach war sie gestorben. Herr Herse war im Weltkrieg gefallen, ohne Frau Herse noch einmal gestört zu haben. So hatte sie ihre Lüge durchgehalten und ihren Stolz gerettet. Tausend miserable Tricks hatte sie dazu gebraucht, aber tausend bunte Märchen hatte sie der Tochter von dem toten Vater erzählen können.

Auch der Militärrevolver, den Lea in der Jackentasche trug, um Maffa zu erschießen, war einer von diesen vielen Tricks. Die Mutter hatte ihn stets als Andenken an den toten Vater ausgegeben, vom Regiment der Witwe zugesandt. Es war alles Lüge gewesen, Lüge und Stolz, ein bisschen Melancholie und

ein bisschen Lächerlichkeit und viel Lüge und viel Stolz. Leas Vater lebte, er leitete eine große chemische Gesellschaft in Berlin, sie hatte sich schon ein Bild von ihm verschafft und seine Züge studiert, in einer illustrierten Zeitung hatte sie ihn gesehen: Herrn Professor Doktor Anton Pasternak, einen der leitenden Köpfe der chemischen Industrie, im Kreis seiner Familie …

Maffa war eingeschlafen, es war Zeit. Der Hersehof war in Verwaltung gegeben, die geerbten Pfandbriefe waren flüssig gemacht und reichten aus, die Expedition in die Stadt des Vaters auf lange Sicht zu finanzieren – auch Maffa musste daran glauben, was war dabei! Sie zog leise den Revolver und entsicherte ihn mit einem dünnen Knack. War es nicht die einfachste Sache der Welt? War es nicht lächerlich, schon bei den ersten Vorbereitungen für die große Fahrt schwach zu werden? Sie drückte ab.

Sie drückte ab, doch es war ein grausamer Fehler gewesen, dass sie nicht zuvor den Krallenpeter um Rat gefragt hatte, wohin der Schuss gehn musste. Nachdem sie es verworfen hatte, Maffa mit Blausäure zu vergiften, hätte sie wenigstens wissen müssen, dass ein blitzschneller Tod nur durch einen guten Schuss hinters Ohr zu erwarten war. Aber sie schoss nach eigener Berechnung, sie schoss von oben her durch die Stirn. Der alte Hund sprang hoch und stand vor ihr, er spreizte zitternd die Vorderhand, aus seiner Nase floss Blut, er starrte mit großen Augen auf seine Herrin. »Maffa, Maffa, mein Maffa, mein einziger Maffa«, schrie sie entsetzt und warf die Waffe weit von sich, aber die heilige Sekunde zwischen Schlaf und Tod war schon zerschossen. Maffa blieb zitternd stehn, er begann zu röcheln, er sah sie mit vollem Bewusstsein an. Sie sank dicht vor ihm auf den Waldboden und wimmerte ihm hilflos entgegen. »Maffa, Maffa, Maffa, Maffa.« Bis er endlich mit der Hinterhand einknickte und sich langsam umlegte und die vier alten Beine zu strecken begann.

Terese Nüll wartete seit dem Schuss, der durch die stille Glonn gedröhnt war, mit Ungeduld auf die Rückkehr ihrer Kusine. Sie hatte sich bereits eine Menge Trostworte zurechtgelegt. Da sie schon zwei auseinandergegangene Verlobungen erlitten hatte, hielt sie sich für eine Autorität in tragischen Dingen. Sie freute sich schon darauf, ihrer süßen kleinen Kusine mit literarischer Überlegenheit zeigen zu können, wie man solch ein trauriges Ding dreht.

Nach zwei Stunden wurde es ihr zu dumm. Sie lief in den Hof hinab, Tee zu trinken. Nana servierte den Tee mit bösem Gesicht. Nana war schon seit Leas Geburt im Hersehof bedienstet, man konnte nicht unterscheiden, ob ihr böses Gesicht noch zur allgemeinen Trauer über Leas Abreise gehörte oder ob es schon auf den speziellen Fall, dass der Tee ohne Lea genommen wurde, zugeschnitten war. Jedenfalls fühlte Terese Nüll Unbehagen, als sie allein vor dem Tee saß, sie bereute ihre Treulosigkeit und packte Tee und Toast auf Tante Danielas japanisches Lackbrett, um zur Mooswiese zurückzupilgern. Kaum war das Picknick auf einer hübschen bunten Decke unter dem Christus aufgestellt, da kam Lea aus dem Wald herabgeschlenkert.

Als wäre nichts geschehn, so schlenkerte sie daher. Nach Maffas Begräbnis war sie bergwärts gelaufen, bis zu der kleinen Quelle in dem kühlen Graben, wo die Glonn entsprang. Dort hatte sie sich ausgeheult und dann die Tränen abgewaschen. Jetzt war nichts mehr zu sehn. Die Lider waren abgeschwollen. Nur in den blauen Augensternen zündelte ein kleines Flämmchen, ein feindseliges schlimmes kleines Flämmchen, das Terese Nüll warnte vor allzu eifrigem Zuspruch.

»Na?« Sie plumpste munter ins Moos. »Hast Du Dich unterdessen gut mit Jesus Christus unterhalten?« Sie zog einen weißen Kamm aus der Jackentasche und kämmte sich. Ihr Haar war ziemlich in Unordnung geraten. Als einziges Mitglied der Familie Oldenkott-Gezelle-Nüll hatte sie kastanienbraunes Haar mit rötlichem Schimmer, die eisblauen Augen der Oldenkotts, doch fremdes kastanienbraunes Haar.

Terese goss den Tee ein, ohne aufzublicken.

»Hast Du alles so schön drapiert?«, sagte Lea und strich sich durchs Haar, dass es nur so knisterte.

»Noch ganz heiß«, sagte Terese, »glänzend erraten.«

»Sehr malerisch drapiert! Das ist die Hauptsache.«

»Zucker?«

»Nein, danke.«

»Zitrone?«

»Danke.«

»Trinkst Du keinen Tee?«

»Später vielleicht.«

»War es schlimm?«

»Vorbei ist vorbei.«

»Aber ein schönes Brot darf ich meinem Leachen streichen?«

»Sag doch nicht immer Leachen! So was Blödes! Leachen! Du sagst Leachen und Deine Mutter sagt Lealein und Onkel Gezelle sagt Leamaus, das ist ja zum Verzweifeln!«

»Das ist alles nur Liebe.«

»Liebe! Hühnerdreck, die ganze Familie!«

»Na Lea, benimm Dich doch«, schrie Terese Nüll.

Lea lachte.

»Alle Welt ist außer sich über die Sprache, die Du von Deinen Stallmägden und Holzknechten annimmst!«

»Ja?«

»Wirklich, Du musst Dir diese Sprache abgewöhnen! In der Stadt machst Du Dich unmöglich damit! Und wie Du von unsrer Familie sprichst ist direkt zum Heulen, wirklich zum Heulen.«

»Ne pleure pas, ma pauvre Térèse«, sagte Lea mit dem klingenden Ouchy-Akzent, den sie von ihrer Mutter übernommen hatte. »Ne pleure pas, si je parle comme ça de ma famille. Moi, je parle au figuré, dans d'absolu, c'est la langue de Glonn, chacun suit sa ligne.«

Terese wusste keine Antwort, da sie nicht mitgekommen war. Außerdem war doch alles verkehrt, was man diesem Bock entgegensetzte. Sie legte sich zurück und grub ihren semmelblonden

Nüllschen Schopf ins Moos. Traurig starrte sie in den Himmel und wünschte, Lea möchte auf sie schaun und ihre Melancholie bemerken.

»Was ich noch sagen wollte, Du«, kam es nach einiger Zeit aus der gefährlichen Ecke, »ich glaube, Du hast doch Recht mit dem künstlichen Dünger. Warum soll man es nicht doch einmal mit diesem chemischen Zeug probieren?«

Terese schnellte hoch und griff freudig nach dem friedlichen Thema und nach dem ausgekühlten Tee.

»Unser eigener Mist«, sagte Lea, »reicht höchstens für unseren halben Wiesengrund. Es war immer eine Riesengeschichte, fremden Naturmist aufzutreiben. Und teuer, sag ich Dir! Und die schwere Zufuhr! Auf hundert Kilometer im Umkreis sind wir die einzigen Leute, die noch niemals Kunstdünger auf die Wiesen gelassen haben.«

»Das habe ich doch immer gesagt, mein Kind! So was Unrationelles! Es war eine fixe Idee von Deiner Mutter.«

»Fixe Idee! Mutter wusste ganz genau, warum sie gegen den chemischen Dünger war! So viel wie die Professoren auf Deiner landwirtschaftlichen Hochschule verstehn wir hier auch noch vom Wiesenbau und von der Viehzucht, kannst Dich drauf verlassen. Musst Dir nicht einbilden, dass Du auf Deiner Schule irgendwas gelernt hast! Wirst ja sehn, wie das dann in der Praxis aussieht. Wenn meine Hühner nur nicht Bauchweh kriegen bei Deiner neuen Futtermethode! Vielleicht legen sie Heringseier, bis ich zurückkomme?«

Terese lachte. Klar, dass sie nach ihrem zweijährigen Studium besseren Bescheid wusste. Tante Daniela hatte den Hersehof ganz stur nach den uralten Bauernregeln der Glonn weiterbewirtschaftet, Pferdezucht und Hühnerzucht, Milchwirtschaft und Wiesenbau. Was war hier nach den neusten wissenschaftlichen Methoden herauszuholen! Aber sie wollte das abziehende Gewitter nicht wieder beschwören und ging freundlich auf die Laune ihrer Kusine ein. »Thomasmehl und Kainit nimmt doch selbst der alte Krallenbauer. Und es gibt doch jetzt so wunderba-

re neue Salze und künstliche Dungmittel. Du glaubst wirklich, Deine Mutter hatte einen bestimmten Grund dagegen?«

»Kann ich Dir genau erklären«, sagte Lea und trank jetzt doch eine Tasse Tee und aß mit Appetit ein paar Toasts. Sie vergaß für eine kleine Weile Maffas Augen und setzte Terese Nüll die Kunstdüngertheorie ihrer Mutter auseinander.

Frau Herses Idee war gewesen, dass alle diese neuen chemischen und maschinellen Dinge für die Menschheit und für die Erde noch nicht praktisch erprobt waren. Zehn, dreißig, fünfzig Jahre Erfahrung, was war das viel? Wusste man denn, ob nicht alle Großstädter mit der Zeit geisteskrank wurden oder sonst wie krank, ohne die Krankheit aufziehn zu fühlen? Warum zum Beispiel sollte nicht in allen Automobilisten oder in deren Samen irgendetwas Lebenswichtiges absterben, absterben durch die gestohlene Geschwindigkeit, die nicht von ihnen kam und die ihnen nicht zustand? Klappten nicht schon jetzt alle Männer in den amerikanisierten Betrieben mit vierzig Jahren zusammen? Viele Jahrtausende hatte die menschliche Natur gebraucht, um sich die Technik des Feuers zu erobern, und jetzt sollte sie sich von einem Tag zum andern Tag an ähnlich eingreifende Dinge gewöhnen? Wusste man denn, ob nicht im Kuhmist oder im Pferdemist trotz der besten chemischen Analyse irgendein geheimnisvolles Etwas steckte, wohlverborgen vor der Wissenschaft, jenseits aller Chemie, und der Boden der Erde liebte gerade dieses geheime Etwas und wollte es schlucken? Die Wiese dort unten, Jahrtausende lang hatte sie dicken, warmen, tierischen Mist geschluckt, um blühen zu können, und jetzt plötzlich sollte sie sich mit chemischem Ersatz abspeisen lassen? Vielleicht ließ sie sich's fünfzig Jahre lang gefallen, vielleicht hundert Jahre lang, weiterblühend aus der gesammelten alten Kraft, so wie die Großstädter noch immer Kinder zeugten aus der geborgten Kraft der Väter – aber dann war es eines Tages aus, Streik gegen die Chemie, Hohn gegen die Wissenschaft, war denn nicht stets im Triumphzug der Wissenschaft der Hohn auf das Gestern mitgeschritten? Dann war es zu spät. Dann stand das

chemische Gelände der rollenden Kugel kahl. Dann konnten die letzten Großstädter mit ihren Wochenendkarren auf einer Mondkraterlandschaft herumgondeln.

Das war Frau Herses Idee gewesen. Daher ihre Feindschaft gegen den künstlichen Dünger. Lea selbst war nicht mehr so ganz dieser Ansicht. Ihre Lebensanschauung hatte in den letzten Tagen ein wenig umgeschlagen.

»Interessant«, sagte Terese Nüll. »Sehr interessant, Sektierertum, retournons à la nature, aufgewärmter Rousseau, Deine Mutter war eine großartige Frau, bei ihr wirkten diese altväterlichen Spleens ganz reizend. Aber wir Jungen sollten doch ein wenig fortschrittlicher denken, Leachen, was?«

»Schon wieder Leachen!«

»Le – ha! Freut mich wenigstens, dass Du erst mal zum chemischen Dünger bekehrt bist, Le – ha!«

»Ich bin gar nicht bekehrt, Du Affe!« Lea erhob sich und dehnte sich mit Lust und streckte sich mit Lust. »Aber nimm nur Kunstdünger dieses Jahr, meinetwegen, es ist wahr, ich bin auch für die Chemie.«

Auf der kleinen Landstraße im Tal war ein Radler zu sehn. Im Tempo eines Rennfahrers kam er auf die Glonn zu. In vollem Schwung stieß er mit seinem Vorderrad das angelehnte untere Gatter des Hersehofs zurück, dass es nur so knallte. Vor dem Haus sprang er ab, ohne zu bremsen. Sämtliche Herse-Hühner flohen mit Gegacker bergwärts.

»Wer ist das«, frug Terese Nüll und starrte neugierig auf den Bravourfahrer im Tal. Man sah Nana aus dem Haus treten und mit ihm sprechen.

»Quirin Linsinger«, sagte Lea. Es klang nicht besonders erfreut.

»Hast Du gesehn, wie er das Gatter aufgestoßen hat?«

»Er macht immer solche Geschichten. Wenn zugeriegelt gewesen wär, hätt es ihn geschmissen.«

»Großartig war das.«

»Er weiß ganz genau, dass der Riegel kaputt ist.«

»Das ist Quirin Linsinger?«

»Ja, das ist er.«

Der junge Mann hatte sein Rad an die Hauswand gelehnt und einen dichten roten Blumenstrauß, der an die Lenkstange geschnürt war, losgebunden. Nana brachte ihm ein großes Glas Wasser aus dem Haus. Er stürzte es mit einem Zug hinunter. Dann marschierte er mit seinem Blumenstrauß los: die Herse-Wiese entlang, zum oberen Herse-Gatter, zur Mooswiese.

Er trug weite graue Flanellhosen, scharf gebügelt, am Knöchel mit Radfahrerklammern zugesteckt, dazu eine enge Wollweste in hübschem Beige. Die Mütze hatte er beim Rad zurückgelassen. Man sah schon von weitem, dass sein glattes schwarzes Haar sehr windsicher zurückpräpariert war. Auch dass sein Gesicht außergewöhnlich stark eingebräunt war, sah man schon von weitem.

Terese Nüll kannte ihn dem Namen nach. Er galt als der einzige Freund des Hersehofes, als Leas Tennispartner, als der beste Schispringer im Gau. Wenn die alten Tanten in Hamburg über Leas weltfremde Erziehung klagten, hieß es stets: »Ihr einziger Verkehr sind diese wilden Linsingers, wenig anziehende Leute.« Man hatte sich schon oft den Kopf zerbrochen, ob nicht zwischen Lea und einem der Linsinger-Söhne eine Liebschaft bestände. Aber man war noch zu keinem festen Resultat gekommen. Jedenfalls wurde Terese Nüll von einem Anfall von Diskretion überkommen, als sie den jungen Mann so selbstsicher näherstapfen sah: Sie sprang auf und trat zu Lea, die an dem morschen Kruzifixbalken lehnte und ihrem Freund ein kleines kühles Hallo entgegenrief, als er vom oberen Gatter aus winkte.

»Du, ich gehe, Lea, ich drücke mich.«

»Unsinn, Du bleibst! Weiß der Teufel, woher er meine Abreise erfahren hat!«

»Er will sich verabschieden, er will Dich allein sprechen, ich verschwinde.«

»Du bist ja verrückt, Du bleibst, Du musst ihn kennenlernen, ich hab wirklich kein Geheimnis mit ihm.«

Die Linsingers waren Bayern. Sie betrieben eine kleine rentable Silberfuchszucht, eine halbe Stunde westlich von der Glonn. Der Verkehr zwischen den alten Linsingers und Frau Daniela Herse war ursprünglich durch den Austausch von Bruteiern entstanden. Doch Frau Herse war stets sehr zurückhaltend geblieben, sie hasste jeden gesellschaftlichen Verkehr wie die Pest. Noch kurz vor ihrem Tod konnte sie sechs Stunden im Sattel durchhalten und acht Stunden auf Schiern, aber an einem runden Teetisch mit durcheinander quatschenden Damen und Herren klappte sie prompt nach zehn Minuten zusammen. Außerdem vertrug sie nicht den starken Fuchsgeruch, der die ganze Linsinger-Farm durchschwelte. Erst als die beiden alten Linsingers schnell hintereinander gestorben waren und die Geschwister Linsinger, zwei Söhne und zwei Töchter, Leas ausgesprochene Sportskameraden geworden waren, hatte der Verkehr zwischen den zwei Höfen freundschaftliche Formen angenommen.

Dass Lea kein Geheimnis mit Quirin Linsinger hätte, war eine krasse Lüge. Er hatte sie gehabt. Aber vielleicht war es auch keine Lüge, sie fühlte kein Geheimnis mehr mit ihm, sie war ihm längst entglitten, sie hatte sein Manntum längst wieder vergessen. Sie sah jetzt nur noch den guten lieben Sportsbubi in ihm, den sie ein wenig bemuttern musste, obwohl er fünf Jahre älter war als sie.

Sie hatte sich in ihn verliebt, als er vor vier Jahren nach seinem Londoner Winter ins Tal zurückgekehrt war, um seine Erbfarm zu übernehmen und seinen jüngeren Bruder ins Ausland zu schicken. Sie hatte sich heimlich mit ihm verlobt, als im März jenes Jahres die Füchse ranzten und als sie ihn eines Tages inmitten seiner ranzenden Füchse besucht hatte, auf dem kleinen Holzturm über dem Auslauf der Fehen und Rüden, wo

er während der Ranzzeit tagelang ausharren musste, um zu kontrollieren, welche Fehen belegt wurden und welche Rüden taugten. Und er hatte sie gehabt im darauf folgenden Sommer, als der junge Wurf jener Ranzzeit bereits entwurmt war und als er an einem heißen Heutag angefahren gekommen war, um ihr beim Einbringen ihrer entlegensten Bergwiese zu helfen. Ein paar Heuwochen lang hatte er sie gehabt, dann war sie ihm wieder entglitten. Sie gehörte ihm längst nicht mehr, sie hatte ihm nie gehört. Wie zuvor trainierte sie auf dem Linsingerschen Platz Tennis mit ihm, wie zuvor half sie ihm im Winter die Sprungschanze einzustampfen, aber nie mehr hatte er gewagt, sich ihr mit einem einzigen intimen Wort oder Blick zu nähern, seitdem sie damals ganz ohne äußeren Grund plötzlich Schluss gemacht hatte. Sie spielte nicht mit ihm, sie hatte sein Manntum wirklich vergessen, das fühlte er und das nahm ihm jede Hoffnung auf ein Wiedergewinnen des verlornen Spiels. So war er ihr erst richtig verfallen, seitdem er wusste, dass es ihm nicht gelungen war, sie wahrhaft zu besitzen und zu erwecken.

»Almrausch!« Sie war ehrlich begeistert von dem frischen Strauß, den er ihr entgegenhielt. »Gibt's schon Almrausch? Wo haben Sie ihn gefunden?«

»Am Plankenstein. Dort blüht er immer zuerst.«

»Das ist Herr Linsinger, das ist meine Kusine aus Hamburg – na so was, gibt's schon Almrausch, besten Dank … «

»Entzückend«, sagte Terese Nüll. »Ich dachte, Alpenrosen blühn erst im Spätsommer?«

»Das sind doch keine Alpenrosen, Du Kalb, das ist Almrausch, ganz was anderes.«

»Das wird immer verwechselt, gnädiges Fräulein«, erklärte Quirin Linsinger verbindlich, »der Almrausch blüht zwei Monate vor der Alpenrose und ist kleiner und buschiger – «

»Und tausendmal würziger, ganz was anderes – trinken Sie eine Tasse Tee, Quirin, er ist zwar schon kalt … «

Sie lagerten sich wieder um das Teegeschirr und sprachen vom Wetter, vom Heu, von den Füchsen. Leas Abreise wurde

weder von ihm noch von ihr mit einem Wort erwähnt. So sprach auch Terese Nüll nicht davon. Aber sie wurde in ihrem Verdacht bestärkt, dass die beiden Eingeborenen allein sein wollten. Nach zehn Minuten lief sie zum Hersehof hinunter, um Nana und dem Krallenpeter beim Abendstall zu helfen.

»Was ist, Lea? Sie verreisen?«

»Woher wissen Sie?«

»Auf der Post haben die Leute gesagt, Sie haben den Hersehof verkauft und Sie treten eine Weltreise an, weil Sie eine Million geerbt haben.«

»So ein Zimt! Neunzehntausend Mark hab ich geerbt, wenn Sie es ganz genau wissen wollen. So eine Affenbande! Auf ein paar Monate nach Berlin fahre ich und meine Kusine verwaltet inzwischen den Hof, das ist alles.«

»Was wollen Sie denn in Berlin, Lea?«

»Luftveränderung. Der Arzt sagt, ich muss nach diesen letzten Wochen meine Nerven wieder aufpäppeln.«

»Sie und Nerven? Und ausgerechnet in Berlin?«

»Selbstverständlich! Das Ei des Kolumbus, dass der Arzt mich nach Berlin schickt! Die Großstädter gehn aufs Land, wenn sie zusammenknacksen, wir müssen in die Stadt, wenn wir zusammenknacksen. Das ist doch klar!«

Gegen diese Lüge vom ärztlichen Befehl gab es keinen Einwand, das wusste sie. Von ihrer Mutter hatte sie beizeiten gelernt, dass man den Menschen stets mit dem Ausspruch einer fremden Autorität kommen musste, wollte man nicht, dass sie einem die eigene Willensfreiheit wie die Ratten beknabberten.

»Außerdem kann ich in Berlin doch endlich mal was für meine arme Bildung tun, Quirinchen. Stellen Sie sich vor, wie fein ich dort aufgebügelt werde. Alle meine Hamburger Tanten und Kusinen stehn sowieso schon auf dem Kopf und wackeln mit den X-Beinen, weil ich so ungebildet bin. Bei Tante Nüll sind schon beide Strumpfhalter abgerissen, so stark wackelt sie über mich.«

Aber Quirin Linsinger war heute nicht für schlechte Witze empfänglich. Als er von ihrer Abreise gehört hatte, hatte er sich

vorgenommen, noch einmal aufs Ganze zu gehn und ihr einen neuen Antrag zu machen. Wie alle Dreißigjährigen seiner Generation pendelte er hilflos zwischen Minderwertigkeitsgefühlen hin und her, zwischen Kleinheitswahn und Größenwahn, zwischen Melancholie und Frechheit. Wie alle jungen Männer seiner Zeit konnte er sein wahres Manntum und seine männliche Form nicht finden. So griff er, nachdem er eine Zeit lang über die Großstadt geschimpft hatte, verzweifelt nach dem alten Spruch aus der Großväterzeit und sagte plötzlich: »Darf ich um Ihre Hand bitten, Lea?«

»Bitte«, sagte Lea und streckte ihm über das Teegeschirr hinüber die Hand hin.

»Machen Sie keinen Unsinn, Lea. Sie wissen, was ich meine.«

»Sind Sie doch nicht kindisch, Quirin.«

»Also nein?«

»Was für eine Frage! Nein! Das wissen Sie selbst ganz genau.«

»Sie sind ein verdammtes Luder, Lea.«

»Warum denn? Wieso denn?«

Er schwieg.

»Warum bin ich denn ein Luder?«

Er verweigerte die Auskunft.

»Wissen Sie, was ich am meisten in meinem Leben bereue«, frug er nach einiger Zeit. Er hatte den Ton gewechselt. Man konnte deutlich hören, dass die männliche Unterwürfigkeit jetzt der männlichen Frechheit Platz machte.

Sie war auf dem Quivive. »Na, was denn? Was bereuen Sie denn am meisten, Quirin?«

»Dass ich Ihnen damals kein außereheliches Kind gemacht habe, meine kleine Maus.«

»Dummes Schwein!«

Sie dachte an das Schicksal ihrer Mutter: Süß und zart hatte die stolze Daniela Oldenkott die Blume ihres Leibes überwintert, bis sie im Hersehof aufgeblüht war. Er klammerte sich an den Gedanken, dass es auf der Welt noch andere Frauen gab: Die Welt war voll von Weibern und alle trugen die gleiche Unterwäsche

und waren gleich gebaut. So schwiegen sie eine Zeit lang, Weib und Mann, kleine Maus und dummes Schwein.

»Also Verzeihung, gnädiges Fräulein, und gute Reise!«

»Gut, Schluss!«

»Vielleicht gibt es in Berlin nettere junge Männer als hier?«

»Leicht möglich. Ein Mann ist gewiss dort, der mir gefällt, doch das ist ein alter Mann –«

Da sie aber mit diesem Spruch schon an ihr Geheimnis rührte, brach sie schnell ab und schwätzte darüber hinweg. Dass sie in Berlin Theater sehn wollte, Tanzen lernen, sich die Lippen anschmieren, dass es nur so knallte. Und wenn gerade die Mode aufkäme, dass man Halsketten aus getrocknetem Kuhmist trüge, dann müsste sie eben auf Befehl ihrer alten Wackeltanten eine Halskette aus getrocknetem Kuhmist umlegen. Sie kälberte, bis das Böse vergessen war. Nein, sie wollte sich nicht im Bösen von Quirin verabschieden, sie wollte keine Rückwärtsgedanken mit sich schleppen, keine guten und keine bösen Gedanken, keine guten Gedanken an Nana und an Maffa, keine bösen Gedanken an Quirin und an Terese, Gut und Bös war die gleiche Fessel, sie aber musste frei sein für die Fahrt zu ihrem Vater, sie brauchte freien Raum um sich herum, Raum, Raum, Raum. Zum Schluss bat sie Quirin, hie und da nach Nana zu sehn, nach dem Krallenpeter, vor allem nach den Tieren im Stall, sie hatte ein wenig Angst vor dem landwirtschaftlichen Eifer ihrer Kusine.

»Wird besorgt«, sagte Quirin und stand auf. »Sonst kann ich nichts für Sie tun?«

»Doch«, sagte sie und lachte. »Schaun Sie mal, wie morsch das Kruzifix ist! Schmeißen Sie es zum Abschied um!«

»Ich werd mich hüten.«

»Warum nicht? Es ist ganz morsch.«

»Es hält noch hundert Jahre.«

»Mit einem richtigen Fußtritt werfen Sie es um, Quirin.«

»Kann sein. Ich will aber nicht.«

Sie versuchte selbst, das alte Kreuz zu stürzen. Es wackelte und ächzte nur ein wenig, ohne einzufallen.

Quirin Linsinger lachte.

»Los, Quirin, Sie schaffen es mit Ihrer Bärenkraft!«

»Weshalb denn eigentlich? Es steht doch sehr schön hier?«

»Ja, finden Sie?«

Sie blickte prüfend auf den Gekreuzigten. Er hing unter einem kleinen Regendach aus Schindelbrettern, das Kreuz war zweieinhalb Meter hoch, ein primitiver Bauernchristus. Viele Menschenalter hing er schon so, wie er hing. Die Farben waren trotz des Regendachs stark verwischt.

»Überall hängt dieser Mann und verkündet, dass unser schönes Diesseits nichts wert ist. Überall hängt dieser Mann und verkündet den Tod. Werfen Sie ihn um, Quirin, werfen Sie ihn um!«

»Fällt mir nicht im Traum ein!«

»Halten Sie es für Sünde?«

»Ach was!«

»Sie glauben noch an ihn?«

»Nicht im Geringsten.«

»Warum wird er dann nicht umgeschmissen?«

»Weil ich nicht will! Weil es nur eine blöde Laune von Ihnen ist!«

»Das ist keine Laune. Es ist schlimm, wenn man nicht mehr an ihn glaubt und doch nicht Schluss mit ihm macht.«

»Halb so schlimm.«

»Nein, sehr schlimm, das Allerschlimmste. Das würde Christus selber sagen, wenn er wiederkäme.«

»Quatsch!«

»Ein großer Schwindel ist auf der Welt durch diese halbe Geschichte. Meine Mutter hat Recht gehabt, dass sie zur Heidin geworden ist, nachdem sie nicht mehr an ihn glauben konnte. Ich will eine richtige Heidin wie meine Mutter werden.«

»Warum hat dann Ihre Mutter ihn stehn lassen? Warum hat sie ihn nicht schon längst weggeschafft, wenn sie eine richtige Heidin war?«

»Ach, sie war eine zarte Seele – aber ich bin keine zarte Seele, ich werfe ihn um … «

Sie versuchte noch einmal, den Christus zu stürzen. Quirin Linsinger stand dabei und amüsierte sich über die erfolglosen Fußtritte, die sie dem alten Kreuz versetzte. Als sie sah, dass es umsonst war, stampfte sie mit dem Fuße auf den moosigen Boden. Quirin Linsinger brach in Gelächter aus.

»Sie Idiot«, schrie sie wütend, »Sie werfen ihn nicht um?«

»Nein, sag ich.«

»Dann lassen Sie ihn stehn, Idiot!«

Sie warf wenigstens noch das Regendach herunter, bevor sie ins Tal stieg. Mit ein paar hohen Luftsprüngen stieß sie die alten Bretter über dem Gekreuzigten herunter. Was brauchte der Gott des Todes ein Regendach!

Am nächsten Morgen fuhr sie. Sie wollte allein loskutschieren, so musste der Krallenpeter schon drei Stunden vor ihrer Abfahrt zur Bahnstation tippeln, um dort den kleinen Landwagen mit der dicken Stute wieder in Empfang zu nehmen. Es gab ein großes Gewinke aus allen Häusern der Glonn, als sie dann endlich abfuhr. Nana hatte ein zuckendes Heulmäulchen, Terese Nüll machte innige Familien-Glotzaugen, der alte Krallenpeter humpelte aus dem Krallenhof und krächzte immerzu: »Bald wiedakumma, bald wiedakumma, bald wiedakumma!«, und die drei kleinen Buben vom Sennenhof rannten noch hundert Meter neben dem Wagen her. Dann sank die Glonn zurück, die Menschen zuerst, danach die Häuser, danach der lichtgrüne Wald, wo auf Maffas kleinem Hügel zum ersten Mal der Tau lag. Die alte Landschaft glitt zurück, die dicke Stute fiel in vollen Trab und begann mit Gefühl zu furzen und zu misten, die neue Landschaft tat sich auf.

In München langweilte sie sich durch einen toten Nachmittag, weil vor Nacht kein Zug nach Berlin ging. Sie besah die Läden und die Menschen in den Straßen, sie trank viermal Kaf-

fee zwischen grauen alten Damen und grünen jungen Zigarettenrauchern, graugrün zog sich ihr erster Reisetag zu Ende, bis endlich der Schlafwagenzug abgelassen wurde, der Stadt ihres Vaters entgegen, der Stadt ihres Vaters entgegen, der Stadt ihres Vaters entgegen.

Zum ersten Mal in ihrem Leben fuhr sie Schlafwagen. Da sie mit einer jener alten Damen aus der graugrünen Welt zusammen schlafen sollte, löste sie beim Schaffner einen Zuschlag für ein freies Abteil erster Klasse. Das ging wider das Programm, aber als sie dann in ihrem eigenen Abteil lag und die Kirschkerne auf die Reiselektüre spuckte, konnte sie wenigstens wieder aus der graugrünen städternen Welt in die lichtgrüne Glonner Welt zurückfinden.

Es war sehr wohlig in dem kleinen Messingkäfig. Nirgendwo stand angeschrieben, dass man die Bettdecke nicht bis ans Fußende zurückstoßen durfte, wenn es zu heiß war. Es störte auch keinen Menschen, wenn man zum allgemeinen Getöse der Fahrt den bekannten gregorianischen Kirchenchor für Eisenbahnfahrten anstimmte, Korinther zwo dreiviertel einhalb:

> Ein Mädchen klein und weiß wie Schnee,
> So einst spazieren ging am Tegernsee,
> Da fand es einen Kieselstein,
> Da fiel ihm der Gedanke ein:
> Ach – wärst – Du – doch – Herr Jenkerlein,
> Herr Ging – Gang – Genkerlein
> Vom – Te – gern – see –

Hundertmal konnte man das in den Takt der Räder hineinplärren, ohne verhaftet zu werden. Dagegen war es verboten, im Nachthemd auf den Gang zu laufen und an alle Türen zu pumpern. Auch die geheimnisvolle Nachbartür durfte man nicht aufreißen, um zu rufen: »Her mit den Perlen, Frau Bankier, oder ich schieße!« Aber warum auch? Es waren lauter reizende Menschen in den Messingkäfigen ringsum. Nur die zwei Herren in den übertrieben schnittigen Sportshosen hatten ziemlich frech

gegrinst. Vielleicht waren es zwei Chemiker, angestellt im Werk Pasternak? So konnte sie morgen früh zu ihnen treten und sprechen: »Meine Herren, grinsen können Sie, aber dass ich die Tochter Ihres Chefs bin, ist Ihnen offenbar unbekannt. Sie sind ja sehr nette Chemiker, meine Herren, aber Ihre Hosen sind ordinär, wenn Sie das noch nicht wissen sollten. Ich will Sie nicht noch einmal in diesen Hosen sehn, meine Herren, ich danke Ihnen, meine Herren.« Was taten die schneidigen Chemiker dann? Sie zogen natürlich sofort die Hosen aus. Lieber nicht, gluckste sie lachend und war schon halb hinüber. Lieber nicht, meine Herren, die Hosen sollen dran bleiben, alle Herren in Europa behalten bis auf weiteres die Hosen dran, Befehl von Lea Pasternak, wer in den nächsten drei Jahren noch einmal seine Hose abtut, wird schwer bestraft, rattapatta – rattapatta, aber richtig bestraft, rattapatta – rattapatta – rattapatta.

Sie erwachte mit einem kleinen Alp. Es war nicht der zentnerschwere Druck des erzenen Nichts, mit dem sie in den ersten Tagen nach dem Tod der Mutter aufgewacht war; es war nur der kleine Morgenalp, zwanzig Pfund schwer auf der Brust. Sie sprang aus dem Bett und stieß den Rollvorhang am Fenster hoch.

Bösartig und schmutzig sah der Messingkäfig im ersten Morgengrauen aus. Durch eine unerbittliche Ebene jagte der Zug. Die vorbeisausenden Häuser verkündeten die ungelüftete Melancholie einer hoffnungslosen Generation.

Aber nach dem Gepantsch am Wasserpatent wurde es besser. Und nach dem dicken Frühstück wurde es noch besser. Sie ließ die Fensterscheiben herab und begann mit Lust die fremde Luft der Ebene zu atmen. Auch in Berlin war Ostwind, Wind aus dem Osten, ein mächtiger Hochdruck auch hier.

Sie war in der Stadt ihres Vaters. Sie nahm einen charmanten alten Verlass-Dich-drauf-Chauffeur und fuhr ins Hotel.

Zweites Kapitel

Der liebe Gott, nähme er wieder einmal Menschengestalt an, um unter seinen Erdenkindern zu wandeln, und versetzte er sich zu diesem Zweck plötzlich in ein Hotelzimmer im Westen irgendeiner Großstadt, auch der liebe Gott hätte hier nur zwischen zwei Dingen die Wahl: entweder auf die Straße rennen, um sich mit irgendeiner Predigt lächerlich zu machen, oder telefonieren. Lea Herse telefonierte.

Nach dem Auspacken der Koffer war sie allmählich in den kleinen Champagnerschwips der Ankunft hineingeschliddert. Der Chauffeur hatte vor Freude über ihr Trinkgeld fast geheult und der Portier hatte sie begrüßt wie ein Ehrenmitglied des Geheimbundes »Ging-Gang-Genkerlein and Company«. Die Liftjungen waren wie die Ziegenböckchen vom letzten Aprilwurf um sie herumgesprungen und die Zimmerzofe, als sie versicherte: »Die Toilette ist im Gang schräg vis-à-vis ganz hinten links um die Ecke«, hatte deutlich gelächelt: »Das kommt für Dich Reh aus der Glonn natürlich gar nicht in Frage!« Jetzt trug sie ihr Lichtgrünes und telefonierte. Des Jahrhunderts dicke Bibel lag aufgeschlagen von Par bis Paw vor ihr, die Nummer war schnell gefunden.

Zentrale Hotel, Amt, Zentrale Pasternak, Herr Professor ist noch nicht im Haus, tüt – tüt – tüt.

Gottseidank. Das war ein Fingerzeig des Himmels. Was hätte sie sagen sollen, wenn sie jetzt plötzlich seine Stimme gehört hätte? Erst in der Sekunde, da die kühle Muschel an ihrem Ohr gelegen war, hatte sie die Gefahr erkannt. Sie war eine Träumerin, jawohl, noch immer viel zu tief im Traum der Glonn versunken. Viele Träume der letzten zwei Wochen waren ausgeträumt und abgestoßen, doch auch die kühlsten Pläne der Glonn erwiesen sich jetzt plötzlich immer noch als trübe Träumerei –

wo steckte die kalte Wirklichkeit, nach der diese kalte Muschel verlangte?

Ein gewaltiger Garten, Pflanzen und Tiere und ein paar Menschen, so rollte die große Kugel um die Sonne. Aus dem Wald trat ein Mann und schaute über die Ebene. Wer bist Du, sprach er zu dem Kind am geschlängelten Bach, bist Du nicht von meinem Stoff, damit wir Hand in Hand marschieren können über dieses herrliche sonnenbestrahlte Reich … Oder eine Landstraße, weithin zwischen den Dörfern und Märkten, die Handwerker zu Fuß, auf Schimmeln und Rappen die Grandseigneurs und ihre Damen. Wohin so allein, mein Kind? Meinen Vater suchen, den Herrn vom Pomeranzenland! Ich bin der Herr vom Pomeranzenland, mein Kind, doch hast Du auch ein kleines Muttermal unter der rechten Brust? Hier ist es, mein Vater, in der Form einer kauernden Taube … Oder eine Weltstadt, jeder Tag eine dröhnende Schlacht, jede Nacht ein Siegesfest mit Feuerwerk, gesegnet, wer dem stolzen Wachstum dient. Dort sitzt der Mann, der Brot aus Luft zu machen versteht, die Kellner am Büfett flüstern sich den Namen zu und die Gäste ringsum starren mit blanken Augen auf ihn, aber einsam sitzt der große Chemiker vor seinem Schweinsbraten mit Kartoffelsalat, bis endlich ein Ding in Lichtgrün zu ihm tritt. Erinnern Sie sich noch an Botzong-Kamin und Gruttenhütte und Daniela Oldenkott, Professor Pasternak? Jeden Tag meines Lebens denke ich daran, mein Fräulein. So lassen Sie sich, aber bitte nicht sentimental zu werden, eine kleine Geschichte erzählen, Professor. Kein Wort mehr, meine einzige kleine Tochter, ich wartete auf diese Stunde … Pfui über dies Geträum, gut für die Glonn, gut für Dichter und Dienstmädchen, wo steckte die kalte Wirklichkeit, nach der diese kalte Muschel verlangte? »Mein Name ist Lea Herse, ich muss Sie dringend sprechen, Professor.« »Worum handelt es sich?« »Nicht um Geld und nicht um Chemie, sondern um eine seltsame familiäre Sache, ich kann es am Telefon nicht sagen.« Dann kam er an die Reihe und gab ihr eine Stunde. Dann traf sie ihn und überließ

sich dem Schicksal. Dann rollte das Schicksal im Zwiegespräch dahin … Und hier steckte der Rechenfehler der Glonn: im Zwiegespräch. In der Glonn vertraute man noch auf Zwiegespräche, in der Großstadt fühlte man plötzlich, dass es nur noch Geschäfte und Monologe gab. Würde sie nicht einen höchst blamablen Monolog in diese kalte Muschel sprechen, wenn der Mensch am andern Ende der Welt nicht die richtige Antwort gab?

Ach was! Selbstverständlich musste sie ihren Vater noch heute Aug in Aug sehn! Selbstverständlich musste sich alles andere von selbst ergeben! Wer seine Fahrt vor Beginn zu Ende denken will, versagt schon beim ersten Schritt. Wie gehst Du so fröhlich mit tausend Füßen dahin, frug die Heuschrecke den Tausendfüßler, wie machst Du das? Und der Tausendfüßler stoppte und überlegte und kam bis an sein Ende keinen Schritt mehr voran.

Zentrale Hotel, Amt, Zentrale Pasternak, jawohl, Herr Professor ist im Haus, er hat eine dringende Sitzung, wird aber nicht mehr lange dauern, tüt – tüt – tüt.

Eine Sitzung hatte Papi, ei ei? Vermutlich im Zimmer neben dem freundlichen Telefonisten? War man sich also doch schon bis auf zehn Schritt nahgekommen im unendlichen All? Selbstverständlich war es die Einfalt der Glonn, diese plötzliche Angst, dass es in der Stadt nur noch Monologe und Geschäfte gäbe. Selbstverständlich gab es auch noch Zwiegespräche. Reizende Zwiegespräche gab es noch, hin und her und her und hin, der eine Mensch sagte Bims, da sagte der andere Mensch Bams, mit Bims-Bams aus einem einzigen Munde kam keine Menschenseele vom Fleck. Immer hübsch hin und her im Zwiegespräch, so würde sich auch dieser große Fall ganz von selbst entwickeln, was konnte viel passieren!

Zentrale Hotel, Amt, Zentrale Pasternak, jawohl, eine Minute, sofort …

»Ja?«

Das war eine weibliche Stimme. Der böse Wolf hatte Kreide gefressen, um die sieben Zicklein zu täuschen.

»Sie wünschen Herrn Professor selbst?«

»Ja natürlich … «

»Wer ist am Apparat?«

»Lea Herse … «

»Einen Augenblick.«

Dies also war ein Augenblick. Wer war doch der Mann, vor dessen Sinn tausend Jahre waren wie ein Augenblick?

»Sind Sie noch da?« Es war immer noch der Wolf aus dem Vorzimmer. »Um was handelt es sich?«

»Ich will Herrn Professor Pasternak sprechen … «

»Ja in welcher Sache denn?«

»Eine ganz persönliche Sache … «

»Moment.«

Unsinn. Persönliche Sache war Unsinn gewesen. Geschäftliche Sache hätte es heißen müssen. Es handelte sich um etwas Chemisches, um irgendein Patent, um die Erfindung, Kaviar aus Kuhmist zu fabrizieren –

»Pasternak.«

»Professor Pasternak selbst?«

»Ja, wer ist dort?«

Sie schwieg. Kein Wort fiel ihr durch den Sinn.

»Bist Du es, Zilly?«

Zilly? Wer war Zilly?

»Hallo? Was los?«

»Hier ist Miss Dsching-Dschang-Dschenkerlein aus New York«, sagte sie mit starkem amerikanischem Mauschelakzent. »Ich bin von die New York Times befohlen, Herrn Professor Pasternak um eine kleine Interview zu bitten – «

»Wer ist das?«

»Dschenkerlein, New York, Times, photographer and interviewer – «

»Ja und?«

»Ich interessieren mich for Ihnen, Professor, weil Sie so chemisch sind – «

»Das ist irgendeine Mystifikation, wer ist denn dort?«

»Dschenkerlein, New York, ich haben eine ähnliche Patent wie der Herr Professor, ich machen diamants aus Kuhmist – «

»Ich verbitte mir Ihre dummen Witze!«

Tüt – tüt – tüt.

Der junge Mann hieß Bechterew, Dr. Fritz Bechterew, wissenschaftlicher Mitarbeiter einer großen Tageszeitung. Das Abendessen in dem kleinen russischen Restaurant bestand aus Borschtsch, Beefsteak, Obstsalat, Wodka. Die Kapelle spielte argentinische Tangos, Wiener Walzer, Urwaldkrach, Beethoven, I am lonely without you, Lieder vom Rhein.

»Bitte, sehn Sie mal möglichst unauffällig nach dem dritten Tisch hinter Ihrem Rücken«, sagte Bechterew zu Lea. Er sprach eine Spur Sächsisch, denn er stammte aus Chemnitz, doch das war nur für geografisch geschulte Ohren zu hören. Lea Herse nahm ihn für einen amüsanten und gerissenen Berliner Juden, obwohl er als dumpfer Antisemit und als englisches Halbblut gelten wollte. Seit einer halben Stunde analysierte er ihr die Gäste ringsum, ihre Berufe und ihre Laster, ihre Lächerlichkeit und ihre Tricks, die meisten waren Freunde oder Bekannte von ihm.

»Der dritte Tisch hinter Ihnen, der fette kleine Kerl mit der hübschen blonden Leiche in Schwarz. Was, glauben Sie, ist der Mann?«

»Ach, ich will es gar nicht wissen«, sagte Lea, ohne sich zu wenden. »Ich hab schon genug. Halte ich ihn für einen Dichter, dann ist er gewiss ein Lustmörder, und umgekehrt!«

Bechterew lachte. »Erraten. Er ist nämlich beides, Dichter und Lustmörder in einer Person: berühmter Kritiker. Martin Frogge, guter Freund von mir, an den gleichen Zeitungstrust versklavt wie ich. Wollen Sie ihn kennenlernen?«

»Nein, danke.«

»Verzeihn Sie, wenn ich ihn begrüße, eine Minute nur?«

»Bittebittebitte … «

Sie war froh, eine kleine Weile allein zu sein. Der erste Tag der Expedition ging zu Ende, der erste Ansturm war abgeschlagen, doch der Tag war nicht verloren, morgen würde ihr das Leben in der Großstadt sicherer von der Hand gehn als heut. Sehr gut, dass sie unter Führung des Herrn Bechterew ein paar Stunden auf dem Asphalt herumgerutscht war, ehe sie den Kampf mit ihrem Vater antrat. Sehr gut, dass sie sich von einem Fremden auf der Straße hatte ansprechen lassen, zu einem kleinen Bummel durch die große Welt, die sie nur aus Büchern und Zeitungen kannte, Straße, Kaufhaus, Kino, Restaurant. Bei dem Blinden mit dem Hund war sie von Herrn Bechterew angesprochen worden. Er hatte behauptet, schon eine ganze Stunde hinter ihr her getrabt zu sein, verliebt in ihren Gang, und verlegen, weil er sich noch niemals einer Dame auf der Straße angehängt hätte, erst die gemeinsame Ergriffenheit vor dem blinden Bettler mit dem Hund hätte den Bann gebrochen: Doch das war sicher Lüge gewesen. Alles war Lüge ringsum. Aber man musste diese Lüge fest ins Auge fassen, um die Wahrheit, die dahinter steckte, zu packen.

Die Musik spielte einen amerikanischen Marsch. Der Refrain wurde von allen Nichtbläsern der Kapelle mitgesungen. Lea geriet in eine heroische Stimmung bei diesen ungewohnten schrillen Klängen. Wunderbar war das Leben.

Wunderbar war das Leben, wenn man Augen hatte zu schauen und Ohren zu hören und ein Herz sich zu entscheiden. Am Rand der steilsten Glonner Wiese lag Frau Herse begraben, nach einem blutigen Kampf mit den Behörden war es gelungen, ein Grab außerhalb des Kirchhofs graben zu dürfen, ein Grab auf eigenem Boden. Fast hätte Lea in letzter Stunde den Kampf aufgegeben und den Leichnam an Staat und Kirche ausgeliefert, schließlich war dieser heidnische Wunsch ihrer Mutter nur eine Sentimentalität gewesen und im Tod war alles so gleichgültig. Jetzt kam eine tiefe Freude über sie, dass sie den Kampf gegen die

Beamten siegreich durchgefochten und die Mutter in der Erde der Glonn eingebettet hatte.

Ihr verdankte sie es, dass sie ein Herz hatte, sich zu entscheiden. Nicht aus Weltangst hatte sich Frau Daniela in die Glonn zurückgezogen, sondern in blanker Entschiedenheit. Sie hatte sich entschieden, entschieden, entschieden, das war es. Leicht möglich, dass sie sich für die falsche Seite des Lebens entschieden hatte, vielleicht musste man sich in das Chaos stürzen, mitten hinein, um eingetragen zu werden in das Gästebuch des Weltgeists: Aber sie hatte sich wenigstens entschieden, sie hatte nicht geflunkert wie diese Zeitgenossen ringsum, wie diese Hin- und Herpendler zwischen Gut und Bös. Frau Daniela hatte sich entschieden, das war die große Erinnerung, die ihre Tochter ihr an diesem Abend weihte. So oder so, Glonn oder Weltstadt, tierischer Dünger oder Chemie, es gab keinen Mittelweg, das war die Erkenntnis ihres ersten Großstadttags, das war das heroische Gefühl bei diesen schrillen amerikanischen Synkopen. Man musste sich zwischen zwei Welten entscheiden und es war heroisch, sich entscheiden zu müssen. Wunderbar war das Leben, wie auch die Entscheidung in den nächsten Tagen fiel, wenn sie nur fiel.

»Bitte, Frogge, gehn Sie doch mal möglichst unauffällig an meiner Lady vorbei«, sagte unterdessen Bechterew zu dem kleinen fetten Herrn am dritten Tisch hinter Leas Tisch. »Ein toller Fall! Möchte furchtbar gern wissen, was Sie von ihr halten.«

»Mensch, löchern Sie mich nicht mit Ihren ewigen Weibergeschichten – na, was ist denn, Ober, wo sind denn meine Muscheln, eine halbe Stunde warte ich schon, bei Euch geht das Geschäft wieder mal viel zu gut – «

»Nein wirklich, Frogge, ein toller Fall. Das Mädchen ist heute zum ersten Mal in ihrem Leben in der Großstadt, die richtige Unschuld vom Lande, aber klüger als wir alle zusammen.«

»Das muss ich mir begucken«, sagte Martin Frogges Freundin. Sie hieß Lizzy von Save und war aus Düsseldorf importiert, um rhythmische Tanzkunst zu studieren.

»Guck sie Dir an, die Unschuld aus der Dragonerstraße«, sagte Frogge und ballte wütend die Faust gegen den Kellner, der am Nachbartisch servierte.

»Kostet zehn Pfennig«, sagte die rhythmische Tänzerin und hielt Bechterew die offene Hand hin.

Bechterew gab ihr ein Markstück. Sie schritt mit einem scharfen Seitenblick auf Lea rhythmisch zur Toilette.

»Hören Sie mal, Bechterew«, sagte Martin Frogge, »Ihr gestriger Artikel über die Lehre vom Yoga war aber richtiger Schmus. Glauben Sie wirklich an dieses Zeug?«

»Ich schwöre Ihnen, Frogge, es ist die einzige Religion, an die ich noch glauben kann.«

Martin Frogge bekam seine Muscheln und stürzte sich wie ein trojanischer Held darüber her.

»Tatsächlich, Frogge! Der Mensch lebt zwischen dem Zentrum der Erdkugel und dem Zentrum der Sonnenkugel. Wenn der Mensch in dem Gefühl lebt, die Verbindung zwischen dem Erdmittelpunkt und dem Sonnenball zu sein, dann hat er sein wahres Lebensgefühl gefunden.«

»Und wenn er es nicht hat?«

»Dann ist er tot, geistig und seelisch tot, der körperliche Tod spielt dabei gar keine Rolle.«

»Und was bekommen Sie für so einen Aufsatz gezahlt?«

»Das ist Geschäftsgeheimnis.«

»Auf jeden Fall viel zu viel.«

»Auf jeden Fall viel zu wenig, Sie kennen ja unsere Blutsauger. Aber das Tolle ist, dass ich gerade heute dieses Mädchen dort treffe, sie hat nämlich wirklich jenes uralte und doch so moderne Lebensgefühl, von dem ich in meinem Aufsatz schrieb. Ehrenwort, Frogge, ich spüre es bei ihr ganz genau.«

»Toller Fall«, sagte Martin Frogge und legte sich lachend eine neue Portion Muscheln vor. »Na was ist, Lizzy? Ist sie Yoga oder ist sie Joghurt?«

Die rhythmische Tänzerin zählte schweigend neun Zehnpfennigstücke auf den Tisch.

»Na, was ist?«, frug Bechterew gespannt und schob das Kleingeld in die Hosentasche.

»Schlagen Sie sich diese Dame aus dem Kopf, Bechterewchen!«

»Ist sie nicht hübsch?«

»Hübsch ist sie, sehr hübsch, aber –« Sie winkte Bechterews gekräuseltes Haupt zu sich und flüsterte ihm mit gespitztem, aristokratischem Mäulchen ihre Diagnose ins Ohr.

Martin Frogge brach in Gelächter aus, ohne hinzuhören.

»Na eben, na was denn, na selbstverständlich! Das seh ich doch von hier aus an ihrem knabenhaften Schultergeblätter!«

Er trank strahlend dem zusammengeknickten, wissenschaftlichen Mitarbeiter seiner Zeitung zu. »Hoch Yoga, Bechterew! Hoch Yoga, Berlin, Chemnitz und Lesbos!«

Die Uhr auf dem Nachttisch war stehn geblieben. In der Glonn wusste man beim Erwachen, wie spät es war, vor allem im Juni. Dort brauchte man nicht erst die Augen zu öffnen, um nach dem Licht des Tags zu sehn. Drei Uhr und es piepsten die ersten Vögel, vier Uhr und der Krallenpeter begann die Sense zu dengeln, fünf Uhr und die alte Nana wälzte sich mit Krach aus ihrer geblümten Kiste, sechs Uhr und das Konzert des Tags stand auf fortissimo. Hier wusste man nichts. Totenstille ringsum. Besaß man Geld, so konnte man sich mitten in der Weltstadt eine Portion Totenstille kaufen. Totenstille mit Luxussteuer. Und prunkvoll sanken die samtenen Vorhänge des Fensters zum Parkett herab und garantierten das Dunkel, das Totendunkel mit Luxussteuer.

Um elf Uhr wollte Herr Bechterew anrufen. Es handelte sich um eine chinesische Ausstellung, die man unbedingt gesehn haben musste. Aber Herr Bechterew war zum Schluss etwas abgekühlt gewesen, das liebe Halbblut. War er eifersüchtig gewe-

sen, weil sie sich von Herrn Martin Frogge Theaterkarten für heute Abend besorgen lassen wollte? Nun hatte sie sich doch noch in Herrn Martin Frogges Gesellschaft ziehn lassen! Um zwei Uhr sollte sie Fräulein Lizzy von Save treffen, der Name des Lunchrooms stand auf dem kleinen Notizblock, viele interessante und rhythmische Menschen und sehr billige Knödel mit Kraut gab es in jenem Lunchroom. Dann musste endlich das Telegramm mit der Adresse und der guten Ankunft an Terese Nüll und Nana abgesandt werden. Dann musste anstandshalber eine alte Tante Oldenkott besucht werden, die in Berlin wohnte. Bechterew schätzte die Fahrt bis zur Wohnung dieser alten Tante auf mindestens eine Stunde, mit der besten Verbindung eine geschlagene Stunde, alle alten Tanten wohnten an der Peripherie.

Sie sprang aus dem Bett und beschloss, nach allen Seiten wortbrüchig zu werden. Nach dem Stand der Sonne war es schon elf Uhr, sie telefonierte in die Zentrale des Hotels, dass sie nicht zu sprechen wäre. Herr Bechterew sollte sich bei dem Blinden mit dem Hund eine andere Ergriffene aufgabeln, Fräulein von Save sollte ihre Lunchroom-Knödel allein verzehren, Herr Frogge sollte die Theaterkarten für das Nacktballett an Tante Oldenkott schicken, die Arme war siebzig und hatte gewiss schon lange nichts Nacktes mehr gesehn. Neun Telefonnummern standen schon auf dem kleinen Notizblock: Morgen waren es neunzig, wenn sich pro Kopf zehn neue Beziehungen auftaten. In einem Monat ging es ihr wie Mister Dschenkerlein aus New York: Der hatte zehn Jahre lang ununterbrochen telefoniert, und als man ihm dann den Kopfhörer mit Gewalt abriss, krochen ihm große bleiche Würmer aus den Ohren, unzählige Würmer, immerzu Würmer, bis er endlich den letzten Wurm von sich gab und starb.

Aber gesegnet sei das Klima dieser Stadt! Eine herrliche Luft drang durch das offene Fenster, als die Vorhänge zurückgewürgt waren. Wie ein Nichts wurde der schlechte Atem der Millionen Lungen vom Himmel aufgeschluckt und in reine Ware umgetauscht, von Herzschlag zu Herzschlag ein ewiger Vorrat an Reinheit und Macht.

Gesegnet diese Luft und gesegnet dieses Badezimmer! Bei Kalt allein konnte man die Brause nicht sehr lange ertragen, aber bei einer winzigen Mischung mit Warm konnte man verweilen. Fing man den Strahl im Nacken auf, so stob der Wassergott in dunklem Zorn das harte Flussbett der Wirbelsäule hinunter. Doch bog man sich zurück, so glitt er sanft und hell über das kleine weiche Vordach der Brüste und umspielte mit zarten Rinnsalen den Bauch und seine Säulen.

Schluss, Frottage, Wäsche, Kleid, Schuhlitzenabreißen, Hut, Frühstück, Taxi, helle Straßen, schnelle Menschen, Portier, Vorhalle, Lift, zweiter Stock, Anmeldung.

Auf dem Zettel, den der kleine uniformierte Bengel ihr vorlegte, stand gedruckt:

»Frau oder Herr ..... wünscht Frau oder Herrn ..... in Angelegenheit ..... zu sprechen.«

Natürlich wünschte Frau Herse Herrn Pasternak zu sprechen, doch in welcher Angelegenheit? Angelegenheit »Gruttenhütte«? Angelegenheit »29. September 1901«? Angelegenheit »Eine Waise im Sturm der Zeit sucht ihren väterlichen Felsen«?

Warum hatte sie den schönen Brief zerrissen, den sie ihm gestern geschrieben hatte? Warum wollte sie ihn durchaus Aug in Aug sehn, bevor sie ihr Geheimnis preisgab? Wozu all diese Schwierigkeiten?

Neben ihr stand ein blutarmer Familienvater und schrieb ohne Besinnen seine Angelegenheit auf seinen Zettel:

»Herr Meier 1 wünscht Herrn Maier 2 in Angelegenheit ›Habe nichts zu fressen‹ zu sprechen.«

Der uniformierte Bengel begann sie bereits misstrauisch abzuschätzen, weil sie ihre Angelegenheit nicht wusste. Ja, mein Junge, Deine Angelegenheit ist klar, Du bist ein kleiner Maulaufreißer und wirst mal ein großer Maulaufreißer werden, bei mir liegt die Angelegenheit etwas schwieriger, mein süßer Gockel mit den engen Hosen.

Sie zerriss ihren Zettel und gab dem Anmeldegockel einen Fünfziger. Sie ging wieder. Hinab das große Treppenhaus »Wir

sind wir«, hindurch durch die große Vorhalle »Eine feste Burg ist unser Geld«, vorbei an dem Portier »Alle Menschen gehören ins Zuchthaus«, auf die Straße.

Tags zuvor, beim Bummel über den Bummel, hatte Bechterew von einer schrecklichen Großstadtkrankheit erzählt, die er Budenangst nannte. Nach Bechterew war die Budenangst eine chronische seelische Erkrankung, epidemisch auftretend wie die Beulenpest und wie die schwarzen Pocken, aber weit gefährlicher als diese Kinderkrankheiten der Menschheit, weil der Bazillus noch nicht entdeckt war.

Im Gegensatz zur Beulenpest, die mit hohem Fieber und geschwollenen Lymphdrüsen einsetzte, begann die Budenangst schleichend und unbemerkbar. Bei männlichen Patienten konnte man am Anfang der Erkrankung leichte Zerstreutheit und leichte Verstopfung feststellen, bei weiblichen Patienten ziehende Schmerzen in den Hüften, verstärkte Schönheitspflege, verstärktes Wippen beim Gang: Doch dieses erste Stadium der Krankheit wurde meistens übersehn, weil es als normal galt. Erst wenn die Budenangst in voller Blüte stand, merkten die Patienten, dass sie vor ihrem eigenen Selbst und vor ihrer leeren Bude entsetzliche Angst empfanden. Dann griffen sie ohne Wahl nach den zahlreichen Medikamenten, die von der Großstadt zur Linderung der Budenangst geboten wurden. Gesteigertes Arbeitstempo war bei allen Budenängstlern als Linderung ihrer Seuche sehr beliebt. Für Kassenpatienten wurde außerdem empfohlen Theater-Kino-Radio-Sport. Bessere Patienten nahmen Religion-Literatur-Psychoanalyse-Auto-Verjüngung. Allen sozialen Klassen gemeinsam war der große Verbrauch an Zeitung, der billigsten Droge gegen Budenangst. Niemals jedoch hatte man gehört, dass ein richtiger Budenängstler durch alle diese Drogen der großstädtischen Budenangstindustrie geheilt worden war.

Schon am zweiten Tag ihres neuen Lebens lernte Lea Herse diese Krankheit kennen. Nach einem sinnlosen Trottoirmarsch vom Zentrum der Stadt zum Westen der Stadt kehrte sie mit müden Füßen und müden Augen in ihr Hotelzimmer zurück. Aber fünf Minuten später trieb sie die Angst vor der leeren Bude wieder auf den Asphalt. Nun musste sie doch in den neuen Lunchroom wallen, zu dem preiswerten Sauerkraut der rhythmischen Tänzerin, sie wusste nichts anderes zu tun.

Zum zweiten Mal in ihrem Leben ein Bummel über den Bummel. Beim Passieren eines Blumenladens fiel ihr ein, dass jetzt in der Glonn ihr »Delphinium Berghimmel« seine erste Blüte trieb. Zwei Meter hoch, der Stolz ihres Staudengartens, der hellblaue Rittersporn »Delphinium Berghimmel«, daneben die lichte »Sancy de Parabère«, die Kletterrose des Hersehofs, jetzt blühten sie. Hier blühte die Budenangst.

»Ich dachte schon, Sie versetzen mich«, rief Fräulein Lizzy von Save durch den überfüllten Kohlroom. »Da wären Sie aber schwer reingefallen, mein Kind. Erstens gibt es hier eine Gemüseplatte, wie sie in der ganzen Stadt nicht mehr zu finden ist – Sie sind doch als Landmensch gewiss ein richtiger Gemüsemensch? Und zweitens habe ich Ihnen hier die klügste Frau von Berlin mitgebracht, sie ist schon ganz verzweifelt, weil Sie nicht kommen. Fräulein Lea Herse aus den Alpen, Frau Johanna Duske aus – woher stammst Du eigentlich, Johanna?«

»Aus dem Nichts«, sagte die klügste Frau von Berlin und reichte Lea die Hand. Sie trug eine Hornbrille und war stark gepudert. Aber hinter den großen Gläsern steckten ein paar wirklich kluge Augen, ein ähnliches Eisblau wie Leas Augen, und unter dem Puder steckte eine frische junge Haut. Im Gegensatz zu der Rhythmischen schien sie ruhig und selbstsicher zu sein.

»Sagen Sie offen, Sie wollten mich versetzen?«, maulte Fräulein von Save, nachdem sie für Lea eine Gemüseplatte bestellt hatte. »Mein Kind, Sie wollten mich versetzen, obwohl Sie mir gestern in die Hand versprochen haben, zu kommen?«

»Offengestanden ja«, sagte Lea, »ich wollte nicht kommen.«

»Und dann hat eine geheimnisvolle innere Stimme Sie doch noch hierher getrieben?«

»Ach nein«, sagte Lea, »es war nur Budenangst, gar nichts anderes.«

»Na so was Entzückendes«, rief Fräulein von Save begeistert. »Was sagst Du zu dieser frechen Beleidigung, Johanna?«

»Ganz in Ordnung«, sagte Frau Duske mit ihrem wunderhübschen tiefen Alt und griff nach der Mittagszeitung. Sie begann zu lesen und schien Leas Ankunft schon wieder vergessen zu haben. Das war ein wenig kränkend, dennoch fand Lea dieses freiheitliche Gebaren sehr sympathisch.

Eine Viertelstunde lang war über dem Zeitungsrand nur eine glatte Stirn und eine glatte helle Haartafel zu sehn. Frau Duske schien sich nicht im Geringsten für ihre Umgebung zu interessieren, weder für den dicken Herrn, der seinen Hut über ihren Kopf hinweg vom Kleiderständer schwang, noch für Fräulein Herse aus den Alpen, am wenigsten für Fräulein von Saves soziale Ideen, die Lea mit der Gemüseplatte vorgesetzt bekam.

»Mensch, ich muss gehn«, sagte die Düsseldorferin endlich und brach mit dem amerikanischen Armbanduhrblick ihr Geschwätz ab. »Theoretischer Unterricht, Muskellehre, mag ich gar nicht … «

Lea geriet in Verlegenheit, während Fräulein von Save zahlte. Sie wartete noch auf ihre Mehlspeise und Frau Duske saß hinter ihrer Zeitung, als gäbe es nichts andres auf der Welt wie Eisenbahnkatastrophen, möblierte Zimmer, Völkerbundssitzungen, Theaterklatsch, fast fabrikneue Markenwagen, Schwergewichtler.

Sollte sie auf den Apfelstrudel nach Wiener Art verzichten und mit Fräulein von Save zahlen und gehn? Hatte sie auf die klügste Frau Berlins einen so üblen Eindruck gemacht, dass die sich ihretwegen hinter der Zeitung vergrub? Sie rief den Kellner zu sich, zu zahlen und zu gehn.

»Aber wieso denn?« Frau Duske lächelte freundlich über die Zeitungswand hinüber. »Bleiben wir nicht noch ein wenig?«

»Ja?«, frug Lea verdutzt, »meinen Sie?«

»Natürlich bleiben Sie«, sagte Fräulein von Save schnell und verabschiedete sich. »Sie sind doch ein freier Mensch, Sie stecken doch nicht in der Tretmühle wie ich – tschüs tschüs tschüs … « Sie rannte zur Muskellehre und ließ Lea mit der klügsten Frau Berlins allein.

»Ich kann nämlich diesen sozialen Quatsch nicht mehr hören«, sagte Frau Duske und legte die Zeitung beiseite, während ihre Freundin noch in der Drehtür steckte. »Lizzy ist bürgerlich bis in die Knochen, sie soll die Hände von diesen Dingen lassen – aber sie ist reizend, nicht wahr?« Dabei blinzelte sie Lea zu, als wollte sie sagen: »Die blödeste Kuh der Welt, nicht wahr?«

Lea lachte.

»Wir verstehn uns«, sagte Frau Duske mit bezauberndem Lächeln. »Sind Sie Kommunistin oder sind Sie Nihilistin? Eins von beiden muss man ja schließlich sein?«

»Ich bin gar nix«, sagte Lea trocken.

»Wunderbar! Ich bin auch nur beruflich an diesen Dingen interessiert, nicht substantiell. Ich bin Fotografin und entwerfe nebenbei Dekorationen für die kommunistischen Theater, ganz interessante Arbeit, jedenfalls besser als bürgerliche Kunst, aber im Grunde der gleiche Schwindel. Interessieren Sie sich für fotografische Kunst?«

»O ja«, sagte Lea, »was fotografieren Sie denn?«

»Was mir über den Weg läuft! Katzen, Menschen, Blumen, alles. Darf ich Sie auch fotografieren?«

Lea empfand diese Frage unangenehm und sagte schnell: »Haben Sie schon mal ein ›Delphinium Berghimmel‹ fotografiert?«

»Was ist das?«

»Eine hellblaue Sorte Rittersporn.«

»Möglich, ich kann mich nicht erinnern.«

»Haben Sie schon mal einen Herrn Pasternak fotografiert?«

»Was ist das?«

»Professor Pasternak, ich kenn ihn nicht, aber ich sah mal ein glänzendes Foto von ihm.«

»Pasternak? Cellist?«

»Nein, berühmter Chemiker.«

»Chemiker? Nein. Ich glaube, ich hab in meinem ganzen Leben überhaupt noch keinen Chemiker gesehn. Aber trinken Sie doch eine Tasse Kaffee bei mir, wenn Sie sich für schöne Aufnahmen interessieren, ich zeige Ihnen ein paar gute Studien. Oder sind Sie heute Nachmittag besetzt?«

»Nein, ich bin frei«, sagte Lea.

Sie fuhren in Frau Duskes Atelier für moderne Bildkunst und tranken in einer Ecke mit vielen bunten Kissen bittern Mokka und süßen Schnaps.

»Später mache ich ein paar Bilder von Ihnen«, sagte Frau Duske, »aber zuvor will ich Ihnen ein paar interessante Dinge aus meinem Archiv zeigen. Was wollen Sie sehn? Kinder, Hunde, Männer, Weiber?« Sie nahm Leas Arm und schlenkerte mit ihr in das kleine Archivzimmer. »Männer interessieren Sie wohl nicht?«

»Nicht im Geringsten«, plapperte Lea ohne Nachdenken. Doch das schien ein glänzender Spaß gewesen zu sein, denn Frau Duske gluckste zur Antwort wie eine Lachtaube. »Aber wirklich nicht im Geringsten«, wiederholte Lea, um den verborgenen Witz dieses Ausspruchs für ihre liebenswürdige Wirtin noch ein wenig auszutreten. »Ich will gar nichts von Männern wissen, Katzen sind mir lieber.«

»Wir verstehn uns, mein süßes kleines Alpenveilchen«, sagte Frau Duske und legte zuerst ein paar Katzenporträts vor, die Lea entzückend fand. Dann kamen ein paar farbige Blumenstudien, Astern und Phlox und Dahlien, aber »Delphinium Berghimmel« war nicht dabei. Ein paar Damen und Hunde aus der Gesellschaft fand Lea langweilig, doch sie blieb bei ihrem freundlichen »Entzückend«. Es kam eine Mappe mit Dekorationsentwürfen für ein modernes Theaterstück; zu jedem Blatt gab es eine langatmige Erklärung über die beabsichtigte Wirkung; sie verspürte keinen Hauch von dieser Wirkung und dachte nur noch krampfhaft daran, nicht gähnen zu müssen. Es ka-

men ein paar Aktstudien, Freilichtaufnahmen; sie kannte dieses Zeug bereits aus den illustrierten Zeitungen und Magazinen, die sich hie und da in die Glonn verirrt hatten; sie kannte diese verzückten Stellungen ihrer berühmten Geschlechtsgenossinnen und diese unappetitliche Manier, dem begeisterten Beschauer den Steiß entgegenzustrecken: entzückend. Dann kamen doch noch ein paar Männerköpfe, berühmte Künstler und berühmte Kaufleute; die Kaufleute versuchten künstlerisch zu glotzen und die Künstler glotzten möglichst kaufmännisch; eitle Tröpfe die und die: entzückend. Sie war froh, als bei ihrem hundertsten »Entzückend« eine Assistentin im weißen Operationsmantel in das Archiv trat und Besuch meldete.

»Na so was«, rief Frau Duske und schlug sich mit der Hand an die Stirn, »wie konnte ich das vergessen! Ist's schon vier Uhr? Für vier Uhr ist nämlich Major Ellen Wladden angesagt, mein liebes Kind, kommen Sie, kommen Sie, Sie werden etwas sehr Interessantes sehn, Major Ellen Wladden aus New York, eine Heilige, eine führende Persönlichkeit in der Heilsarmee, setzen Sie sich während der Aufnahme ganz still in die Ecke, ich werde Sie als meine Schülerin vorstellen, sonst wird mir dieser Engel scheu und verpatzt mir die Aufnahme, kommen Sie … «

Lea wurde von trüben Gefühlen beschlichen, als sie wieder in der Ecke mit den vielen bunten Kissen hockte und guckte, wie der Engel von der Heilsarmee für ein literarisches Magazin fotografiert wurde. Zuerst war sie von der klügsten Frau Berlins bezaubert gewesen. Aber die Atmosphäre im Archiv war ihr aufs Herz gefallen wie Mehltau auf eine junge Staude. Sie wusste selbst nicht, wieso es kam. Vielleicht war sie nur matt von dem ewigen bewundern Müssen? War Frau Duske nicht reizend? Hatte sie sich nicht wie eine Schwester an sie gepresst, als sie bei einem roten Phlox-Foto in wirkliche Begeisterung ausgebrochen war?

Major Ellen Wladden trug den langen Rock der Heilsarmee, am Kittel das bescheidene Abzeichen ihres Ranges, dazu die große Schute mit den zwei Bändern. Sie sprach wenig und ließ

sich geduldig von Frau Duske hin und her schieben, eine halbe Stunde lang, bis Stellung und Licht passten. Sie sah tatsächlich wie eine Heilige aus, ein süßes rundes Gesichtchen, sanfte dunkle Augen, frische rote Bäckchen, ein wenig säuerlich der Mund vom vielen Halleluja und Gebettel um die Gnade des Herrn.

Aber je länger Lea hinsah, um so nervöser wurde sie. Die Heilige aus New York wurde ihr von Minute zu Minute peinlicher. Warum stand sie vor dem Apparat und vor den grellen Lampen mit der gleichen Sanftmut wie in den Kaschemmen vor den Sündern der Welt, ihren frommen Song zu plärren und ihre Cents zu sammeln? Warum streckte sie nicht, während ihr Frau Duske die blöden Schutenbänder wirkungsvoll drapierte, ihre Zunge aus dem Engelsmäulchen raus? Warum sprach sie kein Wort?

Immer kribbliger wurde Lea, als die Prozedur nicht zu Ende kam. Die nervösen Ameisen liefen ihr über die Arme und über die Oberschenkel. Die Wut auf die Heilige wuchs von Minute zu Minute in ganz sinnloser Weise. Ein richtiger Krach mit dem sanften Geschöpf wäre eine wahre Erlösung gewesen. Nur aus Rücksicht auf die liebe Frau Duske hielt sie an sich. Und es war ja auch wahrhaftig kein Wort gegen Major Ellen Wladden vorzubringen? Ein leibhaftiger Engel, was sollte dieser schwere heidnische Zorn?

Wenigstens beantwortete sie den schwesterlichen Abschiedsgruß, als dann der Engel endlich ging, mit einem starren und gehässigen Blick und übersah die zarte Patschhand, die sich ihr entgegenstreckte. Sollte der Engel doch fühlen, dass hier ein Feind gesessen war! Vermutlich aber war der Engel viel zu dumm, um überhaupt etwas zu fühlen, was nicht nach Elend oder Halleluja roch? Hauptsache, es war vorüber und die neurasthenischen Kribbelameisen verzogen sich.

Frau Duske kam strahlend aus dem Entrée zurück. »Ist sie nicht himmlisch? Einer unserer up-to-datesten jungen Lyriker hat eine brillante Schauerballade auf sie geschrieben, guter Freund von mir, wissen Sie, so eine Ballade in primitivem Stil, dazu brauchen wir ihr Bild – ist sie nicht wunderbar?«

»Die?«, sagte Lea. »In meinem Leben noch kein so blödes Weib gesehn.«

»Was sagen Sie da?«

»Na, fühlen Sie denn nicht, dass das alles Schwindel ist?«

»Aber hören Sie, Kind! Sie täuschen sich wirklich! Ellen Wladden opfert sich für ihre Idee.«

»Was geht das mich an!«

»Man kann sich ja zu jeder Idee stellen, wie man will, aber man muss doch den heiligen Willen achten!«

»Das wär ja noch schöner«, rief Lea, »ich achte gar nichts.«

»Sie wissen nichts von dieser Frau, mein Kindchen. Die geht in die finstersten Spelunken, um den Menschen Hilfe zu bringen, aber wirkliche Hilfe. Die reist in der ganzen Welt herum und organisiert ihre einzelnen Stationen. Die ist über jede menschliche Eitelkeit erhaben. Wirklich ein Engel, glauben Sie mir.«

»Glaube ich gern, dass sie ein Engel ist, glaube ich, glaube ich!«

»Aber gegen einen Engel lässt sich doch nichts Böses sagen?«, rief Frau Duske lachend.

»Nein? Lässt sich nichts Böses sagen?«, schrie Lea in heller Wut. »Dieser Engel ist ein Schwein! Jawohl! Ein Engel und ein Schwein in einer Person, jawohl! Dass sie in die Hölle kommt, wenn sie gestorben ist, will ich gar nicht behaupten – wir andern kommen natürlich in die Hölle und diese Dame schwebt zum Himmel auf, das glaube ich gern, als Schwein mit Flügeln nämlich, als Schwein mit Flügeln wird sie in den Himmel aufsteigen.«

Frau Duske brach in ein Gelächter aus und war hingerissen von diesem unbegründeten und ungerechten Ausbruch.

»So ist die Sache!«, schrie Lea. »Jawohl! Ganz einsam wird dieser Engel als Flügelschwein auf seiner nassen Wolke hocken und Halleluja plärren! Ich möchte nicht mit ihr tauschen, tatsächlich nicht! Lieber als das, was ich bin, in der tiefsten Hölle rösten! Immer noch besser als solch Flügelschwein im Himmel!«

Hingerissen war Frau Duske. Sie umarmte Lea. Die war froh, dass ihr Groll entleert war und dass die klügste Frau Berlins sie verstand. Es schien nicht schwer zu sein, gute Freunde in der Großstadt zu finden und verstanden zu werden. Zwar verstand sie selbst nicht recht, warum diese schlimme Wut auf die sanfte Heilige über sie gekommen war, aber ihre neue Freundin schien es zu verstehn. Immer wieder wurde sie von ihr umschlungen. Mit geheimnisvoller Begeisterung wurde jedes böse Wort aufgenommen, das sie der Amerikanerin nachrief. Als sie merkte, welches Vergnügen ihr Zorn auslöste, geriet sie ins Kälbern und kälberte immer weiter hinter dem Engel her. »Überhaupt hasse ich alle Amerikanerinnen! Ob sie mit dem lieben Gott flirten oder mit einem Filmstar, ist ganz egal! Das ist zwar die erste Amerikanerin, die ich in meinem Leben sah, aber das genügt für alle.« Und das schien nun wieder ein viel größerer Spaß zu sein, als sie selber ahnte. Frau Duske wälzte sich vor Lachen, riss sie keuchend an sich, gab ihr einen Kuss auf den Mund.

Zuerst war es ein fader Lippenstiftgeschmack. Sie ließ sich gutmütig noch ein paarmal küssen. Plötzlich fühlte sie, dass ihr Mund nicht mehr freigegeben wurde. Eine feuchte fremde Zunge versuchte zwischen ihren Lippen vorzudringen. Wie eine Qualle hing es plötzlich an ihr. Ein blutloser Leichnam trotz diesem wüsten Drängen, eine lustlose Gehirnblase trotz diesen wirren Trieben, so hing plötzlich die klügste Frau Berlins an ihr. In vollem Entsetzen stieß sie die Qualle zurück und schlug ihr mit ganzer Kraft zweimal mitten ins Gesicht.

Die Brille flog zu Boden und zerklirrte. Die klügste Frau von Berlin hielt sich stöhnend die Hände vors Gesicht und schrie: »Hinaus, Du Hure!« Lea wollte noch irgendetwas rufen, Du Qualle, Du Bestie, Du Budenangst, Du Irgendetwas, aber sie presste die Lippen aufeinander und lief stumm aus dem Atelier. Das Dienstmädchen, das ihr die Gangtür öffnete, grinste ihr verständnisvoll nach.

Vor dem Haus fand sie ein leeres Taxi. Ohne Besinnen gab sie dem Chauffeur die Adresse ihres Vaters. Erst als sie schon zehn

Minuten gefahren war, fiel ihr ein, dass Samstag war, Samstag und fünf Uhr nachmittags, sämtliche Büros der Stadt waren längst geschlossen, ganz gewiss, auch das Geschäftshaus ihres Vaters war geschlossen. Aber sie ließ den Chauffeur die ganze Strecke zu Ende fahren, vom Westen der Stadt zum Zentrum der Stadt, ohne sich zu rühren.

Die Vorhalle des Hauses Pasternak war leer. Auch der Portier »Alle Menschen gehören ins Zuchthaus« war nirgends zu sehn. Natürlich war längst Schluss.

Sinnlos, hier noch irgendetwas zu hoffen. Aber durch diesen Raum war vor kurzer Zeit ihr leibhaftiger Vater geschritten, vielleicht schwebte noch ein Stückchen Unsichtbares von ihm in der Luft, um ihre anwachsende Melancholie zu umspielen und zu lindern?

Sie lief vor der Marmortreppe ein bisschen auf und ab, als erwarte sie noch einen säumigen Liebhaber aus einem der Büros. Während zwei uniformierte Bengelchen die Treppe herunterschlaksten, warf sie ungeduldige Blicke auf die Uhr überm Portal, um zu zeigen, dass sie bestellt war. Die Bengelchen liefen an ihr vorbei auf die Straße, ohne sie zu beachten. Die Halle war wieder still und tot.

Nichts. Sie musste wieder gehn. Sie musste wieder ins Hotel gehn, zurück in die leere Bude. Sie musste ihm einen neuen Brief schreiben.

Als sie vom Portal aus einen letzten Blick in die Halle warf, sah sie noch einen verspäteten Angestellten des Werkes Pasternak die Treppe herunterkommen. Ein subalterner älterer Herr, ein abgekämpfter Beamter mit Spitzbauch und Aktenmappe, müde und überarbeitet stapfte er die Marmortreppe herab und auf sie zu. Da er zwischen den Türen des Portals einen verwunderten Blick auf sie warf, was sie wohl hier zu suchen hätte, wollte sie

ihn wissen lassen, dass sie keine Einbrecherin war, sondern eine Freundin seines großen Chefs, und sprach ihn an. »Verzeihung, Professor Pasternak noch im Haus?« Der Spitzbauch blieb vor ihr stehen. »Professor Pasternak? Ich glaube, ja, er ist noch im Haus.«

Sie fühlte, dass sie knallrot wurde. »So?«, sagte sie kühl. »Besten Dank.«

Er wollte sich offenbar in ein Gespräch mit ihr einlassen. Er blieb stehn, zog eine hölzerne Dose aus der Tasche, rauchte sich mit Pedanterie eine Zigarette an und musterte sie dabei mit gutmütigen, dunklen Augen. »Sie wünschen Professor Pasternak zu sprechen?«

»Jawohl, er ist ganz bestimmt noch da?«

»Ich glaube ja – fragen Sie doch bitte mal im ersten Stock bei der Anmeldung nach, wenn ich mich nicht irre, ist er noch oben … «

»Danke … «

Sie schritt in die Halle zurück und flog die Treppe empor. An der Ecke vor dem ersten Stockwerk stoppte sie und wartete fünf Minuten. Sie wollte nicht noch mal vor einem leeren Zettel mit »Angelegenheit« stehn, für heute war ihr Mut dahin: Aber sie wollte sich auch nicht vor dem Herrn im Portal lächerlich machen. Als er nach ihrer Schätzung verschwunden sein musste, schlenkerte sie wieder die Treppe hinab.

Er stand noch zwischen den Flügeltüren des Portals. Er hatte auf sie gewartet. »Na, haben Sie Professor Pasternak getroffen?«

»Nein, er ist schon weg.«

»Er ist schon weg? So, so, er ist schon weg? Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Der Boy in der Anmeldung.«

»Der Boy in der Anmeldung? So, so? Ich glaube, der Boy hat Sie angelogen. Soll ich mal selber nachsehn?«

»Sehr liebenswürdig, besten Dank, es ist nicht nötig, nicht so wichtig.«

»Darf ich fragen, um was es sich handelt?«

Sie ärgerte sich über die zudringliche Art, mit der er sie anquatschte und ihr in die Augen stierte. »Nichts Geschäftliches«, sagte sie hochmütig, »besten Dank, guten Tag.« Sie lief schnell auf das Trottoir hinaus, das von den Menschen des Geschäftsschlusses überfüllt war.

»Eine Sekunde bitte«, sagte der Spitzbauch und schritt hastig an ihre Seite.

»Ja?« Sie blieb mitten im Gedränge stehn, um zu zeigen, dass sie keine Begleitung wünschte.

»Sagen Sie mir doch, um was es sich handelt, ich bin nämlich Professor Pasternak.«

»Was?«

Fast hätte sie gesagt: »Machen Sie keinen Blödsinn«, da erkannte sie plötzlich, dass wirklich ihr Vater vor ihr stand. Auf jenem Bild in der illustrierten Zeitung hatte sie ihn im Profil gesehn, ohne Hut, es war ein schmeichelhaftes Foto gewesen und ihre Fantasie hatte die fehlenden Lichter eingesetzt. Jetzt erkannte sie ihn tatsächlich. »Ach, Sie sind es selbst?«, sagte sie kühl. Die große Sekunde war vorüber, sie spürte keinerlei Erschütterung. Statt der unsterblichen Um-den-Hals-Fallerei nur eine kleine Schulmädchenneugier, wie der Streich zu Ende gehn würde.

»Ja, ich bin es«, hörte sie ihn. »Ich bin sehr gespannt, was Sie mir zu sagen haben, gnädiges Fräulein.«

Das sollte freundlich klingen und kroch ihr kalt und fremd übers Herz. »Nicht so einfach«, sagte sie, um Zeit zu gewinnen. »Schwierige Sache.«

»Schwierige Sache?« Er lächelte ihr ein wenig zweideutig zu. »Vielleicht begleiten Sie mich ein Stück? Ich habe meinen Wagen weggeschickt, weil ich noch ein bisschen Bewegung haben muss. Nach welcher Richtung führt Ihr Weg?«

»Ganz egal.«

»Dann erst mal raus aus diesem Irrsinn – halt, so geht das nicht … « Er riss sie am Arm auf den Fußsteig zurück und hielt sie fest, bis der Fahrdamm überschritten werden durfte. Erst

auf dem nächsten Fußsteig ließ er ihren Arm wieder los. »Noch keine Woche in Berlin, schätze ich?«

»Stimmt«, sagte sie und lachte.

»Und direkt aus den Alpen importiert?«

»Woher wissen Sie –«

»Das ist kein Kunststück bei Ihrem Tonfall, gehn wir hier rechts …«

Sie lief eine Weile schweigend neben ihm her, ohne zu ahnen, wohin der Weg führte. Endlich kamen sie in eine menschenleere Straße.

»Na, legen Sie los, gnädiges Fräulein, mit unserer schwierigen Sache …«

Sie hatte sich schon in der Glonn einen kleinen Trick zurechtgelegt, um sich aus der Klemme zu ziehn, wenn die große Umden-Hals-Fallerei nicht klappte. »Sie sind doch der erste Besteiger des Botzong-Kamins«, frug sie in trockenem Ton.

»Was bin ich?«

»Kennen Sie nicht den Botzong?«

»Nein.«

»Was?«, rief sie entsetzt.

»Wer soll das sein?«

»Botzong, Botzong-Kamin, Kaisergebirg, Predigtstuhl, Botzong-Kamin, erinnern Sie sich nicht?«

Er blieb stehn und starrte sie an. Wie ein Auferstandener, der auf sein eigenes Grab starrt, starrte er sie an. »Natürlich, selbstverständlich erinnere ich mich, Predigtstuhl, Botzong-Kamin – ja um Gottes willen, wie kommen Sie denn darauf, gnädige Frau, daran hab ich mindestens zwanzig Jahre nicht mehr gedacht –, Botzong, selbstverständlich, Botzong-Kamin, was soll denn das …«

»Das ist sehr einfach.« Sie versuchte sich wieder in Marsch zu setzen. Aber er ging keinen Schritt vorwärts. Sie musste vor ihm stehn bleiben und ihm ins Gesicht sehn. »Sehr einfach, ich bin Alpinistin, ziemlich bekannt als Alpinistin, ich schreibe ein Buch über das Kaisergebirg, eine Geschichte sämtlicher Erstbesteigun-

gen im Kaisergebirg, so wollte ich doch den ersten Bezwinger des Predigtstuhls sehn, da ich zufällig in Berlin bin, das ist die ganze Geschichte.«

»Das ist wirklich wunderbar«, rief Professor Pasternak begeistert und man konnte deutlich hören, dass ihr Trick keine Sekunde lang angezweifelt wurde. »Das ist wunderbar, Sie ahnen nicht, wie wunderbar das ist!« Er setzte sich endlich wieder in Bewegung. »Können Sie mich nicht noch ein Stück begleiten, gnädiges Fräulein? Bitte sehr! Das ist nämlich wirklich eine ganz wunderbare Erinnerung für mich.«

»Das freut mich.«

»Darf ich Sie nicht um Ihren Namen bitten?«

»Lea Herse.«

»Frau oder Fräulein?«

»Fräulein.«

»Fräulein Lea Herse! Und schon so eine große Alpinistin? Verzeihn Sie, wenn ich Ihren Namen nicht kenne, ich habe mich seit Ewigkeit nicht mehr um alpine Literatur gekümmert.«

»Ach es ist nicht so schlimm mit meinem alpinen Ruhm.«

»Doch, ganz gewiss – übrigens täuschen Sie sich, fällt mir soeben ein: Nicht ich habe die Erstbesteigung des Botzong-Kamins gemacht, sondern Botzong selbst, das ist der Mann, nach dem der Kamin benannt ist, Botzong hat ihn zuerst durchstiegen –«

»Natürlich«, sagte sie schnell, »das weiß ich.«

»Ich habe nur ein paar Jahre später die erste völlige Durchsteigung bis zum Hauptgipfel gemacht –«

»Ich weiß, ich weiß, genauso wird es in meinem Buch stehn.«

»Und zwar allein, ich war Alleingänger.« Er zog seinen Bauch ein und marschierte straff neben ihr her. »Bitte schreiben Sie das doch auch in Ihr Buch, dass ich allein war, als ich diese Sache schmiss.«

»Selbstverständlich.«

Er war hingerissen von dieser plötzlichen Erinnerung an die Kletterfahrten seines früheren Lebens. Ach das Leben inmitten jener heidnischen Felswände! Beim nächsten Straßenübergang

packte er wieder ihren Arm und führte sie mit einem festen, freundschaftlichen Griff. »Wollen Sie einem alten alpinen Kameraden, der mit Haut und Haar von der Großstadt aufgefressen worden ist, eine große Freude bereiten, gnädiges Fräulein?«

Sie schwieg. Er hielt noch immer ihren Oberarm umspannt, obwohl der Fahrdamm längst passiert war.

»Wollen Sie mir nicht diesen kleinen Samstagabend schenken? Oder sind Sie besetzt?«

»Besetzt bin ich nicht … «

»Aber?«

Sie verschluckte ihre Antwort.

»Fahren Sie doch zum Abendessen mit mir in mein Landhaus, ja? Auch meine Frau wird sich sehr freun, ja?«

»Ja?«

»Es ist zwar ziemlich weit außerhalb der Stadt, aber ich bringe Sie selbst in meinem Wagen zurück. Ja?«

»Ja?«

»Bitte sehr!«

»Gut.«

»Besten Dank.«

Endlich gab er ihren Arm frei.

»Im nächsten Zigarrenladen telefoniere ich meinem Chauffeur.«

Sie mussten noch durch eine endlose, öde Straße wandern, bevor er seinen Wagen bestellen konnte. Dann standen sie vor dem Zigarrenladen und warteten, schweigend. Der Feierabend lastete schwer auf den Häuserfronten und Menschengesichtern ringsum. Die Arbeitswoche war zu Ende. Die Großstadt rüstete sich, den toten Sabbat und den toten Sonntag zu begehen und ihre große Budenangst zu übertosen.

»Fahren Sie langsam, Jünemann«, sagte Professor Pasternak zu dem Chauffeur des offenen Sechssitzers, »nur immer langsam voran, Jünemann, ich bin ein alter Mann und im neunten Monat.« Das war ein Witz, den er von einem befreundeten Schauspieler hatte, aber der Witz tat, was solche Großstadtwitze schon am zweiten Tag nach ihrer Geburt zu tun pflegen: Er fiel tot zu Boden. Der Schauspieler hatte ihn schon lange im Gebrauch gehabt, ehe er ihn an Professor Pasternak weitergegeben hatte, und der hatte ihn auch schon ziemlich oft benutzt, das fühlte Lea und das verstimmte sie.

Mit leeren Augen schaute sie auf die vorübergleitende Mondkraterlandschaft aus Beton-Asphalt-Blech-Gummi-Menschenfleisch. Einige Plätze und Straßen, durch die sie vorhin gefahren war, auf der Fahrt von der klügsten Frau Berlins zu ihrem Vater, erkannte sie wieder. Es schien wieder nach Westen zu gehen.

Professor Pasternak sah sie von der Seite an und schien ihre Trauer zu spüren, denn plötzlich streckte er ihr die Hand hin und sagte: »Wir haben uns noch nicht mal die Hand gegeben, Fräulein Herse.«

Sie nahm die Hand und drückte sie scheu. Aber er hielt sie fest, sie musste eine Zeit lang Hand in Hand mit ihm fahren. Erst beim Stopp an der nächsten Kreuzung ließ er los.

»Ja, ja, wenn ich an den Botzong-Kamin denke, kommt mir dies alles hier wie Irrsinn vor.« Er deutete auf die überfüllten Kanäle der Mondkraterlandschaft. »Sie sind zum ersten Mal in Berlin?«

»Zum ersten Mal in meinem Leben in der Stadt!«

»Was?«

»Wirklich.«

»Na so was! Immer auf dem Land? Immer in den Alpen? Dann drückt Ihnen dieser Betrieb natürlich aufs Herz. Aber Sie dürfen die Stadt nicht nach ihrem äußeren Antlitz beurteilen.«

»Nein?«

»Nein, gewiss nicht! Obwohl auch die Fassade schön ist. Ist das zum Beispiel nicht toll?« Der Stopp war zu Ende, von beiden

Seiten schossen die Wagen wieder los, weiter, weiter, immer weiter, wie freigelassene Tiger aus dem Käfig stürzte es ringsum aus dem Stopp. »Finden Sie das nicht wunderbar?«

»O ja, ganz schön.« Es klang nicht sehr überzeugt.

»Man muss das Leben in dieser Stadt lieben, sonst geht man zu Grund. Dies alles muss genauso sein, wie es ist.«

»Nein, es muss nicht so sein! Man muss sich entscheiden!«

»Was heißt das? Entscheiden wozu? Raus aus der Stadt oder rin in die Stadt? Raus aus dem Betrieb oder rin in den Betrieb? Aber wer hat denn hier noch die Freiheit zum freien Entscheid?«

»Alle Menschen.«

»Irrtum.«

»Ich jedenfalls.«

»Möglich.«

Sie schwieg hochmütig.

»Und wozu haben Sie sich entschieden? Natürlich bald wieder in Ihre Alpen zurück?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe meine Entscheidung noch nicht getroffen. Aber ich werde es tun. Wenn ich in der Stadt bleibe, werde ich jedenfalls komplett hierbleiben.«

»Was heißt das? Komplett?«

»Ganz und gar! Nicht mit dem einen Auge in die Stadt schielen und mit dem andern Auge in die Natur schielen! Nicht halb und halb wie Ihr hier!«

»Wer Ihr?« Er schien sich über ihren zornigen Ton zu mokieren.

»Keinesfalls werde ich es so machen wie Sie, Herr Professor Pasternak.«

»Aber was mache ich denn?«, frug er bestürzt. »Was wissen Sie denn von mir?«

»Sie haben selbst gesagt, dass Sie sich mit Haut und Haar auffressen lassen von dieser Stadt. Das genügt.«

Er lachte. »Das dürfen Sie doch nicht wörtlich nehmen, gnädiges Fräulein. Sagen wir nur ›mit Haut‹. Die Haare sind noch da, wie Sie sehn.« Er nahm den Hut ab und strich durch sein dichtes

kastanienrotes Haar. Ohne Hut sah er frischer und männlicher aus. Die Haare waren nur wenig angegraut.

»Nein, mit Haut und Haar«, sagte sie mit bösem Lachen, »die Haare sind auch weg.«

»Na, hören Sie!«

»Weg!« Sie war froh, das Gespräch in Spaß überleiten zu können. »Das ist nur Schein, die Haare sind weg, aufgefressen von der Stadt, weg, ganz weg!«

»Bitte, überzeugen Sie sich!« Er hielt ihr den Kopf hin.

Sie tippte vorsichtig mit der Fingerkuppe an sein Haar. »Weg, ganz weg, die Haare sind weg, ich spüre nichts mehr davon, es hat schon gestimmt, aufgefressen mit Haut und Haar.«

»Sehr traurig«, sagte er und drückte sich den Hut schief ins Gesicht.

Sie fuhren durch die letzten Straßenzeilen und gelangten ins Freie. Lea streckte sich begeistert der offenen Landschaft entgegen. Die Luftmassage und das schöne kapitalistische Polstergefühl am Hinterteil hoben ihre Stimmung. Es war ja albern, nach zwei Tagen Stadt und nach zwei Stunden Papa irgendwelche großen Entscheidungen treffen zu wollen. Bei dem großen Stopp im Zentrum der Stadt hatte sie beschlossen, mit einem der nächsten Züge in die Glonn zurück zu fliehen und ihre Expedition als gescheitert zu betrachten. Aber das war irgendeine Überreizung gewesen, ganz gewiss. So einfach lagen die Dinge nicht, die Entscheidung zwischen Stadt und Land war schwierig, ganz gewiss.

Ganz gewiss fühlten alle diese Menschen ringsum, arm und reich, die gleiche Sehnsucht, aus der Stadt zu fliehn, zurück zur Natur, wie sie. Aber die Armen verhungerten auf dem flachen Land, die waren mit den Ketten des Hungers an die Stadt gekettet; und die Reichen wollten ihre städterne Macht nicht fahren lassen, die waren an den Ketten des Geizes festgelegt. So sanken sie immer tiefer in den Sumpf, arm und reich, wie ein Denker versumpft, der einen halben Gedanken gedacht hat, sich darin verbohrt, ihn nicht mehr lassen kann.

In eine halbe Idee hatten sie sich verbohrt, die Städter, und waren zu geizig, diese halbe Idee über Bord zu werfen und von vorn zu beginnen! In eine halbe Idee verbohrt, die ganze menschliche Rasse! Die eine Hälfte ihres Lebens war verkörpert in den Städten, in der Technik, in der Wissenschaft, entsprossen aus der christlichen Gemeinschaft, vernietet und gehalten durch deren kümmerlichen Rest – die andre Hälfte lag weit weg davon, im heidnischen Wurzelsaft der Pflanze Mensch, die war auf diesem Wege niemals zu verkörpern: Was flohn sie nicht heraus aus diesen christlich-technischen Städten? Was flohn sie nicht in heidnischen Massen über den geräumigen Ball, Ausschau nach einem neuen Leben zu halten? Und hast du dich in einen wirren Wald verirrt, mein Mensch, so lauf doch schnell den falschen Weg zurück und hoffe nicht, dass dich ein Zufall oder irgendeine höhere Macht zum Ziel geleitet, sonst tappst du in den Sumpf, Sumpf, Sumpf, Sumpf, Sumpf.

Zu schnell, zu schnell! Entscheidungen rasten nicht so schnell wie dieser hübsche blecherne Kasten! Weil ihr Papa sie in der ersten Stunde schwer enttäuschte, vielleicht durch ihre eigene Blödigkeit, deswegen musste nicht die ganze Menschheit blöde und sie allein bei wachen Sinnen sein!

»Nein, die Haare sind noch da«, sagte sie plötzlich zu ihrem Vater, der vor sich hin gebrütet hatte. »Alles noch da, Herr Kamerad vom Botzong-Kamin, zeigen Sie mal …« Sie nahm ihm den Hut ab und beguckte mit einem eisblauen Blick sein Haupthaar, sein Gesicht. Sie tippte an seine Wange, sie tippte an seinen Hinterkopf. »Tadellos, Haut und Haar noch da, alles noch da, nichts aufgefressen.« Sie drückte ihm den Hut wieder fest in die Stirn.

Er strahlte und ließ den Hut sitzen, wie er saß, äußerst schief. Plötzlich sah er wie ein angetrunkener alter Stromer aus. Und da begann er auch schon zu dudeln, ein kleines Stromerlied dudelte er leis vor sich hin, während der Wagen kurz nach dem Wannsee in eine Seitenstraße einbog. Zum ersten Mal seit Jahren hörte der alte Jünemann seinen Chef vor sich hin dudeln.

Das Gedudel des Herrn Professor Pasternak entstammte nicht etwa irgendeinem unbewussten Vatergefühl. Es kam nicht aus einem dunklen Instinkt, dass sein Fleisch und Blut neben ihm saß. Es kam auch nicht von der freudigen Erinnerung an den Botzong-Kamin. Was er in Leas Nähe spürte, war jene lebendige Urhülle der Natur, darin der Mensch noch atmen kann ohne das Asthma der Gedanken, atmen kann ohne das Asthma von Gut und Bös, atmen kann als frommer Heide und dudeln. Es war ein Rest jener lebenspendenden Urhülle der Natur, die einst den ganzen Ball umspannte und ihn bewahrte vor der Nacktheit im All.

Pauvre reste! Schon im Garten Eden begann diese körperliche Urhülle der Natur vom Menschen zurückzuweichen. Adam spürte es mit Schrecken und griff zum Apfel der Erkenntnis, den Eva ihm bot, das findige Weib – aber was nutzte es, dass er mit diesem jämmerlichen Ersatzorgan die Stimme eines Gottes hörte? Er schämte sich seiner neuen Nacktheit im Raum, immer weiter wich die Urhülle der Natur vom Menschen zurück. Moses fühlte sich noch von ihr umhüllt auf Sinai, doch er musste schon schlimme Märchen lügen, der findige Dichter, um sich mit seinen Goldenen-Kalb-Tänzern zu verständigen. Bis endlich Christus kam, der findige Nihilist, und ihnen als Ersatz für ihr erkranktes Diesseits das tote Jenseits anbot. Und sie griffen zu, sie klammerten sich an diesen letzten Diesseitsersatz, sie klammerten sich in ihrer Todesangst zwei Jahrtausende lang daran. Bis ihnen auch Christus und sein heiliger Geist entschwunden war, nachdem sie sein gewaltiges Wort in kleine Münze umgemünzt hatten: in das falsche Gold der Kirche und in das schäbige Kupfer des Staates, in ungedeckte russische Schecks und in gefälschte amerikanische Wechsel. Dann war es zu Ende. Dann sind sie verzweifelt, verzweifelt und verkommen, verkommen und verkrüp-

pelt, verkrüppelt und verstorben, tot, wahrhaftig tot ohne es zu wissen, denn nur innerhalb jener Urhülle der Natur ist Leben.

Um die Tiere, in einzelnen Seitentälern, um einzelne Menschen lagert sie noch. Dort lagert sie noch, geheimnisvoll heidnischer Rest, hoffnungsvoll dahinkeimend, lebendiger Raum um einzelne Menschen, dort ist es noch zu spüren. Und spürt es dann ein andrer Mensch, ein alter abgekämpfter Mensch der Stadt, dann lebt er auf, dann keimt es auch in ihm, dann fängt er an und dudelt für ein paar Minuten selig vor sich hin.

Drittes Kapitel

Professor Pasternak war schon seit vielen Jahren nicht mehr Chemiker, wie man in der Glonn glaubte. Er war Wirtschaftsführer, Organisator, Industrieller. Mit fünfunddreißig hatte er sich einen Namen in der Stickstoffchemie gemacht, da hatte das Kapital den Mann gekauft, um ihn der Wissenschaft zu entziehen und dem wirtschaftlich-technischen Großbetrieb zuzuführen. Alle Menschen, denen der Erfolg treu ist, geraten in den Großbetrieb, in den politischen oder künstlerischen oder wirtschaftlich-technischen Großbetrieb. Und stecken sie erst im Großbetrieb, so bleibt ihnen der Erfolg meist bis an ihr Lebensende treu. Aber diese Treue des Erfolgs gleicht der Treue einer läufigen Hündin, die nicht auf die Straße gelassen wird. Draußen bellen die herrlichsten Straßenköter, heroisch klingt und berauschend ist der Ruf der Natur durch die Nacht, doch die Rassehündin liegt treu und erfolgreich auf ihrem Seidenkissen im Salon, wohin ihr großer Aufstieg sie verpflanzt hat. Sie versucht nicht einmal mehr an die Tür zu kratzen oder ans Fensterkreuz. Sie weiß, es hat keinen Sinn, alle Notausgänge sind verrammelt an diesem hervorragenden Platz. Verächtlich horcht sie auf die Straße hinaus, auf das Geheul der schmutzigen fremden Rüden, dann schläft sie gottergeben ein. Nur im Traum nässt sie ein wenig unter sich, auf das lila Seidenkissen des Erfolgs. So auch die Menschenwesen im Großbetrieb.

Frau Zilly Pasternak nahm seit zwanzig Jahren an diesen Erfolgen ihres Gatten teil. Dazu kamen noch ihre weiblichen Spezialerfolge. Sie hatte zwei gesunde Kinder geboren, und sie hatte ihr Hauswesen von Jahr zu Jahr modernisiert. Außerdem hatte sie erreicht, dass die Pasternaksche Ehe nicht ein einziges Mal gebrochen worden war. Von ihrer Seite aus war das kein Kunststück gewesen: Sie war eine fette Schwarze mit Feuer-

augen, und das Feuer ihrer Augen war das einzige Feuer, das ihr Leib besaß. Aber auch ihren Gatten hatte sie rein gehalten, tadellos stubenrein. Selbst während der Epoche, da die Röcke immer kürzer wurden und das Straßenbild für einen alten Ehemann immer verwirrendere Formen annahm, hatte sie über alle Konkurrenz gesiegt.

Fräulein Julia Pasternak, neunzehn, hatte die Feueraugen der Mama geerbt und malte. Schon seit ihrem zehnten Lebensjahr war sie stolz auf das Entsetzen, das ihre freiheitliche Manier im Elternhaus auslöste. Aber auch die Eltern waren stolz auf ihr Entsetzen über diese neue Jugend. Ein hübsches verzwicktes Geschöpf, und man erwartete große Dinge von ihrer Malerei. Sie kam gerade von einer Studienreise zurück, vierzehn Tage Paris, sie hatte das Café du Dôme gesehn, zwei Revuen, fünf betrunkene russische Großfürsten, dazu in einigen geheimen Nepplokalen jene graziösen tuberkulösen Dirnen, davon die Dichter dichten und auch die Maler gut verkaufen. Sie sprach von der Liebe wie vom Wetter und von Petersilie, als hätte sie schon mindestens sieben interessante Liebhaber gehabt. Aber das war Lüge, sie war eine amerikanische Jungfrau: unberührt und rein und immerzu darum herum.

Robert Pasternak, siebzehn, kastanienbraun wie sein Vater und wie die fremde Dame aus den Alpen. Ein lustiger kleiner Sportsmann, der sämtliche Rekordzahlen der letzten Saison auswendig wusste. Nachts träumte er nicht von blauen Wasserfällen, grünen Weingewächsen, rotem Blut, sondern von den Schwarz-Weiß-Annoncen berühmter Rennwagen. Er verliebte sich sofort in die fremde Dame aus den Alpen, weil sie noch vor dem Abendessen ein paar Bälle mit ihm schlug, auf dem Tennisplatz hinter dem Ziergarten, und dabei einen großartig freien Schlag zeigte: Vorhand und Rückhand ausgezeichnet, Netzspiel prima, aber ihren Volley fand er besonders gute Klasse.

Frank Medes war ein Mitschüler Roberts, übern Sonntag in der Villa Pasternak zu Gast. Ein eleganter schlanker Jude, auf der Suche nach einem Gott, an dem man mit dem Verstand

glauben konnte, auf der Suche nach einem Weib, dem man als Knecht hörig sein durfte, auf der Suche nach einem Beruf, der garantiert ideal war und dennoch gute Zinsen warf. Trotzdem er Leas starke Atmosphäre vor allen andern Anwesenden spürte, verknallte er sich nicht in sie, denn er war zur Zeit bis über die Ohren, die etwas abstanden, in Julia Pasternak verknallt. Er wusste, dass die amerikanische Jungfrau ihn nur zum Narren hielt, doch da er schon sechzehn Jahre alt war, verlangte er vom Leben gar nichts Besseres mehr, als zum Narren gehalten zu werden.

Zwischen diesen fünf Menschen saß Lea auf der schneeweißen Terrasse der Villa Pasternak beim Abendessen. Sie aß kleine panierte Koteletts mit Rollerbsen und Tomatensalat. Sie aß gekühlten Reis mit eingemachten Früchten. Sie unterhielt sich nach allen Seiten hin wie eine alte Eingeborene des Hauses. Und sie kam sich dabei vor wie Mevrouw Genkerlein aus dem hohen Norden: Die hatte sechsundzwanzig Jahre lang geschlafen und als sie erwachte, war es eine fremde Welt.

Um zehn Uhr wollte sie sich verabschieden, obwohl sie bereits in den sanften grauen Familiennebel hinein geschwatzt worden war. Es gab allgemeinen Protest. Man wollte sie überreden, in dem freien Fremdenzimmer zu übernachten. Sie sollte den ganzen Sonntag in der Villa Pasternak verbringen. Papa Pasternak wollte ihr unbedingt noch einige wichtige Daten für ihre Erstbesteigungs-Geschichte des Kaisergebirgs geben, aus seinen alten Tagebüchern, die konnte er aber erst morgen finden, morgen früh wollte er das Material zusammensuchen und eine alpine Konferenz mit ihr abhalten. Robert Pasternak wollte mit ihr Tennis spielen, ein richtiges Turnier mit Schiedsrichtern und Linienrichtern, sie war die einzige würdige Partnerin für ihn, seine Schwester gab ihm nur zwanzig Meter hohe Ballonbälle,

sein Freund Frank hatte es noch nicht ein einziges Mal auf Einstand mit ihm gebracht. Julia Pasternak erklärte, dass der Sonntag in der Großstadt melancholischer wäre, als Lea ahnen könnte; glatt zum Verzweifeln ohne Anschluss an irgendeine Sippe; der einzige Tag, wo selbst ein Genie im Familienklimbim untertauchen müsste; selbst in Paris könnte man an einem Sonntag nichts anderes tun wie im Bett liegen zu bleiben, allein oder zu zweit. »Schweig still«, fuhr ihre Mutter an dieser Stelle dazwischen, aber Lea hatte die amerikanische Jungfrau bereits durchschaut und murmelte ihr zu: »Dann schon wenigstens zu dritt oder viert, Sie Anfängerin.« Frank Medes sagte nichts weiter wie: »Bitte ja, bleiben Sie!«, das allerdings mit einem Blick, der sich gewaschen hatte, gewaschen in dem uralten schwarzen Gewässer von Babylon. Nur Frau Zilly Pasternaks Einladung klang ziemlich kühl – und das gab, da Lea ein Weib war, den Ausschlag: Sie blieb.

Um elf Uhr ging man zu Bett, um für den Festtag mit der fremden Königstochter aus den Alpen frisch zu sein. Julia Pasternak führte Lea in das Fremdenzimmer, das ursprünglich für Frank Medes bestimmt gewesen war. Frank Medes bekam ein Reservebett in Roberts Zimmer aufgeschlagen; das war sehr gemütlich für die beiden Jungen, Lea brauchte sich keine Gedanken zu machen. Die Toilette und das Bad waren vis-à-vis, das Nachthemd war von Printemps, frisch gewaschen und noch kein einziges Mal getragen, da war ein Schreibtisch, wenn sie noch schnell ein Gedicht fabrizieren wollte, da war eine Abendzeitung, wenn sie sich gern von den Politikern mit den fetten Glatzköpfen und von den Boxern mit den Zwei-Zentimeter-Stirnen in den Schlaf wiegen lassen wollte, und bonne nuit, ma chérie.

Gute Nacht, amerikanische Jungfrau, gute Nacht, gute Nacht.

Mechanisch entkleidete sie sich. Mit dem gleichen Knick und in der gleichen Reihenfolge wie in der Glonn legte sie ihr Zeug über den Stuhl: Kleid, Wäsche, Strümpfe, Strapsen. Dann beguckte sie das feine Nachtgewand aus Paris. Es war tief ausgeschnitten und mit imitierten gelben Kirchenspitzen besetzt. Obgleich es garantiert jungfräulich war, sah es aus, als hätten schon Generationen von eleganten Charcutiersgattinnen darin geschlummert und schlimme Träume hineingeträumt. Besser nackt zwischen den frischen Leintüchern ruhn! Sie nahm das kostbare Stück zwischen zwei Fingerspitzen und ließ es hinter dem Kopfend des Betts zu Boden fallen. Dort klappte es zusammen und blieb liegen und sann auf Rache.

Sie trat vor den Wandspiegel, um sich Gutnacht zu sagen. Grüß Gott, wie geht's, na, was sagst du zu dieser Geschichte, Mevrouw Genkerlein? Mevrouw Genkerlein sagte: »Die Füchse haben Gruben und die Vögel im Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.« Sie streckte ihr die Zunge raus und schlüpfte ins Bett.

Schlafen. Sich wie Maffa in sein eigenes Selbst einrollen und schlafen. Es war gar nichts Schlimmes passiert. Woher kam plötzlich dieser Todesengel über sie? Nachdem der sanfte graue Familiennebel zerronnen war, rauschte plötzlich ein schwarzer Todesengel durch die Welt, warum, warum? Nichts wie Nervosität in der fremden Umgebung! Erst mal schlafen und morgen war ein andrer Tag. Lass mich die Arme um dich schlingen, mein Gemahl, lass mich das Knie noch ein wenig an mich ziehn, so ist es gut, so ist die Lage wundervoll, nun rühr dich nicht mehr, mein geliebtes Wesen.

Eine Affenhitze! Die Fenster geschlossen, drückende Schwüle im Zimmer, daher der Todesengel! Sie sprang aus dem Bett und öffnete das Fenster und kühlte ihren Leib im Wind der Nacht.

Iris und Rosen im Garten, leuchtend durch die Nacht, der ganze Garten voll Iris und Rosen. Keine andere Pflanze wie Iris und Rosen in dem großen Garten, eine blödsinnige Anlage, sie hatte sich schon bei der Einfahrt darüber geärgert. Um alle Beete

ein schnurgerader Irissaum, dazwischen wie eine Kompanie Soldaten in Reih und Glied die Rosenstöcke. Das war sachlich, hatte Robert Pasternak behauptet. Ach, mein kleiner Halbbruder, das war nicht sachlich, das war tot, dieser Garten war tot.

Und was hätte man nicht alles aus diesem herrlichen Humus machen können, man roch bis zum zweiten Stock herauf, wie gut der Boden war. In der Glonn stieß man nach einem halben Spatenstich auf Fels, für jede einzelne Pflanze gab's dort jahrzehntelangen Kampf mit dem Gestein, hier aber konnten tausend Blütenstauden wachsen, die weichen und die harten Sorten, chinesisches Gelb, sibirisches Grün, dazwischen rote Tränende Herzen, die alte deutsche Staude aus der Minnezeit. Und wo war der hellblaue Rittersporn, und wo war der Mohn mit allem Zinnober und Purpur der Welt, wirr durcheinander blühend wie die Schöpfung selbst? Sachlich! Sachlich und leer, leer und tot.

Das ganze Haus leer und tot! Aus Angst vor dem üppigen Diesseits ein sachliches Beinhaus! Und mach dir nur nichts vor, Königstochter, dein Vater ist gestorben, dein Reich ist dahin, es stinkt gen Himmel hier, bewahre dein Geheimnis, hüte dich, bewahre dich, lauf auf und lauf davon!

Sie öffnete leis die Tür und lauschte auf den dunklen Gang hinaus. Alles still. Alles zu Bett. Man konnte nackt über den Gang huschen, ins Bad, Gesicht und Brust und Beine waschen, vielleicht gab das ein bisschen Schlaf.

Als sie schon die Klinke zum Badezimmer in der Hand hielt, hörte sie durch das offene Treppenhaus Stimmen aus dem ersten Stock heraufklingen. Sie tastete sich zum Geländer, es waren nur drei Schritte nach rechts, und horchte in den ersten Stock hinab. Das eintönige Hin und Her einer Bettunterhaltung vor dem Einschlafen. Man konnte kein Wort verstehn. Man hörte nur, dass es eine männliche und eine weibliche Stimme war. Ihr Vater und seine Madame? War es nicht unanständig, in einem fremden Haus nackt auf dem Flur zu stehn und zu lauschen? Äußerst unanständig, ganz gewiss.

Und so mochte es doch unanständig sein! Die ganze Mensch-

heit war so anständig und brav geworden, je weiter der Fortschritt fortschritt, desto anständiger und braver wurden sie, bald war die ganze Menschenwelt eine einzige brave Musterklasse, es war ganz gut, wenn kurz vor diesem Idealzustand noch schnell etwas Unanständiges und Böses vor sich ging. Ach, diese braven Schweinehunde! Die einen waren brav, um nach dem Tod in den Himmel zu kommen, und die andern waren brav, um schon auf Erden belobt zu werden, von ihrem Bürovorstand, von ihrem Parteivorstand, und viele andere waren brav vor ihrem eigenen Wauwau-Gewissen und Bébé-Ideal, ach diese braven Schweinehunde! Selbst die Tiere hatten sie schon brav gemacht, die Wölfe zu braven Hundepolizisten, die Büffel zu braven Milchmaschinen, und was nicht brav war, wurde abgeknallt und ausgetilgt, ach diese fortschrittlichen braven Schweinehunde! Nur die Katzen waren noch ein wenig bös geblieben, gottseidank, wenigstens einzelne Katzen, wenigstens die Katzen aus der Glonn.

Im Hersehof war eine alte Katze, eine üble Vagabundin. Oft ließ sie sich wochenlang nicht sehen, da war sie auf Jagd im Berg. Bei der Heimkehr sprang sie durchs Fenster in die Stube, als wäre nichts gewesen. Zerschunden und zerfetzt kam sie von ihren Streunereien zurück und trank fünf Schalen Milch auf einen Sitz. Die wollte nicht gestreichelt werden. Die pfiff auf das Lob des Himmels und pfiff auf das Lob der Erde, danach die Menschen und die Hunde lechzen. Die war nicht brav, die war bös geblieben, gottseidank. Wie diese Bergkatze musste man sein, wollte man sich nicht in die Musterklasse der städtischen Menschheit fügen. Wie die Minni-Minni von der Glonn musste man sein, ohne Lob und sich selber genug, böse und einsam, weich im Rückgrat und voller Spaß an allen Dingen.

Sie tastete sich am Geländer entlang zur Treppe. Sie schlich auf den Zehenspitzen ein paar Stufen hinab. Nichts zu befürchten, alle Leute lagen in der Klappe, keinerlei Gefahr. War es nicht lustig, den leibhaftigen Vater zu belauschen, wenn er den Stehkragen und die Weste und die Königskrone abgelegt hatte? Sie stieg die ganze Treppe bis zum ersten Stock hinunter.

Wenn eine Stufe knarrte, stoppte sie ein paar Sekunden. Den Atem angehalten, eingezogen den gewölbten Leib. Dann ging es wieder weiter. Bis vor die Tür des Zimmers, aus welchem das verschlafene Duett erklang. Keine Pasternaksche, wie sie so dahinschlich! Eine Minni-Minni aus der Glonn! Einsam und böse, leise, weich im Rückgrat, ein richtiger Katzenspaß.

Tausend Mal hatte Professor Pasternak einen Menschen welcher Ruschkewitz hieß, gewarnt …

Frau Zilly Pasternak hielt diesen Menschen, welcher Ruschkewitz hieß, für einen ausgemachten Trottel …

Ach, tausend Mal reichte gar nicht. Noch vor einer Woche hatte er dem Menschen, welcher Ruschkewitz hieß, mit krassen Worten die Wahrheit gesagt …

Unverständlich, wie solche Kerle auf solche Posten kamen! Durch dicke Aktienpakete natürlich …

Tatsächlich war diesmal der Mensch Ruschkewitz richtig hineingetapst …

Aber richtig …

Richtig hineingetapst …

In den Augen der Frau Zilly Pasternak war der Mensch Ruschkewitz schon seit Jahren ein Hemmschuh für seine ganze Umgebung …

Nicht das Kind mit dem Bad ausschütten, Zilly! Trotz dieser üblen Blamage hatte der Mensch Ruschkewitz auch seine guten Seiten …

Möchte wissen, wo! Der Mensch Ruschkewitz war ein ausgesprochener Hemmschuh für seine ganze Umgebung …

Nein, es hatte auch andere Zeitläufte gegeben …

Ein Hemmschuh in allen Zeitläuften, aber ja …

Nein, in manchen Zeitläuften war er sehr brauchbar gewesen, das musste man zugeben …

Nichts musste man zugeben! Ein richtiger Hemmschuh in allen Zeitläuften …

Nein, das war ungerecht …

Ein Hemmschuh …

Und seine Stellung im Kohle-Öl-Krach …

Ein Hemmschuh …

Glänzend war er gewesen im Kohle-Öl-Krach …

Ein Hemmschuh, ein Hemmschuh, ein Hemmschuh, der Mensch Ruschkewitz war ein Hemmschuh, in allen Zeitläuften, trotz allem Kohle-Öl – Kohle-Öl – Kohle-Öl – bara – bara – bam – bam – bam – serifugi – kech – kich – kuch – kech – kech – und – immer – auf – der – rechten – Bauchseite – dieser – dumpfe – Schmerz – vielleicht – war – es – doch – der – Blinddarm – hier – immer – hier – weiter – unten – da – ja – da – sitzt – da – der – Blinddarm – Anton – sag –

Lea hob vorsichtig den Arm, um sich ein wenig an der Türfassung zu lehnen. Kühl die Wand am nackten Unterarm und fest die blanke Stirn dagegen gepresst. Leise hin und her der Odem der Minni-Minni aus der Glonn. Dunkel das Haus, der Gang, das ganze fremde Jagdgebiet. Der Mensch Ruschkewitz war ein Hemmschuh und bald auch würde bekannt sein, ob's der Blinddarm oder der Mastdarm war. Und so besah sich der Mensch, welcher Anton Pasternak hieß, den Bauch seiner rechtmäßigen Gattin und so hatte der Mensch, welcher Anton Pasternak hieß, dereinst einen andern Bauch besehn, und das war vor vielen Jahren Daniela Oldenkotts lieblicher junger Mädchenbauch gewesen im Damenraum der Gruttenhütte im Kaisergebirg. Ach nein, dunkel war's in jener Nacht gewesen im Damenraum der Gruttenhütte im Kaisergebirg, nichts zu sehn, geschlossen die Augensterne, geschlossen alle Sinne außer dem Sinn der blühenden Dolde. Aber wo war er gewesen, der Mensch, welcher Anton Pasternak hieß, als dann jener liebliche junge Mädchenbauch angeschwollen war und sich aufgeworfen hatte zur Trommel des Lebens, um zu zerbersten im Hersehof in der Glonn? Fort war der Jüngling gewesen und allein war

die Jungfrau gewesen. Fort war der Kater gewesen und allein war die Kätzin gewesen mit ihrer kleinen Minni-Minni aus jener Nacht. Ach du mein Vater und hast du meine beiden kleinen roten Fußballen in deine harte breite Riesenhand genommen, als ich vor dir in der Wiege lag, um mich daran emporzuzerren und mir mein Leintuch unterm Rücken glatt zu ziehn? Ach du mein Vater und hast du meine zehn ersten Worte vernommen: Mama, Nana, Happi-Happi, Bébé, Bischa-Blumi, Mondi, Balli, Minni, Wauwau, Hotti; hast du's mit Entzücken vernommen, du, he, hast du danach gelauscht? Warst du's, was mich gelehrt hat, stolz zu sein vor den Menschen der Straße und klein zu sein vor dem Wind des Waldes? Nein, das warst du nicht, Mensch Pasternak, du nicht, abgerückt bist du von deinem lebendigen Samen, und es ist ganz gut, dass du abgerückt bist davon. Wahrhaftig, gut so, besten Dank, meinen allerverbindlichsten Dank, dass du aus dem Spiel geblieben bist, Mensch Pasternak! Zu einer amerikanischen Jungfrau hast du meine Halbschwester erzogen, dein anerkanntes geliebtes Stadtkind Julia Pasternak, ach, die amerikanische Jungfrau, ich möchte nicht mit ihr tauschen. Ach diese armen amerikanischen Jungfrauen, es sind ihrer so viel in diesen Zeitläuften! Ach, diese Zeitläufte der armen amerikanischen Jungfrauen, es sind schlimme Zeitläufte. Ach, der heilige Schoß der Familie, er ist tot in diesen schlimmen Zeitläuften der armen amerikanischen Jungfrauen! Daher meinen verbindlichsten Dank, Mensch Pasternak, dass du aus dem Spiel geblieben bist, dass du nichts mehr weißt von jenem andern Bauch im Damenraum der Gruttenhütte im Kaisergebirg, dass du nichts ahnst von deiner kleinen Minni-Minni aus der Glonn! Schluss mit dem heiligen und toten Schoß der Familie, du meine kleine Minni-Minni aus der Glonn, Schluss mit der heiligen und toten Expedition, entscheide dich, lös dich los, lös dich los von diesem kalten, sachlichen Beinhaus deiner Familie, lös dich los von dieser ganzen Musterklasse der städternen Leichenwelt, lös dich los und sei dir selbst genug, du meine kleine Minni-Minni, meine Minni-Minni aus der Glonn.

Es war nicht der Blinddarm, Gott sei Dank, es war nur eine kleine Einbildung, Madame Pasternak …

Wahrhaftig, wirklich, ganz gewiss …

Von Blinddarm keine Rede, klatsch klapps klatsch …

Jetzt ist es weg, doch wenn es wiederkommt …

Es kommt nicht wieder, klatsch klapps klatsch, wir kennen ja diese kleinen Samstagabend-Fantasien …

Lass doch …

Du weißt doch, dass heute Samstag ist …

Du hast dich wohl in die freche kleine Alpenkröte verliebt …

Mensch, die ist ja viel zu jung für mich, die könnte ja meine Tochter sein, ich liebe nicht die schwierigen harten Knospen vom April …

Lass …

Ich liebe die reifen und erschlossenen Blüten …

Du bist ja verrückt …

Samstag ist …

Lea floh, ohne Vorsicht, zur Treppe, die Stufen hinauf, zum zweiten Stock zurück, ins Fremdenzimmer zurück, ohne Vorsicht, einmal fluchte sie laut auf, die Zehe verprellt, an einer messingnen Teppichstange, ohne alle Vorsicht, aber sie wurde nicht gehört, und da stand sie wieder am offenen Fenster ihres Zimmers, und da schaute sie wieder hinab auf den Iris-Rosen-Garten, Montag-Dienstag-Mittwoch-Donnerstag-Freitag-Samstag, Samstag-Samstag-Samstag-Samstag, die große Expedition war nicht sehr ertragreich gewesen, ein dürrer alter Samstag war die ganze Beute … Sie drehte das Licht an und kleidete sich wieder an. Mechanisch, wie sie sich vor ein paar Stunden ausgekleidet hatte, kleidete sie sich wieder an … Wäsche, Strümpfe, Strapsen, Schuhe, Kleid.

Der Einzug in das Haus des Erfolgs war leichter als der Auszug aus dem Haus des Erfolgs. Eine kleine Streunerei durch die fremden Stockwerke war leichter als eine todernste Flucht auf Nimmerwiedersehn. Die Schwierigkeiten begannen schon mit dem Brief an die liebenswürdigen Wirte.

Der Brief an die liebenswürdigen Wirte sollte im leeren Fremdenzimmer des Hauses Pasternak gefunden werden, um zu erklären, warum der fremde Vogel aus den Alpen so schnell wieder davongeflogen war. Und warum war er so schnell wieder davongeflogen? Fünfmal wurde zu einer gebührenden Erklärung angesetzt und fünfmal gerieten auf das Briefpapier, das Julia Pasternak zur Fabrikation eines Nachtgedichts überreicht hatte, nur lauter kleine Männchen und Mondgesichter, heulende Frätzchen und grinsende Frätzchen, aber keine gebührende Erklärung.

Und so mussten eben die liebenswürdigen Wirte das Nest ohne gebührende Erklärung leer finden, Schluss! Adieu Papa, adieu Mama, adieu geschwisterliche Brut, adieu ohne gebührende Erklärung, Schluss!

Eine Ewigkeit bis zum Parterre hinunter. Zuweilen mit der tastenden Hand an den elektrischen Knipsern für Treppe und Flur vorbei, aber es wurde nicht geknipst. Dunkel der Weg, und es ging auch so. Dies war die Diele, geradeaus musste es zur Haustür gehn, rechts von der Haustür war die Garderobe. In der Garderobe hing noch Hut und Mantel, dorthin zuerst. Im Notfall ging's auch ohne Hut und Mantel, jedoch das gab den liebenswürdigen Wirten einen Anlass zur Verfolgung – besser war, es blieb nichts zurück im Haushalt des Erfolgs. Mantel und Hut und dann ins Freie, und ging's nicht durch die Tür, so musste es eben durch ein Fenster gehn.

Doch vor dieser letzten Etappe der Flucht konnte man noch ein wenig verschnaufen, wozu denn sonst standen diese dicken Ledersessel in der Pasternakschen Diele herum, ganz gewiss nicht nur, damit man sich ans Schienbein blaue Flecken stieß. Jawohl, man konnte noch ein paar Minuten in den Sessel sinken, den Kopf zur Seite fallen lassen wie ein Baby, die Beine anziehn

wie die Lieblingsfrau des Maharadschas, ein wenig duseln, drei vier fünf Minuten nur.

Aber es wurde eine ganze Stunde draus und das erste Licht des Tags drang schon in die Pasternaksche Diele, als sie mit einem kleinen Ruck und Wehlaut wieder zu sich kam. Was los? Schnell wieder ins weißlackierte Fremdenzimmer zurück? Ins Bett, den Todesengel vergessen, schlafen, schlafen, schlafen? Was los, warum dieser plötzliche Abbruch der großen Wallfahrt, warum diese katzenmäßige Flucht aus dem freundlichen Haus des Erfolgs? Gab's im Menschenleben nur diese heidnische Lösung der Dinge, gab's nicht auch noch andre Lösungen der Dinge?

Gewiss gab es außer der heidnischen Lösung der Dinge noch andere Lösungen der Dinge. Zwei andre Lösungen der Dinge gab es noch außer der heidnischen Lösung der Dinge nach Art der Glonner Bergkatze. Es gab noch die amerikanische Lösung der Dinge nach Art der amerikanischen Jungfrau und die asiatische Lösung der Dinge nach Art des Rabbi von Nazareth, die gab es noch.

Wie einfach war die Lösung der Dinge nach Art der amerikanischen Jungfraun! Keine Nachtgedanken: Mit der letzten Zigarette ins Bett, mit dem letzten Lächeln in den Schlaf! Keine Taggedanken: Mit gutem Stuhlgang wieder ins Leben zurück; im Sonnenschein an den Dingen des Lebens vorüber! Keine Berührung mit den Dingen selber: nur immer daran vorüber und dazwischen dahin und darum herum! Die einfachste Lösung der Dinge, ganz gewiss, aber man musste dazu geboren sein. Nicht in Amerika musste man geboren sein: Die Immer-nur-darum-herum-Gespenster wurden in allen Erdteilen geboren. Nicht in einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht musste man geboren sein: Die Immer-nur-darum-herum-Gespenster wurden in allen Gesellschaftsschichten geboren. Aber totgeboren musste man sein, um diesen gespenstigen Immer-nur-darum-herum-Tanz mitmachen zu können, von sterbenden Vätern gezeugt und totgeboren von abgestorbnen Müttern – nein, die amerikanische Lösung der Dinge kam nicht in Frage.

Und auch die asiatische Lösung der Dinge nach Art des Rabbi von Nazareth kam nicht in Frage für die Heidin aus der Glonn. Es war ja klar, was jene Lehre befahl, wenn die Wallfahrt nach der Stadt des Lebens auf eine Stadt des Todes stieß, wenn die Wallfahrt zum lebendigen Vater auf einen Leichnam stieß im sachlichen Beinhaus des Erfolgs. »Es war aber eine Kluft und ein Stein daraufgesetzt und Er sprach: Hebt den Stein. Spricht zu ihm Martha, die Schwester des Verstorbenen: Herr, er stinket schon, denn er ist vier Tage gelegen. Rief er mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus! Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen und sein Gesicht verhüllet mit einem Schweißtuch!« Und so musste die Pilgerin aus der Glonn verharren und dienen, verharren bei ihrem verstorbnen Vater, dienen in Glaube und Liebe und Hoffnung, verharren und dienen wie Major Ellen Wladden von der Heilsarmee, krank mit den Kranken und tot mit den Toten, und mit lauter Stimme rufen: Lazarus, komm heraus!, und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern an Händen und Füßen und sein Gesicht verhüllet mit einem Schweißtuch … Und warum sollte sie nicht ihrem gesunden Gefühl folgen und davonlaufen, wenn es hieß: Er stinket schon und er hat schon lange gelegen? Und warum sollte sie den Kadaver nicht liegen lassen und einen weiten Bogen um seinen Gestank machen, wie jedes Tier es tat außer dem Aasgeier und dem Leichenwurm? Lange genug ruhte der milde Blick des Rabbi von Nazareth auf dieser Welt, abgewandt hatte er sich schon davon, Er selbst, und wollte von den neuen Wandlungen seiner Lehre nichts mehr wissen: Was also hatte eine Heidin aus der Glonn noch damit zu tun? Warum sollte sie ihr Gesicht verhüllen mit dem Schweißtuch Asiens und sich binden lassen mit Grabtüchern an Händen und Füßen?

Auf, los, raus aus dem Sessel, fort, höchste Zeit, schon bald heller Tag, keine amerikanischen und keine asiatischen Lösungen der Dinge, dort war der Mantel, dort war der Hut, dort war die Tür.

Natürlich ein Patentschloss mit einem unerforschlichen Mechanismus. Sicherheit gegen verbrecherisches Gesindel aus der

Glonn, das musste sein. Rapp-Schnapp, aber nichts ging auf. Eine patente Sicherheit gegen Heiden, die davonlaufen wollten, wenn es stank.

Rapp-Schnapp, nichts. Die amerikanische Technik arbeitete Hand in Hand mit der asiatischen Grabesmilde, ein mächtiger Bund. Rapp-Schnapp, hoffnungslos.

Und so musste es eben durchs Fenster gehen. Nach dem Garten zu, nicht nach der Straßenfront zu, sonst knallte vielleicht von der Straße her ein amerikanisch-asiatischer Nachtwächter die Verbrecherin nieder, weil sie floh, wenn es stank.

Hier war die Küche, hier musste es gehn. Noch einmal roch es in der hygienischen, gekachelten weißen sauberen Küche nach Schweißtüchern, dann war das Fenster offen. Frische Luft, ein Sprung, ein Bums auf die Hände, und wieder auf, sie war im Freien, sie war im Garten, es war vollbracht.

Der junge Tag war da, heller als im Haus zu ahnen gewesen war. Doch die Sonne war noch drunten, es war die kühle Stunde. Lea trat an die Hausmauer zurück und stand ein paar Minuten still. Der Aufsprung auf dem Kies war laut gewesen, war sie gehört worden?

Nichts. Niemand war wach. Die Route war frei.

Blödsinnig knirschte der Kies. Aber es schadete nichts, man schlief ringsum. Die Villa Pasternak schlief, die Straße schlief, die Villa gegenüber schlief, ganz Europa schlief, es war die kühle Stunde. Madame Europa lag in der Muffkiste, am Nachtgewand die imitierte Kirchenspitze, auf dem Nachtkasten die Abendzeitung und das künstliche Gebiss, so schlief Madame Europa und kümmerte sich nicht um Lea, die Krachmacherin auf dem Kies zwischen Iris und Rosen.

Hässlich waren die Iris, gelb und lila, eine perverse Sorte. Auch die hochstämmigen Rosen waren mit dem Gehirn gezüch-

tet statt mit den Augen. Jetzt wäre es gut gewesen, eine vertraute Staude zu finden, einen kleinen Steinbrech oder eine junge Jelängerjelieber, irgendetwas Vertrautes aus dem millionengearteten Pflanzenreich, das wäre ein kleiner Trost gewesen, da die Pilgerfahrt zu Ende ging und der junge Tag noch in der kühlen Stunde steckte.

Kaiserkron und Päonien rot,
die müssen verzaubert sein,
denn Vater und Mutter sind lange tot,
was blühn sie hier so allein?

Nein, an diesen überzüchteten Iris und Rosen war nichts Pflanzliches zu spüren. Gesindel, Snobs. Und so musste es eben ohne Trost gehn und das war ganz in Ordnung so. Noch das Eisengitter mit dem gotischen Gestänge, dann war's zu Ende, dann lag die Straße frei, dann war Schluss mit Familie und Eiapopeia, dann wurde losmarschiert in Selbstverantwortung und Selbstherrlichkeit. Es konnte wohl nicht sehr schwierig sein für eine Glonner Bergkatze, dieses eiserne Gestänge zu überklettern?

Ein Meter hoch der Sockel, betoniert. Dann kam es, das Gestänge, mannshoch. Mit drei Klimmzügen war man oben. Dann vorsichtig hoch und Stand gefasst auf der letzten Querstange zwischen den Spitzen. Jetzt die Hände weg von den Spitzen und eine Sekunde lang Balance mit den Hinterbacken nach rechts und nach links. Dann gradaus den Abstoß und der tiefe Satz auf die Straße. Und dann dieser Hundesohn von Mantel, dieser Hundesohn Burberry, mit dem Saum an der Eisenspitze verhängt! Vornüber aufs Trottoir, Blitz und Krach, Knall und Schrei, Risse im Fleisch, im Gelenk, im Tuch, in der Seide, alles kaputt!

Was war geschehn?

Es war geschehn, dass Madame Europa doch noch aufgewacht war, um in letzter Minute dem unfolgsamen Kind einen Tritt zu versetzen. Vielleicht war's auch nicht Madame Europa gewesen, sondern die amerikanische Jungfrau, wer konnte es wissen, oder

das Lamm Gottes selbst, wer weiß, sie hatten ja alle eine geheime Abrechnung mit der selbstherrlichen Heidin aus ihrer Klasse. Da lag sie, zerrissen der Mantel, zerfetzt die Strümpfe, am linken Bein lief das Blut in drei geschlängelten Bächen zum Knöchel hinab, im Haus gegenüber begann ein übles Gekläff, ein gefährlicher großer Bass-Köter und ein giftiger kleiner Tenor-Köter – sie sprang auf und humpelte, so gut es ging, zur nächsten Straßenecke, um erst mal außer Sicht zu gelangen.

Fünf Minuten Humpeltrab und die gefährliche Zone lag hinter ihr. No man's land, eine offne Baustelle, Stopp. Sie setzte sich hinter einer kümmerlichen Weißdornhecke auf eine halb gestürzte Kalkkarre und besah den Schaden.

Nicht so schlimm, wie's zuerst geschienen hatte. Schwer verschürft war nur der linke Unterschenkel. Sie zog den linken Schuh ab und entblätterte den zerfetzten Strumpf. Sie warf die Reste dieses Strumpfes auf die verkümmerte Weißdornhecke, dort blieb er hängen. Wie sie's als Glonner Kind bei ihren Katzen und bei ihren Hunden abgeguckt, so schleckte sie die Wunde aus. Mit beiden Händen drückte sie das Bein empor und schleckte die verschmutzte Wunde aus. Dann band sie um die tiefste Stelle ihr Taschentuch. Der andre Strumpf konnte dranbleiben, halb zerfetzt. Der Mantel war kaputt, der schöne neue Burberry von Mama, ein Riss vom Saum zum Gürtel, dieser Hundesohn war Schuld an dem Sturz. Sie warf ihn zu dem Strumpf auf die verkümmerte Weißdornhecke. Die Hände und's Gesicht beschmutzt und leicht verschürft, im Rock ein kleiner Riss, doch das war nur die Naht, und das war alles. Gut abgelaufen.

Gut abgelaufen. Die Hinterlist der Menschheit hätte Schlimmeres anstellen können. Gut abgelaufen. Trotzdem fing sie jetzt plötzlich, Lea Herse auf der Kalkkarre hinter der Weißdornhecke, fing sie jetzt plötzlich ohne Grund und wie ein kleines Kind, und es hat's schon lang genug mit zuckendem Mou-Mäulchen zurückgehalten und legt nun hemmungslos los, fing sie jetzt plötzlich zu heulen an, die stolze Heidin, und heulte los und heulte los und heulte los.

»Mensch, sieh Dir das Weib an!«

»Ha?«

»Das Weib sieh Dir an, Mensch!«

»Hah?«

»Dort, das Weib, Mensch!«

Der Maschinist auf der Schüttermaschine vom Straßenbau deutete mit seinem schwarzen Daumen. Der Heizer auf der Schüttermaschine vom Straßenbau folgte dem schwarzen Daumen. Endlich sah er. An dem Straßenbau vorüber, zum Vorortsbahnhof hinüber, zum ersten Zug in die Stadt, langsam und humpelnd ein Mädchen, voll Blut und Schmutz, ein Taschentuch ums Bein.

»Sieh mal die Beine an, Mensch!«

»Hah?«

»Die Beine sollste begucken!«

»Hah?«

»Ihre Beine, Mensch, hörste nicht!«

Der Heizer grinste, ohne ein Wort zu verstehn. Die Maschine, auf der sie standen, machte einen Riesenkrach. Letzte Stunde der Nachtschicht, Samstag auf Sonntag, Nachtschicht, letzte Stunde, Riesenkrach.

»Die is schwer reinjefallen, Mensch!«

»Hah?«

»Die hat den Biss der Wollust abjekriegt!«

»Hah?«

»Am Bein, Biss der Wollust, kenn ick.«

»Hah?«

»Biss der Wollust und rausjeflogen.«

»Hah?«

»Kannst Gift drauf nehmen, so ist das.«

Der Heizer grinste, ohne ein Wort zu verstehen. Langsam

schritt das Mädchen mit dem Biss der Wollust zum Bahnhof hinüber. Mit aufgerissenen Augen schauten die zwei von der Maschine nach. Mit aufgerissenen Mäulern unterhielten sie sich. Es war kein Wort zu verstehn, aber sie verstanden sich, alte Freunde auf der donnernden Schüttermaschine.

»Aber schön gebaut, gute Ware, Mensch!«

»Hah?«

»Det wärn Bissen for mich, Mensch!«

»Hah?«

»Ein feiner Bissen for mich wär det, Mensch.«

»Hah?«

Der Maschinist spannte sein Ellenbogengelenk und zuckte dreimal mit dem Unterarm auf und nieder. Der Heizer lachte, er hatte verstanden.

»Mensch, Mensch, Mensch.«

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

Ostwind, Wind aus dem Osten, ein mächtiger Hochdruck über dem Kontinent, den ganzen Juni hielt es an. Benno Terek war am Genfer See. Er verjubelte dort nach der Kündigung seiner Berliner Stellung sein letztes Monatsgehalt. Fünf Jahre lang war er der wissenschaftliche Mitarbeiter eines mächtigen Industriellen gewesen, Elektrizität, wirtschaftlich-technischer Großbetrieb, Marschroute zum Erfolg, und plötzlich hatte er gekündigt und Schluss gemacht. Am Genfer See verjubelte er sein letztes Monatsgehalt. Vormittags mit den freigelassenen jungen Weibern von Welt auf den roten Tennisplätzen von Territet, nachmittags mit den freigelassenen jungen Weibern von Welt in der Zwanzig-Quadratmeter-Jolle auf dem gletscherwassernen See. Aber an den Abenden war er allein. An den Abenden saß er in einer kleinen französischen Kneipe und trank Wein und ließ das elektrische Klavier spielen und glotzte vor sich hin.

Westwind im Juli und August, immerzu Westwind, Tiefdruck über Tiefdruck von der Biskayasee, Regen über dem ganzen Kontinent. Benno Terek war in Berlin und feierte seinen fünfunddreißigsten Geburtstag. Er feierte die Mitte des Lebens und ordnete seine Verhältnisse. Er ließ seine sämtlichen wissenschaftlichen und industriellen Beziehungen in die Brüche gehn und verkrachte sich mit seinen sämtlichen Verwandten und Bekannten. Er kündigte seine Dreizimmerwohnung im alten Westen und verkaufte seine Möbel, seine Bücher, seinen Smoking, seinen Frack. Er ließ sich einen kleinen rötlichen Vollbart stehn, ein wüstes Ding trotz der peinlichen Pflege im Sieben-Millimeter-Schnitt. So ordnete er seine Verhältnisse, Dr. phil. Benno Terek, naturwissenschaftlicher und industrieller Mensch a. D., freigelassener junger Weiber glattrasierter Freund a. D., zur Mitte des Lebens, im Juli und im August.

Im September war wieder Ostwind und Hochdruck über Europa, da war er mit Katharina Gauß unterwegs nach Wien. Auch Katharina Gauß gehörte zur Klasse der freigelassenen jungen Weiber, mit denen man sich nach seinem Rezept zur Mitte des Lebens verkrachen musste: Er war nur aus purem Zufall mit ihr losgegondelt. Sie hatte ihn auf der Straße begrüßt, eine Stunde vor ihrer Abfahrt aus Berlin, bei ihrem letzten Bummel über den Bummel, vergafft in seine verlorene Dahinschlenkerei über den Asphalt und in seinen aparten neuen Sieben-Millimeter-Bart. In einer Stunde führe ein kleiner Zweisitzer aus der Stadt heraus, Richtung Süd-Süd-Ost, darin wäre noch ein kleiner Platz frei, unterwegs könnte jederzeit ausgestiegen werden, nichts weiter wie eine menschenfreundliche Idee, um einen verlorenen Dahinschlenkerer aus seiner verlorenen Dahinschlenkerei zu reißen. Und warum nicht? Warum nicht mit der ersten besten Gelegenheit raus aus dem Bummel über den Bummel, raus aus dem asphaltenen Asphalt, raus aus dem betonenen Beton? Erst mal raus aus der städternen Stadt und morgen war ein andrer Tag.

Katharina Gauß chauffierte. Sie behandelte ihren Gast wie einen Kranken. Sie kannte als dreißigjährige Freigelassene von Welt bereits aus eigener Erfahrung die Mitte-des-Lebens-Krankheit, von der sie ihn befallen sah.

Benno Terek war ihr dankbar. Er freute sich an der freien Landschaft, die sich vor ihm auftat, und begrüßte es, dass freie Landschaft überhaupt noch vorhanden war auf der Welt. Er freute sich an der lang entbehrten Luftmassage und an dem kapitalistischen Polstergefühl unterm Hinterteil.

Mitten in seiner Mitte-des-Lebens-Krankheit glitt er nochmal in die Freigelassenenstimmung seines früheren Lebens zurück. Das zeigte sich schon beim ersten Stopp des lavendelblauen Zweisitzerchens. Nach gutem alten Brauch veranstaltete er schon beim ersten abendlichen Stopp ein intimes Geküsse mit seiner hübschen Chauffeurin.

Es war nur eine kleine Schweinerei von Welt, sonst nichts. Nur ein leichter Rückfall in die nackten Sitten des Jahrhunderts.

Aber das Schlimme war, dass sie sich dabei in ihn verliebte und Umwege zu fahren begann.

Am sechsten Tag ihrer Fahrt kamen sie durch die Wachau. Lang genug waren sie im Zickzack gefahren, jetzt ging es scharf nach Osten. Die Straße führte an der Donau entlang, am Abend konnten sie in Wien sein. Sie waren ein Liebespaar geworden, schweigend glitten sie durch den wolkenlosen Nachmittag dahin. Die Wälder am Ufer des alten Stroms standen schon im tropischen Feuer des Herbstes, es war ein früher Herbst.

Plötzlich sagte Benno Terek auf offener Strecke: »Bitte, halten Sie an, gnädige Frau, lassen Sie mich aussteigen.«

Katharina Gauß warf einen schnellen Blick auf ihren Passagier, dann wandte sie wieder ihre volle Aufmerksamkeit dem Wagen und der Straße zu. Mit naivem Lächeln tutete sie um die nächste Ecke, als hätte sie nichts gehört.

Sie fühlte, dass er den Kopf nach ihr gedreht hatte und sie anstarrte. Aber sie gehörte nicht zu den Frauen, die den Blick aufs Profil nicht ertragen können. Im Gegenteil, ihr Profil war ihre Stärke, das wusste sie ganz genau. Mochte er sie doch begucken, so lang er Lust hatte. Mit unverminderter Geschwindigkeit fuhr sie dahin.

Nach einigen Minuten kam es wieder, feindselig: »Bitte, halten Sie, gnädige Frau, ich will aussteigen, ich will mich verabschieden.«

Jetzt war nicht mehr zu überhören, dass irgendeine Unverschämtheit im Gang war. Das »Sie« und das »gnädige Frau«, der bösartige, raue Ton, sie spürte die plötzliche Bedrohung. Aber sie überhörte zum zweiten Mal und fuhr weiter, sechzig Kilometer, als wüsste sie von nichts.

»Halt! Aussteigen lassen! Stopp!«

Und nun gerade nicht! Offene Strecke, kilometerweit kein Mensch und kein Haus, nirgendwo ein Anlass zu einem Stopp. Nach den automobilistischen Sitten aller fünf Erdteile gab's auf solcher Strecke, wenn keine Panne vorlag, nur drei Stopps: den Fotografier-Stopp, den Knutsch-Stopp, den Piss-Stopp. Keiner dieser drei international anerkannten Stopps kam hier in Frage. Also Schluss mit diesen rüden Tönen! Sie antwortete nicht und starrte gespannt auf ihre Route.

Plötzlich fühlte sie ihren Nacken von einem festen Männergriff umgriffen. Kein grober Griff vorerst, man konnte es vorerst noch als Liebkosung gelten lassen. Aber als sie nicht nachgab, wurde der Griff fester. Fester und fester wurde der Griff, schließlich war es gemeine Gewalt, eine brutale Klammer, die ihr den Kopf nach vorn presste. Mit einem wütigen Blick brachte sie den Wagen neben der Weinbergmauer, die die Straße säumte, zum Stehn.

»Danke«, sagte Benno Terek ruhig und gab ihren Nacken frei.

»Was ist?«, rief sie zornig, »bist Du verrückt geworden?«

»Mag sein. Denk was Du willst!«

Sie massierte ihren Nacken. »Was soll denn das, Du Grobian?«

»Ich will aussteigen, ich will mich verabschieden.«

Sie stellte den Motor ab und klappte das Steuerrad zurück. Kein Zweifel, dass er im Ernst sprach. Aber er tat nichts, um seine Worte wahr zu machen. Er stand nicht auf und öffnete nicht den Wagenschlag. Er saß still und starrte auf die leere Straße, als wäre er allein auf der Welt, als hätte er den erzwungenen Stopp und seine gehorsame Chauffeurin bereits wieder vergessen.

Mit wüstem Krach und Staub kam ein vollbesetzter schwerer Tourenwagen vorüber gesaust, dann war wieder Stille. Stille in dem kleinen lavendelblauen Zweisitzer, Stille in der ganzen Wachau. Man hörte plötzlich zur Rechten die Donau rauschen. Zum ersten Mal in ihrem Leben hörte Katharina Gauß einen großen Strom auf freier Strecke dahinrauschen und gurgelnd vorwärts drängen. Sie zündete sich eine Zigarette an und blies

den Rauch ihrem erfrorenen Liebhaber ins Gesicht. Er saß still und döste vor sich hin.

»Was denn eigentlich los, mein Kerlchen«, frug sie schließlich in sanftem Ton, nachdem die Zigarette zu Ende war.

Er riss sich aus seiner erfrorenen Haltung und kehrte in die Realität des Lebens zurück. Die Realität des Lebens bestand aus einer leeren staubigen Landstraße, aus einem Blechkasten auf Gummi, aus einer geschiedenen Bankiersgattin aus Frankfurt am Main, schwarz, klug, trainiert, belesen, zarter japanischer Busen, harte englische Knochen, melancholisch und frech, je nach Bedarf, reich und sozial, je nach Bedarf, graues Schneiderkostüm aus irischer Wolle, darunter die bekannte Wäsche, vor der die Ladenschwungs und Journalisten bibberten. Ja, ja, das war die Realität des Lebens, eine staubige Staatsstraße, ein funkelnder Blechkasten, ein bisschen verjüngtes Fleisch mit Bibberwäsche.

»Ja, ja«, sagte er gelassen, »es tut mir leid, ich bitte um Verzeihung, aber ich muss aussteigen, ich muss mich verabschieden.«

»Bitte«, sagte sie lachend, »adieu.«

»Adieu«, erwiderte er ernsthaft. »Es muss sein, Schluss der Vorstellung, Abschied.«

»Winki – Winki!« Sie winkte ihm wie ein Baby zu.

»Besten Dank für die nette Gastfreundschaft im Auto und im Bett, Madame.«

»O bitte, gern geschehn, bitte sehr.«

»Es tut mir selber leid, dass es so plötzlich Schluss sein muss.«

»Sehr bedauerlich! Muss es denn so plötzlich sein?«

»Leider.«

»Hier auf offener Strecke?«

»Leider.«

Sie lachte hellauf. Man konnte den Zwischenfall nur komisch nehmen. Bei der Mittagsrast vor zwei Stunden hätte man über die Trennung sprechen können. Doch da war er Arm in Arm mit ihr durch die Straßen der alten Stadt Melk spaziert, als sollte

der Bund ewig dauern. Auch am Abend in Wien könnte man sich trennen, vor der Nacht, nach der Nacht, wie es grad kommen würde, sie hatte keine Angst vor der Aussprache, sie war eine große Diskutiererin in Liebesdingen, sowohl beim Sichfinden wie beim Winki-Winki. Aber hier auf offener Strecke konnte sich's wirklich nur um einen Spaß handeln.

»Bitte«, sagte sie heiter, »ich kann Sie nicht mit Gewalt halten, Herr Doktor, adios.«

»Adios.«

Er öffnete den Schlag und schwang sich auf die Straße. Er schloss von der gelben Straße aus den Schlag wieder sorgfältig ab und rückte seine gelbe Mütze fest übers Ohr. Dann spähte er aufmerksam auf die Straße, erst nach rechts, dann nach links. Offenbar wusste er noch nicht, welche Marschrichtung er nehmen sollte.

»Na, wohin?«, frug sie amüsiert. »Nach Osten oder nach Westen?«

»Ich weiß es tatsächlich selbst noch nicht, gnädige Frau, ich glaube, Westen.« Er reichte ihr die Hand über den Schlag hinüber. »Nochmals besten Dank! Und gute Reise!«

»Ebenfalls.« Sie schüttelte kameradschaftlich seine Hand. »Das Vergnügen war ganz auf meiner Seite.«

Noch einmal spähte er aus, dann schien er sich für Westen entschlossen zu haben, für die Richtung, aus der sie soeben gekommen waren. Er winkte ihr freundlich zu, ein großes freies Winken aus der Ellenbeuge, und wandte sich und ging.

»Einen Augenblick«, rief sie schrill, als er fünfzig Schritt marschiert war und dem Spaß noch immer kein Ende machte. »Eine Minute, Herr Doktor Terek, bitte, kommen Sie doch nochmal zurück!«

Er stoppte, überlegte eine Sekunde und schlenkerte wieder zurück. »Ja?« Er trat wieder an den Wagenschlag.

»Sie haben noch einen Koffer im Wagen, Herr Doktor Terek, wollen Sie ihn bitte herunterschnallen – oder soll ich Sie vielleicht bedienen?«

Da war er da, der böse Ton. Da waren sie da, die giftigen Augen. Da war das Gekeif doch noch gekommen, nachdem er schon geglaubt hatte, ohne große Auseinandersetzung auf und davon zu sein. Nur keine Widerrede jetzt. Keine Widerrede bei Weibergekeif. Keine Widerrede und kein Mitleid. Sie war ja völlig im Recht, wenn sie seine plötzliche Flucht aus dem lavendelblauen Zweisitzerchen als eine wüste Beleidigung nahm: Doch was sollte ein langes Gerede zwischen einem Weib von Welt, von Leichenwelt, und einem Mann, der sich entschieden hatte, ins Leben zurückzufinden um jeden Preis der Welt.

»Können Sie meinen Koffer nicht als Andenken behalten, gnädige Frau«, frug er in mildem Ton.

»Nein! Ich habe keine Verwendung für Ihre schmutzige Wäsche!«

Er überlegte nicht lang. Er hatte schon vor einer halben Stunde die Entscheidung über sein Gepäck getroffen. Ein großer Handkoffer, ein vielgereister treuer alter Lederkerl, blauer Anzug, Wäsche, Kölnisches Wasser und solches Zeug: Herzlich schade drum, aber es ging um wichtigere Dinge heute.

»Bitte, schenken Sie ihn doch einem Bettler, er wird sich freun damit.«

»Nein! Nehmen Sie ihn herunter!«

»Oder werfen Sie ihn in die Donau?«

»Fällt mir nicht ein! Sofort herunter damit!«

»Nein, nein«, sagte er eigensinnig. »Ich nehme ihn nicht herunter. Stellen Sie ihn irgendwo in Wien ab, im Imperial vielleicht, ich hab das Bedürfnis, ohne Gepäck zu reisen, zu Fuß.«

»Und Sie geben sich nicht die Mühe, mir diese Frechheit näher zu erklären?«, gellte sie in hellem Zorn.

»Wieso erklären? Wieso Frechheit? Ist das Frechheit: zu Fuß marschieren zu wollen, auf dem heiligen Boden der Erde?«

»Heiliger Boden der Erde!« Seine milde Ironie machte sie vollends wütend. Sie begann ein richtiges Marktweibergekeif. Er stand schweigend am Schlag und ließ es über sich ergehn. Er

war völlig unbeteiligt. Wenn sie gegirrt und gegurrt hätte, wär er ebenso dagestanden. Da brach sie mitten im Satz ab, spuckte aus, warf den Motor an und fuhr davon.

Krach der Maschine, Tuten der Hupe, Staub der Straße, ein paar Tränen vielleicht noch aus den gekränkten Augen von Welt, und Benno Terek war allein.

Er schwang sich auf die Weinbergmauer und baumelte mit den Füßen hin und her. Allmählich legte sich der Gestank. Es kam wieder Ruhe in die angekeifte und angetutete Landschaft.

Er stellte sich auf die Weinbergmauer und schlug aus drei Meter Höhe das Wasser ab. Dabei versuchte er, sein Monogramm in den Staub der Straße zu schwenken, ein großes T und ein zierliches B, danach brachte er sich wieder in Form.

Er setzte sich wieder auf die Mauer nieder, um mit den Füßen hin und her zu baumeln und auf das Rauschen des alten Hunnenstroms zu lauschen.

An dieser Stelle war vor achthundert Jahren ein Spielmann vorbeigezogen, Spervogel genannt. Durch irgendeinen Zufall war eine Strophe jenes Spielmanns erhalten geblieben. Durch einen zweiten Zufall kannte Benno Terek diese Strophe. Längst schon waren die Brücken zu seinem alten Leben abgerissen gewesen, als er mit Katharina Gauß losgegondelt war, aber die Brücken zu seinem neuen Leben waren noch nirgendwo in Sicht gewesen, sinnlos war er dahingetrieben auf den Wellen des Weltwassers: Da war ihm vor einer halben Stunde jene Strophe des Spielmanns Spervogel durch den Sinn gefallen. So war es gekommen, dass er sich so plötzlich entschieden hatte, zu Fuß zu marschieren und allein.

wurze des waldes
und erze des goldes

und elliu abgründe,
diu sind dir, hêrre, künde:
diu stent in dîner hende.
allez himmeleschez hêr
daz enmöhte dich niht
volloben an ein ende.

Er ließ die alte Strophe wie eine Glocke von der Weinbergmauer herunter klingen. Er glaubte nicht mehr an das himmlische Heer des Spielmanns Spervogel, der Gott des Spielmanns Spervogel war für ihn tot und dahin: Aber die Würze des Waldes musste doch noch zu finden sein?

Wurze des Waldes, Wurzeln des Waldes, Würze des Lebens, Würde des Lebens! Vorerst stand er auf einer staubigen Landstraße, weit weg von jenen ewigen Dingen. Ein Lastwagen mit Zementsäcken rasselte vorbei und hinterließ eine stinkige Ölspur. Er war belesen genug, um zu wissen, dass er dort angelangt war, wo die Erkenntnis und die Literatur seiner Zeit am Ende war: Wenn die Helden der Romane genug Cocktail gecocktailt und genug Bibberwäsche angebibbert hatten, gingen sie auf die Landstraße und der Dichter schloss seinen Vertrag mit dem Verleger. Er hatte keine gedruckte Gebrauchsanweisung für seinen Marsch zur Wurze des Waldes zur Verfügung. Er wusste noch nicht einmal, ob er nach Osten marschieren sollte, von wo das Licht und die Religionen kamen, oder nach Westen, von wo die Blechkästen und die Bibberwäsche kamen. Vielleicht nach Norden, da er ein nordischer Typus war, rötlich blond, mit langen Beinen und breiter behaarter Brust? Oder nach Süden, grüne Feigen zu fressen und die Nächte im Freien zu verpennen? Wo war die Würze des Lebens wiederzufinden, inmitten des verpfuschten Großstädtertums?

Eins wusste er in der Mitte des Lebens: Es war ein hundertjähriger Krieg ausgebrochen zwischen den Menschen der Stadt und den Menschen von der Wurze des Waldes, ein tausendjähriger Krieg vielleicht. Wer flunkerte und sich nicht entschied,

war ausgestrichen aus dem Buch des Lebens. Besser ein lebendiger Tod unter freiem Himmel als ein totes Leben in der Stadt!

Er zählte sein Geld. Fünfhundert österreichische Schilling, siebenhundert deutsche Mark, zehn englische Pfund. Das gab vorerst Freiheit auf lange Sicht. Und sein grünlicher Sportanzug hielt alle Strapazen aus, mindestens ein Jahr lang. Und sein Pass war in Ordnung. Mit den kleinen Waffen des Alltags war er versehn. Was aber war seine große Waffe inmitten der gefährlichen Leichenwelt seiner Zeit? Gewiss lauerte die schon an der nächsten Ecke auf ihn, um ihn wieder einzufangen? Denn rachsüchtig sind die Leichen gegen alles Lebendige, rachsüchtig und neidisch und voller Tricks. Man brauchte eine große Waffe gegen sie. Der Spielmann Spervogel, als er diese Stromstraße gezogen war, hatte seinen Gott und alles himmlische Heer, eine gewaltige Waffe, und hatte seinen Lehensherrn gehabt, für den er sang und der ihn stützte mit Speer und Schild: Was war davon geblieben?

Er schwang sich von der Mauer und marschierte los, westwärts. Katharina Gauß mochte wohl schon dreißig Kilometer ostwärts gefahren sein, ihre Tränen waren wohl schon versiegt, getrocknet, abgepudert. Er brach in lautes Lachen aus bei dem Gedanken an seinen schnellen Abschied.

Dies Lachen war wohl seine einzige Waffe vorerst? Also losmarschiert, lachend! Vielleicht wurde es ein freies großes Lachen, kein Gekicher von Welt? Erst mal war es halb und halb.

Er war ein echter Großstädter, geboren in Berlin und aufgewachsen in Berlin. Mit fünf Jahren hatte er Konditor werden wollen, mit sieben Jahren Lokomotivführer, mit elf Jahren Kapitän zur See. Mit fünfzehn Jahren hatte er die Ansicht vertreten, dass nicht nur seine beiden älteren Schwestern, sondern alle Weiber der Welt minderwertige Geschöpfe wären. Trotzdem

hatte er sich mit siebzehn Jahren heimlich verlobt. Es war eine Lavendelcousine gewesen, welche die gemeinsame Familie Terek und Fabian genauso verachtet und gehasst hatte wie er selbst. Doch es war nur bis zum Brustleibchen gekommen. Sein Vater, ein preußischer Richter aus alter preußischer Richterfamilie, war damals schon tot gewesen. Ein großes protestantisches Begräbnis mit vielen Zylinderhüten und vielen Regenschirmen, das war die einzige klare Erinnerung an ihn. Spreu im Wind!

Seine Mutter hatte das Vermögen, das ziemlich groß war, jahrzehntelang straff zusammengehalten. Sie war in ihrer Jugend sehr hübsch und sehr klug gewesen. Noch mit siebzig war sie – das höchste Lob für eine Matrone – sehr appetitlich anzusehn. Lange Zeit war ihr einziger Sohn ganz und gar unter ihrem Einfluss gestanden. Sie vertrat die Idee, dass es weder einen Gott noch eine höhere Gerechtigkeit gäbe, dass man sich aber streng an einen Gott und an eine höhere Gerechtigkeit zu halten habe, auf alle Fälle und »als ob«. Nach dem Krieg war er ihren klugen Lebensregeln entglitten. Er hatte sie seinen verheirateten Schwestern und dem Großmamageschäft überlassen. Spreu im Wind!

Aus Zufall war er Naturwissenschaftler geworden. Er war ein guter Musiker, doch die Vernunft seiner Mutter hatte ihm die Geige aus der Hand geschlagen. So hatte er Physik studiert. Dann waren vier Jahre Weltkrieg auch über ihn gekommen, dazu ein Extrajahr in englischer Gefangenschaft. Am linken Oberarm trug er eine große bläuliche Narbe von einer Maschinengewehrkugel. Deutlich war der Einschuss und der Ausschuss zu sehn und die strahlenförmigen Schnitte gegen Eiterung und Gasphlegmon. Zuerst war die Narbe immer enger und enger zusammengeschrumpft, in den letzten Jahren war sie stillgestanden, blau und zerzackt. Durch die Familie seiner Mutter war er im physikalischen Laboratorium eines wirtschaftlich-technischen Großbetriebes untergekommen und schnell ein paar Stufen auf der Erfolgsleiter der großen Welt emporgekrabbelt. Mit sechs Frauen insgesamt hatte er sich vereint, Katharina Gauß inbegrif-

fen, es war nicht viel in jener Epoche der freigelassenen Weiber. Bis vor einem Jahr hatte er noch Schubertquartette gespielt. Bis vor drei Monaten hatte er noch Tennis trainiert. Oft schämte er sich bis auf den Grund seiner Seele, ein Deutscher zu sein. Oft war er stolz vor allen Völkern der Erde, ein Deutscher zu sein. Allen seinen Freunden und Bekannten ging es genauso. Aller Welt ging es so. Spreu im Wind, Spreu im Wind, Spreu im Wind.

wurze des waldes
und erze des goldes
und elliu abgründe,
diu sind dir, hêrre, künde:
diu stent in dîner hende.

Nach zwei Stunden kam er durch eine kleine Stadt, Krems in der Wachau, es dämmerte schon zur Nacht.

Zuerst kam eine städtische Anlage mit Bänken, Sandhaufen, Kinderwagen. In einer grünen Blechbude gab's Limonaden und Lakritzen. Gegenüber lag das neue städtische Krankenhaus. Die Besuchszeit war von drei bis sechs Uhr nachmittags. Eine Dame von vierzig war bis auf die Stiefeletten sehr modisch angezogen. Neben ihr trippelte ein Herr, von dem man nicht sagen konnte, ob er ein alter Aristokrat war oder der alte Lakai eines alten Aristokraten. Er trug einen langen schwarzen Rock. Plötzlich beugte er sich ans Ohr der Dame und flüsterte ihr etwas zu. Sie blieb stehn und schrie auf vor Lachen. Es war der beste Witz, den sie in ihrem ganzen Leben gehört hatte.

Dann kamen ein paar Peripheriestraßen, dann kam der Marktplatz. Eine Siebzehnjährige hatte holde Augensterne, doch der Busen war schon zu fett und verkündete eine schlimme Zukunft. Es gab viele Kirchen und viele Zahnateliers. Kommet zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid! Aber die plombierten Zähne

taugten nichts. Wer Geld hatte, konnte sich die Zähne beim amerikanischen Dentisten à l'americaine mit Gold überkappen lassen. Doch auch dann faulten sie weiter unter der glänzenden Krone. Kirchen und Zahnateliers, Zahnateliers und Kirchen, und die Zähne faulten langsam weiter unter der goldenen Krone. Endlich kam die Hauptstraße, die Geschäftsstraße, ewig lang.

Bibberwäsche, Brot, Wurstwaren, Fahrräder, Haut- und Geschlechtskrankheiten, Bücher und Zeitungen, Sundheimers Warenhaus für alles, Hotel, Apotheke, Brot, Fleisch, Radiozubehör, Hüte, Weine, Frauenkrankheiten, bodenständige Heimatkunst, Schweineschmalz, Rosentals Pariser Chic, Motorräder, Hotel, Knabenkleidung, Brot, Bibberwäsche, Führer durch die Perle der Wachau, Autos, Hebamme, Kaffee, Teigwaren, englische Herrenmoden, Brot, Schuhe, Musikalien, Wurstwaren.

Dann kam ein altes Tor, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, ein berühmtes Bauwerk aus der Vergangenheit. Mit Schulkreide war neben den beschmutzten Torbogen von Kinderhand geschrieben:

»Was der Bäcker backt
was der Fleischer hackt
das wird hier unverpackt
wieder ausgekackt!!!«

Dann kam noch ein kleiner Vorort, noch ein paar Kirchen, noch ein paar Zahnateliers, dann war die kleine Stadt zu Ende und die Landstraße tat sich wieder auf.

und elliu abgründe
diu sind dir, hêrre, künde,
diu stent in dîner hende:
allez himmeleschez hêr
daz enmöhte dich niht
volloben an ein ende.

Eine helle Nacht war über die Erde gekommen. Ein milder Mond beleuchtete das dunstige Tal des alten Hunnenstroms. Er

marschierte noch zwei Stunden und kam zum Dorf Dürnstein. Dort hatte er bei der Durchfahrt mit Katharina Gauß eine alte Ruine vorbeiflitzen sehn, dort wollte er schlafen. In der alten Ruine wollte er schlafen, im Freien, eine blödsinnige romantische Idee, aber da er sich's in den Kopf gesetzt hatte, führte er es durch. Auf einem kleinen Pfad stieg er bergwärts, fand die Ruine und fand zwischen abgebrochenen Quadermauern eine kleine Nische, hoch überm Tal. Hier konnte er sich verkriechen wie ein angeschossner Fuchs und schlafen.

Es hieß, dass auf dieser Burg Richard Löwenherz in Gefangenschaft gehalten worden war, hier war er von seinen Feinden aufgegriffen und versteckt worden. Sein Sänger Blondel war unter der Burg vorübergeritten, auf der Suche nach seinem verschollenen Herrn, und hatte das Versteck entdeckt. An einem Spottvers aus den Tagen der Freiheit hatten sie sich erkannt. Schon vor vielen Verliesen hatte Blondel seinen Trick versucht, endlich war es geglückt. Er hatte im Tal die erste Strophe jenes Spottlieds angeschlagen, mit heller Stimme, und Richard Löwenherz hatte aus diesen Quadermauern heraus mit der zweiten Strophe geantwortet, mit verschleiertem Bass. So hatten sie sich erkannt. So war die Befreiung gekommen. Es war die Zeit der Kreuzzüge gewesen, die Zeit des heiligen Geistes, die Zeit der Löwenherzen und der Minne.

Benno Terek träumte nicht von Geklirr und Minne. Er saß in einer Schulbank, die ihm viel zu eng und niedrig war. Um ihn herum saßen etwa fünfzig kleine Bengelchen, zu denen diese Bänke passten. Er selbst saß als Einziger eingezwängt mit hohen Knien, ein ausgewachsener Herr im Sieben-Millimeter-Bart. Sämtliche Prüfungen seines Lebens waren ungültig, er musste von vorn anfangen. Aber er hatte alles vergessen. Nicht einmal eine Gleichung mit einer einzigen Unbekannten konnte er lösen. Die ganze Klasse brach in Gelächter aus, als er behauptete, Pipin

der Kleine wäre protestantisch gewesen. »Natürlich jüdisch«, schrie er schnell, aber es war schon zu spät. Der Lehrer im grauen Lüsterjäckchen hatte bereits gemerkt, dass er verbotenen Umgang mit Frauenspersonen gepflegt hatte; danach war es fast unmöglich, das Klassenziel zu erreichen. Und wenn es ihm auch gelang, das Jahrespensum dieser niedrigen Klasse nachzuholen? Es kamen noch viele Klassen, noch viele Prüfungen, ein Ozean von Zahlen und Daten wartete auf ihn.

Neben ihm saß ein kleiner Musterknabe, der auf jede Frage die richtige Antwort herunterrasselte, ein wunderbarer Verstand, ein eingeseiftes Scheißkerlchen, das machte sich den Spaß, ihm falsch vorzusagen. Trotzdem die Schufterei klar war, sagte er alles nach, was er von dem Geflüster auffangen konnte. So kam es, dass er auf die Frage nach dem Entdecker Amerikas mit »Evangelist Johannes!« antwortete und sich dann schnell mit »Doktor Martin Luther« verbesserte. Ein fünfzigfaches Gewieher war das Echo. Selbst der Professor grinste, obwohl er bisher keine Miene verzogen hatte.

Ein Ozean von Zahlen, ein Gaurisankar von Namen, niemals konnte man das Klassenziel erreichen! Aber es gab kein andres Ziel auf der Menschenwelt wie dieses Klassenziel, und dahinter taten sich immer neue Klassenziele auf, das Menschenleben bestand aus einem Spiegelkabinett von Klassenzielen. Und loszuheulen zwischen den kleinen Jungen, war ausgeschlossen. Nur das nicht! Der Musterknabe neben ihm wartete schon auf dieses berühmte Geheul, er sollte vergebens warten! Eher Mord und Totschlag! Trotzdem bestand keine hundertprozentige Garantie, dass es nicht doch noch zum Geheul kommen könnte.

Der Lehrer rief ihn an die Tafel. Er sollte ein Gedicht aufsagen. Aber er hatte sämtliche Gedichte der Welt vergessen. Irgendein Gedicht? »Nein, Exzellenz, ich bedaure aufs Gewichtigste.« Was heißt denn das? »Aufs-Ge-wicht-ig-ste!« Aber irgendein Gedicht weiß doch jedes Baby? »Ich-be-daure-aufs-Ge-wich-tigste!!!« Die Klasse war totenstill, der Lehrer hielt die Augen wie ein Leichnam geschlossen, da sagte er schließlich mit letzter

Kraftanstrengung und zitternd vor Kälte: »Was der liebe Gott backt, was der liebe Gott hackt, das wird von den Menschen unverpackt –« Weiter kam er nicht. Die ganze Klasse wälzte sich vor Lachen, unter den Bänken und auf den Pulten wälzten sie sich, der Lehrer riss sich die Kleider vom Leib, schwang sich nackt auf sein Motorrad, ergriff die dicke schwarzlederne Bibel, die auf dem Pult lag, und fuhr langsam auf ihn zu, immer näher, mit der rechten Hand die Bibel zum Schlag gegen sein Gesicht erhoben, mit der linken Hand Gas gebend und schrecklich hupend. Aber bevor der Schlag kam, heulte er los und wachte auf.

Der Mond war am Untergehn, sein letzter Schummerglanz lag auf dem alten Strom im Tal. Ein Schlepper mit sieben schwarzen Riesenkähnen zog stromauf. Man hörte die Maschine keuchen, wie eine alte Dienstmagd schnaufte sie. Es war Übergewicht, offenbar, trotzdem war das Geschnaufe übertrieben, wie eine hysterische Klage klang es durch die Nacht. Eine zwecklose Klage, die Kähne mussten an ihren Bestimmungsort gebracht werden, da gab's kein Halt und kein Zurück. Meter für Meter ging's vorwärts. Langsam zog der Trauerzug um die Kurve, die der Strom zwischen den waldigen Bergen schlug.

Er lief von der Burg der Löwenherzen und der Minne ein Stück talwärts. Er kam zu einer Bank mit der Aufschrift »Verschönerungsverein Dürnstein«. Er setzte sich und glotzte zum Strom hinab. Was war passiert, was war zerronnen, woher die Trauer und woher die Angst?

Nichts. Ein kleiner Rechenfehler, weiter nichts. Anstatt ins Dorf zu gehn, ins Gasthaus, ins Bett, anstatt sich gründlich auszuschlafen von den Strapazen seines ersten Freiheitstages, anstatt das Ziel der neuen Wanderschaft mit ausgeruhtem Kopf und frischen Nerven zu erforschen, war er, wie eine Amerikanerin im Mondenschein, hineingestolpert in die erste beste Dreckruine! Er spuckte aus und lachte auf. Es fehlten nur noch ein paar Ansichtskarten, an den Herrn Chef, an die Mama, an Tante »Ich hab's gleich gesagt«.

Er stieg ins Dorf und suchte das Hotel.

Das Hotel Richard Löwenherz war längst geschlossen. Hinterm Tor kläffte ein kleiner Pinscher und zerplatzte fast vor Wut über den Verbrecher, der auf die Klinke drückte. Es hatte keinen Sinn mehr, zu Bett zu gehn. Eine steinerne Stiege führte zum Ufer des Stroms, dort war die Dämmerung gut zu erwarten.

Aus nächster Nähe sah sich das Gewässer anders an. Vom Berg aus mild und eingelullt, ein Kind der Ewigkeit: Vom Ufer aus ein böser alter Kerl voll strudelnden Todes. Vom Berg aus dunkle Kurven und Musik: Hier gelbe Wirbel und der drängende Krach. Vom Berg aus sah man eine weltenalte Stromesseele strömen: Hier roch man den vergänglichen Dunst, das Wassergas, das Gas der mitgerissenen Pflanzen und verwesten Fische. Das eine war ein Trug, das andre war ein Trug, jedoch das eine und das andre war in eins der Strom.

Im ersten Licht des Tags war das schwere Drahtseil der Rollfähre zu erkennen. Drüben schlief ein Dorf und hier schlief ein Dorf. Drüben ging's zu den Alpen, hier ging's über die granitnen Berge zum Böhmerwald. Ein langer Steg führte über Altwasser zum Anlegeplatz der Rollfähre. Dort stand am Geländer ein Mann, ein Arbeiter oder ein Weinbauer, der erste Passagier der Fähre, ein einsames Menschentier zwischen den dämmernden Waldbergen. Benno Terek schritt über den wippenden Steg auf das andre Menschentier zu. Man sollte sich doch Gutenmorgen sagen, da man auf die gleiche Sonne wartete.

Es war kein Arbeiter, kein Weinbauer, kein Menschentier. Es war ein Zeitgenosse, ein Großstädter, Sportanzug, Brille, Handkoffer, schmächtige Figur, blasses nacktes Gesicht. Sein Gutenmorgen klang zag, er schien sich zu fürchten. Erst als er durch die scharfen Gläser hindurch erkannt hatte, dass auch der Ankömmling kein Menschentier war, sondern ein Zeitgenosse, ein Großstädter wie er selbst, verlor sich seine Scheu. »Ich warte auf

das Floß«, meldete er mit Stolz und schätzte dabei Benno Tereks Hose und Jacke ab, »warten Sie auch auf das Floß?« Und da seine Schätzung günstig ausgefallen war, tippte er an seine Mütze und verbeugte sich kurz und sagte, während der Hunnenstrom im ersten Tagwind stärker rauschte: »Möbius.«

Ein Journalist, der auf ein Floß wartete. Seine Zeitung wollte eine Floßfahrt bringen. Denn mit den Flößen ging's wie mit den Droschkengäulen: Sie starben aus, und das Publikum liebte die Berichte über die aussterbenden Dinge. Das gab den Leuten Selbstbewusstsein, weil sie selbst noch nicht ausgestorben waren. Möbius hatte schon über die aussterbenden Indianer geschrieben und über die aussterbenden Dichter, über die aussterbenden Elefanten und über die aussterbenden Unterröcke, über die aussterbenden Pudel und über die aussterbende eheliche Treue, über die aussterbenden Fußgänger, Petroleumlampen. Fettwaden, Bisamratten, Religionen. Jetzt war die aussterbende Flößerei an der Reihe. Der nächste Floßhafen lag zehn Kilometer stromaufwärts, dort hatte er gestern eines der letzten lebenden Flöße ausfindig gemacht und mit dem Anführer der Floßknechte seine Verabredung getroffen. In wenigen Minuten war das Floß zu erwarten und holte ihn über. Es war sehr interessant und kostete außer einem kleinen Trinkgeld an die guten alten Aussterbenden überhaupt nichts, Anschluss herzlich willkommen.

Benno Terek beschloss, sich anzuschließen. Weiter, weiter, fort mit der ersten Gelegenheit, die Landschaft der toten alten Löwenherzen nahm seine städterne Seele nicht an! Weiter, weiter, in würzigere Länder, in tiefere Täler.

Da bog das Floß um die Kurve des Stroms. Sieben Flößer standen an den Steuerbalken und schrien im Chor: »Hong – Pong – Ruck! Hong – Pong – Ruck!« Möbius schrie: »Hier – ich – bitte! Hier – ich – bitte!« Ein kleiner Kahn löste sich vom Floß, flitzte voraus und kam zum Anlegeplatz der Rollfähre. Möbius sprang über, Benno Terek sprang nach, sie mussten in die Kniebeuge gehn und Balance halten, eine wacklige Expedition, plötzlich waren sie mitten in der Strömung, das Floß war schon an ihnen

vorbeigerauscht, wie ein Tobsüchtiger ruderte der alte Knecht im Kahn hinterher, endlich schwammen sie neben den roten Baumstämmen aus der Steiermark und wurden von ein paar festen Armen hinaufgezerrt.

Sieben Floßknechte, ein Anführer und ein Koch. Bis zum Abend war kein Halt mehr. Der nächste Floßhafen lag östlich von Wien. Morgen ging's ins welsche Land. In den Kurven standen sie an den Steuerbalken und schrien: »Hong – Pong – Ruck!« In der Graden war Stille. In einer kleinen Bretterbude war ein Strohlager, ein kleiner Herd, ein Weinfass. Möbius machte sofort Notizen. Benno Terek kaufte bei dem alten Koch ein Frühstück. Er bekam Rindfleisch, Brot, Most. Vierzig Jahre flößte dieser alte Küchenchef auf dem Strom, jetzt starb er zu Möbius' Lust langsam aus.

Gegen Mittag begann es langweilig zu werden. Möbius schlief mit verrutschter Brille und offenem Goldplombenrachen auf dem Stroh. Manchmal fuhr er jäh hoch und sagte: »Und die Oper? Stirbt aus! Genau wie die Hosenträger. Und die Frauenbewegung ist ja auch schon wieder am Aussterben!« Benno Terek sah mit leeren Augen die Landschaft vorübergleiten. Im Tempo des Stroms zog die Welt vorüber, aber wenn man statt ans Ufer in den hohen Himmel sah, stand die Welt still. Man sprang am Bug ins Wasser und trieb mit dem Floß, man sprang am Kiel ins Wasser und trieb mit dem Floß, alles ging im Tempo des Stroms, die roten Stämme aus der Steiermark, der bleiche Leib des städtischen Schwimmers, Möbius' Zigarettenstummeln und Zeitungspapier. Nein, auch der strömende Strom nahm seine kranke Stadtseele nicht an. Gegen Abend ließ er sich an einem Brückenpfeiler in Wien ans Land rudern. Möbius adieu, Löwenherzen adieu, Hunnenstrom adieu.

Und das Teuflische war, dass er sich wohlig geborgen fühlte, als er plötzlich wieder auf Asphalt stand. Zeitungen wurden ausgerufen, Autos hupten, Kirchenglocken läuteten, Hüften wippten, weibliche und männliche, tausend bekannte Plakate und tausend bekannte Gesichter begrüßten ihn. Er konnte an seinen

freundlichen Chef nach Berlin telegrafieren und seine industriellen Beziehungen wieder aufnehmen. Er konnte an seine Mutter telegrafieren: »bin gesund stop will wieder geld verdienen stop benno«. Er konnte ins Imperial stiefeln, zu Katharina Gauß, um nach einer kleinen Szene wieder zu versinken im chemischen Parfüm ihres weißen Betts. Hier war seine Heimat, in der städternen Stadt.

Er nahm ein Taxi und fuhr zum Bahnhof. Da er müde war und ohne Lachen, fuhr er erster Klasse. Am Morgen war er mitten in den Alpen. In einem Hochtal, das zu fremden Wäldern, fremden Almen, fremden Gletschern zog, lag frischer Schnee.

Er öffnete das Fenster und roch eine andre Luft. Bei der nächsten Station stolperte er aus dem schlaftrunknen stinkenden Zug, obwohl sein Billet noch viel weiter lief. Auf dem Stationsgebäude stand: »Bruck-Fusch«. Der Zugführer schrie: »Bruck-Fusch-Bruck-Fusch-Bruck-Fusch«, dann fuhr der Zug wieder ab. Aus dem Hochtal kam ein junger wunderbarer Wind, Wurze des Waldes! Was ausstarb, zu Möbius; was leben wollte, in dieses Tal! Beherzt und beschwingt marschierte er los.

Zweites Kapitel

Im letzten Dorf des Tals rastete er und aß zu Mittag. Dann kaufte er seine Rüstung: Rucksack, festes Schuhwerk, lange Samthose in gelb, Umhang in schwarz, Wäsche und Proviant, Seife, Schere, Messer, Stock. Im Hotel war er der letzte Gast, im Bazar der letzte Käufer. Es war ein Almdorf, das im Winter leer stand. Die Saison war zu Ende, Hotel und Bazar wurden geschlossen, das Vieh wurde abgetrieben. Man schaute ihm misstrauisch nach, als er weiterstapfte, bergwärts. Die Zeit des Alpinismus war vorbei, die Zeit des Schi war noch nicht da: Wohin im Neuschnee?

Er hatte aber unterwegs gehört, dass aus dem letzten Winkel des Tals noch Vieh erwartet wurde. Dort weideten noch Schafe und Ziegen, härtere Kreaturen als die abgetriebenen Kühe und Kälber, die konnten auch noch unterm Neuschnee die letzten Gräser des Jahres finden, wo das entartete Rinderzeug nur hilflos glotzte oder hungrig brüllte oder Kolik kriegte. Dort war noch eine bewohnte Alm, dort wollte er schlafen. Schlafen und ein paar Tage ruhn und sich wiederfinden! Denn er hatte sich verloren, das war klar. Verloren das männliche Ziel des Lebens, verloren seine männliche Seele. Und er hatte Vertraun in dieses tiefe Tal. Die dünne Schneedecke war am Schmelzen, das gab ein starkes Gerausche von allen Seiten. Die Gründe und Kessel lagen im ziehenden Nebel, das gab dem Nachmittag ein unerbittliches Licht.

Am Abend kam er zur Alm der letzten weidenden Schafe und Ziegen. Zum Schluss der Wanderung war der Nebel auch über ihn und seinen Pfad geweht, so schritt er blind auf sein Ziel los. Der Pfad war nass, überwuchert von Huflattich, bedeckt von den Fladen der abgetriebenen Herden. Zuerst kam eine Wegtafel, wo der Talboden zu Ende war und der Steig zum Kees, zur Gletscherscharte, ablief. Dann kam ein riesiger Christus, an einem roten Holzkreuz hing der gepeinigte nackte Mann und starrte

in den ziehenden Nebel, sein Reich war nicht von dieser Welt, jedoch von welcher war es dann? Es kam ein kleines Gasthaus, das schon längst geschlossen und verlassen war, verrammelte Türen, verrammelte Fenster, Winterschlaf. Und gleich nach diesem toten steinernen Haus kam die lebendige hölzerne Alm und eine kleine Rauchfahne stieg aus dem wackligen Kamin.

Er klopfte ein paarmal an die geschwärzte Vortür und trat, als kein Herein kam, ungerufen ein.

An der offenen Feuerstelle saß ein junges Weib und starrte mit entsetzten Augen auf ihn. Kein Zweifel, sie war entsetzt über den unerwarteten Besuch. Warum hatte sie nicht Herein gerufen? Warum starrte sie ihn an wie ein Gespenst?

»Guten Tag«, sagte er freundlich und hielt ihr die Hand hin.

Sie übersah seine Hand, er musste sie schnell zurückziehn, um sich nicht zu demütigen.

»Haben Sie Angst vor mir?«, frug er so sanft wie möglich. »Ich fresse Sie nicht.«

»Was wollen Sie hier«, frug sie schroff.

»Übernachten.«

»Geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Das Gasthaus ist geschlossen.«

»Und hier, in der Alm, im Heu?«

»Geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil's nicht geht.«

Sie stand auf und schob den großen Kupferkessel, der überm Feuer hing, aus dem Gestänge. Sie ächzte ein wenig dazu, der Kessel war schwer und sie war schwanger, das sah man, wenn sie stand. Sie war schwarzhaarig, grobknochig, groß, dreißig Jahre alt vielleicht, im letzten oder vorletzten Monat der Schwangerschaft. Sie stellte den Kessel mit dem warmen Abendtrank fürs Jungvieh auf den Boden und verschnaufte ein wenig. Dann hob sie ihn mit letzter Kraft wieder hoch, um ihn in den Stall zu schleppen.

»Kann ich helfen«, frug Benno Terek.

»Mein Gott«, sagte sie verächtlich, stieß die Stalltür mit dem Fuß zurück, verschwand und ließ ihn stehn, wo er stand.

Schlechte Aussichten! Höchst verächtlich hatte sie sein Angebot zurückgewiesen. »Mein Gott!« In dem gezwungenen Hochdeutsch aus ihrer Schulzeit hatte sie es klingen lassen wie: »Schwächling, geh wieder fort, geh wieder fort, Schwächling!« Mit welchem Recht hielt sie einen fremden Städter ohne weiteres für einen Schwächling, der ihren Kessel nicht tragen konnte? Hatte sie nicht gesehn, dass er breitschultrig und trainiert war, obwohl er aus der Stadt kam? Warum war sie entsetzt gewesen über sein Kommen? Warum war sie erpicht auf sein wieder Gehn?

Er warf mit einem trotzigen Ruck seinen nassen Umhang und sein schweres Pack zu Boden. Er setzte sich in den kleinen Sessel, der noch die Wärme ihres gesegneten Leibes barg, und wartete. Es war unmenschlich, ihn kurz vor der Nacht abweisen zu wollen, unmenschlich und frech. Nur nicht so eilig, wildes Fräulein!

Dass mir niemands hold ist,
Des freu ich mich gar sehr;
Was die Leut verdreußet,
Das treib ich desto mehr.
Mir und Dir ist niemands hold,
Das ist unser beider Schold.
Ho ho, Lieber, –
Tu so wol und friss mich nit,
Hab mich lieb und acht mein nit.

Eine Zeit lang hörte er sie im Stall ihr Werk tun. Es waren die Geräusche aus Abrahams Stall: das dumpfe Stoßen an die Raufen, das monotone Zischen in den Melkkübel, das tiefe Mutterblöken und der kleine Lämmerschrei, dazwischen jene alten biblischen Rufe: »Zuruck, Scheißhammel, hoi, hoi hoi, ruck zu, du Stinkerbock.«

Dann hörte er sie aus dem hintern Stalltor ins Freie treten und die Nachtbalken vorschieben, dann war Stille. Jetzt kam wohl noch ein kleiner Rundgang ums Haus, ob alles dicht war, die Fensterläden, die heuverstopften Ritzen im Gebälk, dann war das Schiffchen klar zur Ausfahrt in die Nebelnacht und konnte ziehn. Er sah gespannt auf die geschwärzte Vortür, durch die sie jetzt gleich eintreten musste, um den Kampf mit ihr wieder aufzunehmen.

Aber sie kam nicht. Er wartete eine halbe Stunde und sie kam nicht. Er wurde allmählich nervös, es dunkelte stark, der Nebel brachte eine frühe Nacht, das Feuer brannte nieder und verglomm, sie kam nicht.

Wo war sie geblieben? In der Hütte war sie nicht, das war gewiss. Es war eine Alm nach der alten Form, das große verräucherte Zimmer war der einzige Wohnraum, in der Ecke stand ihr Schrank und ihr Bett, eine Leiter führte zum offenen Heuboden überm Stall. Im Stall war nichts mehr zu hören, nur das verschlafene Geläut, wenn die beglockten Tiere sich im Traume rührten.

Was war?

Er trat vor die Tür. Dichter kam der Nebel, näher rückte die Nacht, Tropfen fielen vom Dach, zuweilen war das verrammelte Steinhaus gegenüber durch die ziehenden Schwaden zu erkennen. Wenn das wilde Fräulein nicht zurückkam, schlief er entweder ohne große Einladung auf dem Heuboden oder in ihrem geblümten Bett. Oder er brach in das tote Gasthaus gegenüber ein. Ganz gewiss war dort irgendein Fensterbalken aufzusprengen, was war dabei. Ein gesprengter Balken, ein zerklirrtes Fenster, ein paar eingetretene Türen, und er konnte zwischen zwanzig weißen Betten wählen. Bange machen gilt nicht, wildes Fräulein! Komm nur zurück aus deinem Versteck, wildes Fräulein!

Er schloss die Tür und trat zu einer letzten Überlegung an die erloschene Feuerstelle. Er hielt eine Generalversammlung seiner Gedanken und Triebe ab. Die weiblichen Aktionäre seiner Seele forderten sanftes Warten und christliche Milde. Die männlichen

Aktionäre forderten Krach und heidnische Selbstherrlichkeit. Jedoch das Weibtum war in Übermacht in jener Zeit. Es war in Übermacht zu Gottes Schand und Spott und zu der Männer Schand und Spott. Es war in Übermacht auch zu der Weiber Schand und Spott, da sie sich nach dem unterlegnen Manntum sehnten und verzehrten. So sank er als ein richtiger Bubi seiner männerlosen Zeit in den erkalteten Sessel, zu warten und zu warten und es zu erdulden.

Es war Nacht, als sie kam. Sie stieß die Tür auf und rief: »Sind Sie noch da, Herr?« Er antwortete mit einem kleinen Grunzen. Sie schloss die Tür und streifte an ihm vorbei zur Nische, wo die Kerze stand.

Als die Kerze brannte, beleuchtete sie sein Gesicht und beguckte ihn mit gerunzelter Stirn. »Also Sie können auf dem Heuboden schlafen«, sagte sie in ihrem gezwungenen Schuldeutsch. Dann stellte sie die Kerze wieder in die Nische und trat zur Feuerstelle. Im Nu hatte sie ein großes Feuer angefacht. »Warum lässt Du das Feuer ausgehn«, brummte sie, »kannst Du nicht Holz nachlegen, Du?«

Er antwortete nicht. Er blieb in seinem Sessel sitzen und sah zu, wie sie ihren Kochkessel mit Wasser füllte und ins Gestänge schob. Wo war sie gewesen? Warum war sie jetzt plötzlich einverstanden mit seinem Bleiben? Ihr Ton war freundlicher als zuvor, aber es war keine natürliche Freundlichkeit, man hatte das bestimmte Gefühl, dass sie sich in der Zwischenzeit mit irgendeinem Menschen besprochen hatte.

»Sind Sie allein hier«, frug er nach einer kleinen Weile.

»Wer soll denn sonst da sein?«

»Keine Hilfe?«

»Der Hüterbub ist krank.«

»Wo ist er?«

»Im Tal.«

»Kein Senn da?«

»Der ist mit den Kühen abgetrieben. Ist ja nur noch Kleinvieh da.«

»Ganz allein?«

»Wer soll denn da sein?«

»Ist das Gasthaus drüben ganz leer?«

»Wer soll denn drüben sein?«

Er schwieg.

Sie warf ihm einen bösen Blick zu. »Na, wer soll denn drüben sein, im Gasthaus drüben, Du?«

»Niemand«, sagte er gehorsam.

Er fühlte jetzt ganz deutlich, dass sie in dem verrammelten Gasthaus gewesen war und sich mit irgendwem besprochen hatte, mit einem Mann. Sie war viel zu wild, um ihn täuschen zu können. Wen hielt sie dort drüben versteckt? Ihren Liebhaber, den Vater ihrer Frucht? Aber warum musste sie den vor einem fremden Städter verstecken?

Einen Augenblick lang dachte er an Überfall, Raubmord, Totschlag, jäh fuhr er aus dem Schlaf, ein wilder Mann stand neben dem wilden Fräulein, ein Schrei und da stak schon das Messer in seinem Bauch, und das alles für siebenhundert Mark und zehn Pfund und just auf der Expedition nach dem verlorenen Manntum. Aber das waren höchst lächerliche Stadtgedanken. Mochte doch der Teufel in dem verrammelten Gasthaus stecken, es war ihm gleichgültig!

Er nahm seinen Proviantbeutel aus dem Rucksack und breitete sein Abendessen aus. Sie schob ihm Ziegenmilch und Schafkäse hin, er gab ihr Tee und Speck und Schokolade. Zuerst wollte sie nichts annehmen, dann wurde sie von dem Schwangerschaftsgelüst überwältigt und ließ sich überreden, drei Tafeln Schokolade auf einen Sitz aufzufressen. Er hatte ihr den Sessel wieder überlassen und saß auf der Feuermauer. Gerührt schaute er zu, wie sie Stück für Stück von der alten dicken Ladenhüter-Kochschokolade in den Mund schob.

»Wie heißen Sie eigentlich, Fräulein?«

»Sanni.«

»Und?«

»Gundisch.«

»Sanni Gundisch. Schöner Name. Ich heiße Benno Terek.«

»Da kann man nichts machen«, sagte sie spöttisch und brach die dritte Tafel an. Das Kind in ihrem Leib schien seit Monaten nach bejahrter Kochschokolade zu schrein.

»Ich lasse Ihnen meine ganze Schokolade hier, ich habe noch fünf Block davon.«

Sie sagte nicht ja und nicht nein.

»Sind Sie verheiratet?«

Sie schüttelte den Kopf und kaute weiter.

Beziehungslos saß sie da, ganz sie selbst, ein Weib. Ein schwangeres Tier glotzte ins Feuer und kaute Schokolade. Zuweilen konnte man unter der gespannten blauen Leinenhose die Kindsbewegungen sehn. Dann brummte sie: »Gübst ka Ruh ita?« Mit dem Kind sprach sie nicht im Schuldeutsch des Herrn Lehrer und des Herrn Pfarrer. »Sprüngt der Bankart wiara Teifisbock!« Das Embryo hatte seinen Tanztag. »Gübst ka Ruh ita?«

»Dann wird's ein Bub«, sagte Benno Terek.

»In der Stadt vielleicht«, sagte sie patzig. »Bei uns tanzen die Mädchen, die Buben sind viel geruhsamer im Bauch.«

»Mag schon sein«, sagte Benno Terek. Er hatte keine Erfahrungen in dieser Sache. Er begann von der Stadt zu erzählen, von seinem Beruf, ein wenig Prahlerei mit den abgetanen Dingen. Vielleicht konnte er mit ihr ein kleines Tauschgeschäft machen? Sie schenkte ihm ihre zehntausendjährige Erfahrung, wie man tränkte und molk und ob die Buben geruhsamer waren im Mutterbauch oder die Mädchen; er schenkte ihr die letzten Neuigkeiten der Saison und die letzten Rekordzahlen aus Sport und Mechanik.

Aber sie schien wenig Interesse für dieses Tauschgeschäft zu haben. Als die Schokolade zu Ende war, erhob sie sich mitten in seiner Erzählung von der letzten Damenmode, um zu Bett

zu gehn. »Schlafen Sie wohl, Herr.« Es klang eher wie ein Seufzer als wie ein Wunsch. Sie gab ihm zwei wollene Decken und zeigte ihm, wo das Heu auf dem Boden am trockensten war. »Gutnacht.«

Sein Schlafplatz war dicht neben der Leiter, dicht über ihrem Bett. Er konnte sie zu Bett gehn sehn. Sie tat die blaue Joppe und die blaue Hose ab, zog eine rosaverblichene Nachtjacke übers Hemd, schlug am Weihwasserkessel ein flüchtiges Kreuz und wälzte sich mit einem kleinen Ächzer in die geblümten Kissen. Dann war Dunkel und Stille.

Er lauschte noch ein wenig: die Tropfen vom Schindeldach, der schwere Atem der Schwangeren, das verschlafene Geläut, wenn die beglockten Tiere unter ihm sich rührten. Er dachte noch ein wenig an allerlei: das verrammelte Steinhaus, der versteckte Liebhaber, seine städtischen Ängste, das verlorene Manntum. Dann schlief er ein auf dem treibenden Nebelschiff seiner Wahl.

Nach dem würzigen Nichts eines traumlosen Schlafs war das Erste ein monotones Gerausche. Es regnete in Strömen. Dicht neben seiner Schlafstelle klatschte Tropfen auf Tropfen durch eine schadhafte Stelle im Dach. Die Schindeln waren alt und dürr, zuweilen spritzte es bis an sein Gesicht.

Plötzlich wurde ihm bewusst, was schon seit einer halben Stunde in seinen Schlaf eingedrungen war: Männerstimmen, mehrere fremde Stimmen, ein aufgeregtes Hin und Her, die Almstube unter ihm war voller Menschen, ein seltsames feindseliges Durcheinander. Er wälzte sich auf die Seite und sah in die Stube hinab.

Es war Tag, die Fensterläden waren offen, graues Regenlicht beleuchtete den Raum. Was das schwache Licht des Tags nicht durchdrang, war im Schein eines großen Feuers zu sehn. Das

wilde Fräulein stand an der Feuerstelle und rührte in ihrem Kessel. An der Stalltür stand ein uniformierter Mann und an der Vortür stand ein uniformierter Mann. Es waren Soldaten oder Gendarmen. In dem Sessel neben der Feuerstelle saß ein Mann im städtischen Anzug, ein älterer Herr mit hohem Kragen und verschwitztem Beamtengesicht. Neben ihm stand ein junger Mann mit einem Schreibblock in der Hand, sein Schreiber oder sein Sekretär. Das wilde Fräulein schob ihren Kessel hin und her und schien ganz mit ihrer eigenen Arbeit beschäftigt, obwohl sie ganz offenbar im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stand.

»Es wäre besser, Sie lassen das jetzt«, sagte der Herr im Sessel in Schriftdeutsch, »das hat wohl Zeit, bis wir fertig sind?«

»Mei Viach ka ita verhungara!« Sie schien ihr Schuldeutsch von gestern Abend völlig vergessen zu haben. Nicht die geringste Mühe gab sie sich, mit diesen fremden Männern zu einer Verständigung zu gelangen.

Benno Terek spitzte die Ohren und rührte sich nicht. Es handelte sich um den Vater des Kindes, dessen Bewegungen er gestern Abend unter der gespannten blauen Leinenhose gesehn hatte. Es handelte sich darum, wann die Sanni Gundisch einen Mann, der Stefan Hadrawa hieß, zuletzt gesehn hätte, zuletzt gesprochen hätte, was sie von seinen Plänen wüsste, was sie von seinem Versteck wüsste, was sie überhaupt von ihm wüsste. Es war ein schweres Kreuzverhör und es ging hart auf hart, das war schnell zu erkennen.

Der Untersuchungsrichter war ein schlauer Fuchs und stellte eine Falle nach der andern. Manchmal brüllte er sie an, manchmal sprach er wie ein milder Vater auf sie ein. Und immer wieder sagte er, dass er ganz genau wüsste, wo der Mann Stefan Hadrawa zu finden wäre, und dass es sich jetzt nur um Sanni Gundischs Schuld oder Unschuld handelte. Aber es war ganz klar, dass es nicht um Sanni Gundischs Schuld oder Unschuld ging, sondern einzig allein um das Versteck des Mannes Stefan Hadrawa.

Die Sanni Gundisch war nicht dumm. Das fühlte der Untersuchungsrichter so gut wie Benno Terek. Dass sie ihre Antworten in wüstem Dialekt statt in Schuldeutsch gab, war kein schlechter Trick. Und dass sie ihr ganzes Interesse dem Feuer und dem Viehtrank zuwandte, war auch kein schlechter Trick. Immer wieder wurde sie ermahnt, ihre Arbeit stehn zu lassen, aber sie hörte auf keine Mahnung, die Gendarmen hätten sie mit Gewalt verhindern müssen, ihre Kessel hin und her zu stoßen wie in einem Wettbewerb für schnellstes und lautestes Viehtrankrühren.

Aber ihr bester Trick war, dass sie sich zur Feindin der ganzen Welt machte und über die Störung in ihrer Arbeit genauso wütig war wie über den Mann Stefan Hadrawa selbst. Sie hatte mit ihm gebrochen, sie wollte nichts mehr von ihm wissen, ihretwegen konnte er geschnappt werden oder nicht, sie war fertig mit ihm, so oder so.

»Aber gestern Mittag ist er doch noch hier gewesen?«, sagte der Richter immer wieder.

Eine halbe Stunde war er hier gewesen, wollte Mittagessen haben, wollte Geld und Käse haben, wollte sie in die Geschichte hineinziehn. Aber sie hatte weder mit einem Mörder noch mit dessen Richter etwas zu tun, das war für sie eins und das gleiche. Wohin er dann gegangen war, wusste sie nicht und wollte sie nicht wissen.

»Haben Sie ihm Mittagessen gegeben?«

»Das ist wohl keine Sünde?«

»Gewiss nicht.«

»Also.«

»Haben Sie ihm auch Geld und Käse gegeben?«

Sie besann sich kurz, dann rollten ein paar Tränen über ihr knochiges Gesicht und sie sagte: »Ja.«

»Wie viel Geld?«

»Zwanzig Schilling.«

»Wie viel Käse?«

Sie nahm einen Laib Schafkäse vom Tisch und zeigte, wie viel

sie dem Vater ihres Kindes auf den Weg gegeben hatte. Und Schluss! Mehr war nicht aus ihr herauszuholen. Man konnte nicht erkennen, ob sie bei den Beamten Glauben fand oder nicht.

Es gab eine kleine Pause. Der Richter und seine Gehilfen wollten für gutes Geld ein paar Liter Ziegenmilch kaufen. Es war großartig anzusehn, wie das wilde Fräulein den Beamten Milch und Käse vorsetzte und das Geld zurückschob. Feindin aller Welt! Richter, Gendarmen, Mörder, es war eins in ihren Augen. Sie nahm den Kessel und schleppte ihn in den Stall. Da wälzte sich Benno Terek aus seinen Decken und stieg zu der Kommission hinab.

Er hatte seinen festen Plan. An der Art, wie man ihm entgegensah, merkte er, dass bereits von ihm gesprochen worden war. Schade, dass er die Aussage der Sanni Gundisch, soweit sie ihn selbst betraf, nicht mehr gehört hatte. Aber das würde sich schon finden.

Der Richter begrüßte ihn wie einen Verbündeten aus der gleichen Gesellschaftsklasse.

Er selbst war ebenfalls erfreut, in dieser vernebelten und verregneten Wildnis plötzlich einen gebildeten Menschen anzutreffen, und stellte sich mit seinem ganzen Titel vor.

Der Richter erzählte ihm von dem Holzknecht und Bergführer Stefan Hadrawa, dem Liebhaber der Sanni Gundisch und dem Mörder des Bauernsohns Matthias Loofer.

Er war aufs äußerste betroffen, er war völlig schlaftrunken, es war natürlich das erste Wort, was er von dieser Sache hörte.

Der Richter entschuldigte sich, dass er über alles, was Benno Terek zu dieser Sache wusste, ein kleines Protokoll aufnehmen musste.

Aber selbstverständlich, sehr gern, vielleicht durfte er vorher noch schnell ein Glas Milch hinunterschütten, er war noch ganz flau, vielleicht gab's im Stall schon frisch gemolkene Milch?

Selbstverständlich erst ein Glas Milch, aber bitte nicht im Stall, das Verhör sollte stattfinden, bevor er mit der Sennerin sprach, das war eine reine Formsache.

Aber selbstverständlich, er konnte ja auch aus dem Topf der Beamten einen Schluck trinken, wenn sie gestatten wollten, nur einen Schluck?

Aber selbstverständlich, bitte sehr.

Es war eine Lust. Er gab seine Personalien an und zeigte seinen Pass. Er prahlte geschickt mit seiner Berliner Stellung im wirtschaftlich-technischen Großbetrieb und verschwieg, dass er seine Stellung gekündigt hatte. Im Gegenteil, er steckte mitten im Werk, er war nur für ein paar Wochen aus der Stadt geflohn, um eine wichtige physikalische Entdeckung in absoluter Einsamkeit durchzudenken und auszuarbeiten. Näheres über diese wissenschaftliche Arbeit brauchte er wohl nicht zu Protokoll zu geben? Es handelte sich um eine Sache von umwälzender Bedeutung für die Elektrobranche, vorerst noch ganz geheim.

Aber selbstverständlich, tat gar nichts zur Sache, sehr interessant …

Es war eine Lust, die Beamten mit gesellschaftlichen und industriellen Mätzchen einzuwickeln. Als die Sanni Gundisch aus dem Stall zurückkam, war der Richter bereits bester Laune und übersah, dass sie sich Benno Terek gegenübersetzte und ihm hie und da in die Augen schaute. Sie schauten sich hie und da in die Augen, Benno Terek und das schwangere Weib des Mannes Stefan Hadrawa. Sie schauten sich in die Augen, das Weib, das ein wahres Weib war, und der Mann, der ausgezogen war, sein verlornes Manntum wiederzufinden. Und der Staat und sein Recht und seine Helfer und seine Helfershelfer, die fielen zwischen diesen heidnischen Menschenblicken ins Nichts.

»Seit wann sind Herr Doktor hier?«

»Seit gestern.«

»Seit welcher Stunde etwa?«

»Das kann ich nicht genau sagen. Kurz nach Mittag, früher Nachmittag.«

»Was nennen Herr Doktor frühen Nachmittag?«

»Es mag drei Uhr gewesen sein.«

Zu Protokoll: *Doktor Benno Terek war um drei Uhr nachmittags auf der Alm der Sanni Gundisch einpassiert …*

Es war die gefährlichste Ecke der Verhandlung, das wusste Benno Terek ganz genau. Er war noch zur Mittagszeit im letzten Dorf gesehn worden. Aber da er langsam marschiert war und die Dörfler nicht nach dem Minutenzeiger lebten, konnte er diese zwei, drei Stunden zu schwindeln wagen. Das gehörte zu seinem Plan.

»Was ist Ihnen, Herr Doktor, aufgefallen, als Sie hier einpassierten?«

»Nichts.«

»Trafen Sie außer der Sanni Gundisch keinen Menschen hier an?«

»Nein.«

»Hatten auch nicht das Gefühl, dass ein andrer Mensch in der Nähe war?«

»Nein.«

»Sahen auch im Gasthaus drüben keinen Menschen?«

»Nein. Ich hatte das bestimmte Gefühl, das Gasthaus steht seit Wochen leer.«

»Hier hat Sie Ihr Gefühl getäuscht«, sagte der Richter mit liebenswürdiger Überlegenheit. »Der Stefan Hadrawa hat sich zwei Tage lang in dem Gasthaus versteckt gehalten. Bevor wir hier einbrachen, haben wir nämlich drüben eine Haussuchung gehalten und frische Spuren gefunden.«

»Ach?«, machte Benno Terek interessiert.

Und es war auch wirklich eine interessante Kunde, dass das Gasthaus bereits durchsucht war. Das warf mitten im Verhör seinen ganzen Plan über den Haufen. Bis vor einer Minute hätte er noch darauf geschworen, dass der Mann Stefan Hadrawa in dem verrammelten Steinhaus steckte. Aber der Mann Stefan Hadrawa

war auch im ersten Morgengrauen dieses verregneten Gerichtstags auf der Lauer gelegen, er hatte die Beamten rechtzeitig gesichtet und sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Jetzt steckte er entweder in den Felsen über der Alm, abseits vom Pfad, und witterte durch den Nebel auf die Alm herunter; oder er marschierte über die Gletscherscharte, auf der Flucht ins Nachbartal, weiter, weiter, immer weiter fort von der Sanni Gundisch und seiner süßen und bitteren Heimat … Er warf einen schnellen Blick auf die Sanni Gundisch, um zu seinem Entschluss zu kommen. Sie musste wissen, was der Mann Stefan Hadrawa in diesem Augenblick unternahm. War er auf der Flucht ins Nachbartal, zur Eisenbahnstation des Nachbartals? Oder hielt er sich in den Felsen über der Alm versteckt, um zurückzukehren, wenn die Luft wieder rein war? Wenn er beim Anblick der Beamten Hals über Kopf geflohn war, um nicht mehr zurückzukehren, dann stand es schlimm um ihn, dann wurde er sicher im Nachbartal geschnappt, spätestens auf der Eisenbahnstation, dann war der Städterplan zu seiner Rettung von Übel. War er aber besonnen genug, sich vorerst in der Gegend der Alm zu halten und für seine weitere Flucht die stilleren Tage des Lebens abzuwarten, dann war alles gut, dann konnte man den geplanten Trick ausspielen … Die Sanni Gundisch saß völlig unbeteiligt da. Aber ihr Mund war jetzt halb geöffnet, nicht mehr so verzweifelt zusammengepresst die Lippen wie zuvor, das sah nicht nach irgendeiner Dummheit des Mannes Stefan Hadrawa aus. Das sah auch nicht nach ewiger Trennung aus. Er beschloss, dem guten Instinkt des Mannes Hadrawa zu vertraun und alles auf eine Karte zu setzen.

»Was für einen Eindruck«, frug der Richter, »hatten Sie bei Ihrer Ankunft von der Sanni Gundisch?«

»Sie war in gedrückter Stimmung.«

»Was sagte sie?«

»Nicht viel. Sie hatte geweint. Nach einiger Zeit, als wir wegen meiner Unterkunft einig geworden waren, fragte ich sie nach ihrem Schmerz. Es war ihr ja deutlich anzusehn, dass etwas nicht in Ordnung war. Sie sagte, sie hätte ihren Mann verloren.

Ich fragte, ob er tot wäre? Nein, nein, sagte sie, fort, weit fort, ihr Mann wäre weit fortgereist. Ich konnte mir keinen rechten Vers darauf machen und wollte nicht weiter in sie dringen.«

Zu Protokoll: *Er fragte die verweinte Sanni Gundisch nach dem Grund der Tränen, sie gab die Trennung von ihrem Liebhaber als den Grund ihrer Tränen an.*

»Und was geschah dann?«

»Ich machte noch einen Spaziergang.«

»Wohin?«

»Aufwärts. Der Nebel lag gegen Abend nur im Tal, in der Höhe war klare Aussicht zu erhoffen.«

»Sie gingen auf dem Pfad zur Gletscherscharte?«

»Ganz richtig.«

»Kamen Sie über den Nebel?«

»Selbstverständlich, nach einer Stunde, in einer Höhe von etwa zweitausendfünfhundert Meter war herrliche Aussicht.«

»Ist Ihnen dort oben irgendetwas Verdächtiges aufgestoßen?«

»Donnerwetter ja«, sagte er und schnalzte ein paarmal betroffen mit der Zunge an den Gaumen. »Donnerwetter ja.« Es fiel ihm erst jetzt wieder ein, was ihm dort aufgestoßen war, dicht unterhalb der Gletscherscharte, kurz vor den zerklüfteten Keesen, zwischen denen der Pfad ins Nachbartal zog. »Donnerwetter ja, ich Idiot, das war er natürlich.«

»Sie glauben, Sie haben Stefan Hadrawa gesehn?«

»Ich glaube bestimmt, bestimmt, ganz bestimmt. Vor lauter Begeisterung über den Sonnenuntergang habe ich gar nicht mehr dran gedacht.«

»Wo sahn Sie ihn?«

»Unterhalb der Scharte. Ich habe mit ihm gesprochen. Es kann natürlich auch ein ganz andrer Mensch sein, aber ich habe jetzt auf einmal das Gefühl, er ist es gewesen. Wenn Sie ein Foto von ihm hätten, könnte ich es Ihnen sofort sagen.«

»Langenegger!«

Der Schreiber hatte das Foto bereits gezückt und hielt es jetzt mit inquisitorischer Geste unter Benno Tereks Nase.

»Donnerwetter ja«, sagte der und nahm das Foto vorsichtig in die Hand. »Stimmt.« Er war sehr erschrocken. Er hatte mit einem Mörder gesprochen. Auf dem einsamen Pfad zwischen den abendlichen Keesen hatte er mit einem Mörder gesprochen. »Donnerwetter ja, verdammt nochmal, natürlich habe ich ihn gesprochen, kein Zweifel.«

Zu Protokoll: *Er machte noch einen Aufstieg zur Gletscherscharte, um den Sonnenuntergang zu genießen, und traf dort, auf einer Höhe von zweitausendfünfhundert Meter über dem Meeresspiegel etwa, einen Mann, den er nach dem Foto mit Bestimmtheit als den gesuchten Stefan Hadrawa erkannte …*

Benno Terek starrte auf das Foto. Es war ein schlechtes Bauernfoto. Vor einem Vorhang, auf den ein paar krumme Bergzinnen und ein paar kletternde Gämsen geschmiert waren, stand ein zäher kleiner Mann, kurzer dunkler Bart, harte helle Augen, schwarzer Kirchenanzug, steife Haltung, nicht viel zu sehn. Aber die gefährliche Personalbeschreibung war vermieden und von jetzt ab vermied er auch, die Sanni Gundisch anzusehn. Sie saß totenstill und starrte wie gebannt auf ihn, das fühlte er.

»Bitte versuchen Herr Doktor, sich genau zu erinnern: Was sprach jener Mann? Es ist sehr wichtig.«

»Er saß neben einem kleinen Steinmann und wartete, bis ich neben ihm stand. Ich war mir zuerst nicht klar, ob ich einen Eingeborenen oder einen Handwerksburschen vor mir hatte. Aber als ich ihn nach den Namen der Berge frug, wusste er genau Bescheid, so dass ich den Eindruck gewann, es mit einem Bergführer oder Träger zu tun zu haben. Natürlich bin ich nicht auf den Gedanken gekommen, es mit einem Mörder zu tun zu haben, Donnerwetter ja.«

Der Richter und seine Gehilfen waren ein wenig belustigt über seine plötzliche Erregung. Für sie war es nichts Neues, mit einem Mörder zu sprechen. Es war ein hübsches Überlegenheitsgefühlchen, einen nicht beamteten Menschen zu sehn, der sich über solche Dinge aufregte.

»Dann bettelte er mich an. Ich gab ihm zwei Schilling in klei-

ner Münze. Als er merkte, dass ich durch die schöne Umgebung freigebig gestimmt war, bat er um mehr. Er erzählte mir eine sentimentale Geschichte von einer kranken Mutter und solches Zeug, ich merkte zwar, dass er schwindelte und dass es sich um die übliche Bettelei handelte, doch ich ließ mich erweichen und gab ihm schließlich noch zwanzig Schilling, der Teufel soll's holen, ich hatte keinen kleineren Schein bei mir.«

Zu Protokoll: *Unterhielt sich mit Hadrawa und schenkte ihm schließlich zweiundzwanzig Schilling, zwei in kleiner Münze, zwanzig in einem Schein.*

»Dann frug er mich nach einem Fahrplan. Zufällig trug ich einen kleinen Taschenfahrplan bei mir. Er konnte sich nicht zurechtfinden und ich musste ihm helfen, seinen Zug zu finden. Ich kann es nicht beschwören, aber ich glaube mich bestimmt zu erinnern: Es handelte sich um einen Zug, der noch vor der Nacht von der Endstation des Nachbartals abginge und Anschluss an die großen Züge nach Süden hätte –«

»Eine Minute, Herr Doktor, das ist äußerst wichtig …«

Zu Protokoll: *Bat um Auskunft wegen der Züge aus dem Nachbartal, die noch vor Nacht zu erreichen wären und Anschluss an die großen Züge nach Süden hätten.* In Klammern: *Geldbestand mindestens zweiundvierzig Schilling, zwanzig von der Sanni Gundisch, zweiundzwanzig von Doktor Terek.* Zweite Klammer: *Proviantbestand mindestens ein Laib Schafkäse, Gewicht etwa zwei Kilo.*

Benno Terek war dann zur Alm zurückgekehrt und hatte am Abend an seiner wissenschaftlichen Arbeit geschrieben. Den Bettler hatte er ganz vergessen. Auch mit der Sanni Gundisch hatte er nicht über diesen kleinen Zwischenfall gesprochen. Sie war am Abend sehr einsilbig gewesen und bald zu Bett gegangen.

Er musste noch seine Berliner Adresse angeben, dann war das Verhör zu Ende. An Sanni Gundisch wurde eine Vermahnung abgegeben, dann musste die Kommission schleunigst zu Tal steigen, zur nächsten Telefonstation, der Mann Stefan Hadrawa konnte mit seinen zweiundvierzig Schilling und seinem Laib Käse schon über der Grenze sein, wenn er wirklich den Zugan-

schluss erreicht hatte, ohne von den Gendarmen des Nachbartals geschnappt worden zu sein.

Es gab einen herzlichen Abschied von dem freundlichen Helfershelfer aus Berlin. Aber als der Richter in einer mitleidigen Anwandlung auch dem Weib des Mannes Stefan Hadrawa die Hand hinhielt, sah die ihn mit einem Blick an, der ihn schnell seine Patschhand wieder zurückziehn ließ. Sie verzichtete auf sein Mitleid. Und er hatte auch gar keinen Grund, sein Mitleid zu verschenken. Er brauchte all sein Mitleid für sich selbst, wie er mit seinen Gesellen wieder zu Tal stapfte, um als armer Diener einer männerlosen Gesellschaft seine Akten zu schreiben und zu verwesen bei lebendigem Leib.

Benno Terek trat vor die Tür und ließ die neue Freundin seines Lebens allein.

Der Nebel war wieder gesunken und hatte den Regen verschluckt. Das gab feuchte Schwaden, Regen und Schnee und Nebel in eins. Der Städter zog seinen neuen schwarzen Umhang fester um die Schultern und marschierte ein Stück zur Gletscherscharte empor.

Die nordischen Stammväter wussten wohl, warum sie das Taggestirn ein Weib sein ließen: Die Sonne! Und sie wussten wohl, warum sie die Gegengewalten der Sonne männlich benannten: Der Regen, der Nebel, der Schnee! Von allen Völkern der Erde sind sie beschimpft worden als sonnenfeindliche Gesellen, als verknackste Nebelmenschen und Barbaren. Aber wären sie doch bei ihrem Urgefühl geblieben, dass die Sonne zu den Weibern gehört und der Nebel zum Mann! Hätten sie sich doch nicht irre machen lassen in der Verteilung des Feuers und des Wassers dieser Erde! Hätten sie sich doch nicht verlocken lassen von den Weiberreligionen aus Süd und Ost! Hätten sie es doch den Weibern überlassen, den nackten Bauch der Sonne entgegenzu-

strecken! Die zwei Grundfesten der menschlichen Welt wären an ihrem Ort geblieben, Weib und Mann hätten sich nicht zu widerlichem Mischmasch vermantscht, bei ihrer Begattung wäre noch das große Dunkel um sie – die gemeinsame Urhülle, darin Sonne und Nebel, Feuer und Wasser eins ist.

Doch der Weltgeist lässt sich nicht von ein paar südöstlichen Ideen und von ein paar westlich-amerikanischen Gespenstertricks irre machen. Die Männer flohn zwar aus dem ziehenden Nebel und seinen heidnischen Geheimnissen, streckten den nackten Bauch der Sonne entgegen wie die Weiber und verloren ihr Manntum dabei, doch das verlorene Manntum der Männer war nicht ins Nichts versunken. Es kreiste weiter auf dem kreisenden Ball der Erde. Es kreiste weiter und senkte sich in die Weiber ein. Die mussten es aufnehmen, ob sie wollten oder nicht. So sind die Weiber halbe Männer geworden und die Männer halbe Weiber, und die Sonne hat Flecken bekommen vor Wut über diesen Weiberverrat, und der Nebel der Erde ist dichter geworden im verzweifelten Kampf um die verlorene Männergenossenschaft, so wird das Wetter jährlich schlechter und die Meteorologen sperren das Maul auf und die Wissenschaftler suchen wissenschaftliche Erklärungen und die ganze zivilisierte Welt dreckt in die Hose, immer mehr, immer mehr, immer mehr.

Aber erst wenn die Hose der zivilisierten Menschheit ganz und gar vollgedreckt sein wird, werden die letzten Männer bereit sein, ihr Manntum wieder ganz und gar auf sich zu nehmen, ein neues Manntum, o heidnischer Nebel des männlichen Mannes, und wird das letzte Weibtum wieder ganz und gar es selber sein, o sonnenbestrahlter gewölbter reiner Frauenbauch, und wird der Nebel wieder geheimnisvoll uns umhüllen und wird die Sonne wieder ohne Flecken auf uns scheinen, dann wird das Wetter wieder schöner werden … Wer aber reinigt dann die ganz und gar verdreckte Hose der zivilisierten Welt? Wohin mit dem Zeug aus der vermantschten Halbe-Männer-Halbe-Weiber-Zeit? Ach, die Natur verschluckt wohl mit der Zeit auch diesen Kot. Sie blüht Thymian aus Kuhmist, sie blüht wohl eine neue

Menschenblume auch aus diesem schweren Dünger. Vielleicht braucht sie ihn, wer kann es wissen.

Erst am Nachmittag kam Benno Terek von seinem Nebelgang zurück zur Nebelalm.

An der Feuerstelle saß der Mann, der auf dem Foto mit den verschmierten Felsen und den kletternden Gämsen zu sehn gewesen war. Er war in Hemdsärmeln und trug eine verschabte englischlederne Hose. Er war klein, das war schon an dem Foto zu erkennen gewesen, mindestens einen Kopf kleiner als Benno Terek und die Sanni Gundisch. Die stand gerade unter der Stalltür, als Benno Terek eintrat. Der Mann an der Feuerstelle warf ihr einen fragenden Blick zu, sie nickte schnell und ging in den Stall.

»Schlechtes Wetter«, sagte der Mann Stefan Hadrawa.

»Miserabel«, brummte Benno Terek, zog sich den nassen Umhang über den Kopf und hängte ihn übers obere Gestänge zum Trocknen auf.

»Haben Sie schon zu Mittag gegessen, Herr?« Der kleine Mann mit dem braunen Bart und den harten hellen Augen sprach reineres Schuldeutsch als die Sanni Gundisch. Man hörte sofort, dass er im Krieg oder sonst wo mit Städtern zusammengelebt hatte. Doch es klang noch guttural genug, man spürte noch unter seinem Schriftdeutsch deutlich genug, dass er zwischen Schroffen und Keesen beheimatet war.

»Ich esse irgendwas Kaltes von meinem Proviant«, sagte Benno Terek und stieg auf den Heuboden, wo sein Rucksack lag. Mit Speck und Sardinen kam er zur Feuerstelle zurück.

»Das ist nicht gut, Herr«, sagte Stefan Hadrawa. »Kalter Speck ist nicht gut, wenn man auf einer Alm ist. Und Fischlein in Büchsen sind auch nicht gut, wenn man auf einer Alm ist.«

»Nein?«

»Nein, o nein! Sie können das essen, wenn Sie in dem Kees sind, auf dem Glockner oder auf dem Bratschenkopf. Auf der

Alm müssen Sie andres Essen essen.« Er schob einen Teller mit einem Käsgericht und einen Krug voll Milch neben Benno Tereks Speck und Sardinen. »Das müssen Sie essen, Herr.«

»Was ist das?«

Die Antwort klang wie: »Schaaf-Kaas-Nochka.«

»Besten Dank«, sagte Benno Terek und war so klug wie zuvor.

»Werden Sie es essen?«

»Gern, besten Dank.« Er begann die fremdartige Käsespeise zu essen, es schmeckte sehr scharf.

»Sie müssen Milch dreinschütten, Herr.«

»Besten Dank.« Er schüttete Milch drein.

»Sie müssen Butter daran tun, wenn's zu scharf ist.«

»Besten Dank.« Er nahm von der Butter, die der kleine Mann ihm hinschob.

»Das ist zu wenig, Herr, dreimal so viel Butter müssen Sie daran tun.«

Gehorsam nahm er dreimal so viel Butter und sein Wirt war beruhigt und schaute ihm schweigend beim Essen zu.

Er aß langsam und mit Appetit. Dennoch kam er nicht zum vollen Genuss der würzigen Speise, mit der einst Abraham die Engel des Herrn bewirtet hatte. Der kleine Mann gegenüber verbreitete, wenn er still war, eine stärkere Atmosphäre, als wenn er mit seiner hohen, ein wenig fisteligen Stimme sprach. Wenigstens schien es Benno Terek so, als säße er zum ersten Mal in seinem Leben mit einem Menschen zusammen, der die ganze Stube mit seiner körperlichen Ausstrahlung erfüllte. Es war nicht der Mord, es war nicht Trauer oder Freude, was durch die verräucherte Hütte schwelte. Es war ein Teil der lebenspendenden Urhülle der Natur, was um dieses verdächtige Individuum lagerte. Und ganz gewiss ahnte der armselige Flüchtling Stefan Hadrawa nichts von der machtvollen Ausstrahlung, mit der der Mann Stefan Hadrawa durchs Leben zog.

»Warum tragen Sie einen Bart, Herr«, frug er nach einer kleinen Weile.

»Warum nicht«, frug Benno Terek zurück und lachte.

»Ist es ein Bart oder sind es nur die alten Stoppeln?«

»Es soll ein Bart sein.«

»Warum denn? In der Stadt trägt man doch keinen Bart?«

»Nein. Aber ich trage eben einen Bart.«

»Ich habe schon viele städtische Herren über die Keese geführt, weil ich Bergführer bin im Juli und August und September, aber die waren alle ohne Bart. Höchstens eine kleine Schnurre unter der Nase. Alle glattrasiert.«

»Bis vor kurzem war ich auch glattrasiert. Jetzt trage ich eben einen Bart. Ich hab die glatten Kinderhinterer-Gesichter satt. Glattrasiert ist gut für Schauspieler und Pfaffen und Sträflinge. Früher waren nur die Sklaven glattrasiert.«

»Ja früher! Aber jetzt gehn alle städtischen Herrn glattrasiert.«

»Sind auch alle Sklaven, Sträflinge oder Pfaffen oder Schauspieler.«

»Aber durch den Bart wird man doch kein anderer Mensch?« Es war deutlich zu hören, dass er sich über den neuen Sieben-Millimeter-Bart lustig machte.

»Ich kann ihn ja wieder abnehmen«, sagte Benno Terek in bösem Ton. »Ich werde ihn natürlich sofort abschaben, wenn Sie es wünschen. Vermutlich haben Sie allein das Recht, einen Bart zu tragen?«

»Lassen Sie ihn stehn, den Bart«, sagte Hadrawa und lachte. »Es ist wahr, was Sie von den glatten Kinderhinterer-Gesichtern der städtischen Herrn sagen. Lassen Sie ihn stehn, den Bart, vielleicht bringt er Hilfe.«

Benno aß schweigend zu Ende. Er hatte das Gefühl, dass der Mann Stefan Hadrawa ein ganz verdammter Hund war. »Vielleicht bringt der Bart Hilfe!« Es hatte geklungen: »Vüllaicht brüngtdrrr Hülllfi.« Ohne eine Ahnung von seiner Mitte-des-Lebens-Krankheit zu haben, hatte der kleine Kerl seine städtischen Nöte am rechten Fleck aufgespürt. Deutlich war der Spott über das verlorene Manntum in den hellen harten Fuchsaugen zu lesen.

War es nicht eine riesige Dummheit gewesen, den Staat und seine Beamten auf die falsche Fährte zu hetzen? Wie konnte er diese blödsinnige Anwandlung verantworten? Wenn man den Flüchtling doch noch schnappte, konnte man ihm wegen Begünstigung eines gemeinen Verbrechens den Prozess machen. Was sollte er dann zu seiner Entschuldigung angeben? Dass er Mitleid mit dem schwangeren Weib gehabt hatte? Dass er dem Vater des Kindes, dessen Bewegungen er unter der blauen Leinenhose gesehn hatte, keinen gemeinen Mord zutraute? Dass er in Opposition zu dem Staat stand und zu seinen Henkern? Das waren alles Gründe des Herzens, doch der Staat ging nach den verstandesmäßigen Gründen des Lebens und musste auch nach den verstandesmäßigen Gründen des Lebens gehn. Es war ein irrsinniger Trieb gewesen, sich ohne Überlegung jenseits von Recht und Unrecht zu begeben.

Und was war der Dank? Er hatte zwar keine persönliche Erfahrung in diesen Dingen, aber nach allem, was er gehört und gelesen hatte, benahm sich ein Mensch, dem man das Leben gerettet hatte, anders wie Stefan Hadrawa. In den russischen Romanen knieten die geretteten Mörder vor ihrem Retter nieder und plumpsten dreimal mit dem Schädel auf dem Fußboden auf, dabei flüsterten sie: »Christus sei mit Dir, Väterchen.« In den amerikanischen Geschichten stürzten sie mehrere Gläser geschmuggelten Whisky hinunter und schüttelten dem Retter mit riesigem Druck die Hand. In der europäischen Literatur waren sie entweder unschuldig, weil alles ganz anders gewesen war, oder sie wandelten sich und schritten in ein neues Leben hinaus, entweder allein, vereinsamt, oder mit der ebenfalls gewandelten Bibbermadame. Dieser Kerl aber sagte in einem Ton, der voll gemeiner Ironie war: »Abrrr durch dön Baart hallein würd man doch kan andrrrer Mönsch«, und traf wie ein lauernder Jäger sein Wild ins Blatt, statt seinem Retter in Dankbarkeit die Hand zu küssen.

Als das biblische Gericht verzehrt war, kam die Sanni Gundisch aus dem Stall zurück. Sie setzte sich Benno Terek gegenüber in den Sessel und sah ihn forschend ins Gesicht. Hadrawa

nahm schweigend den abgegessenen Teller vom Platz seines Gastes, nahm aus der Nische noch einen Pack schmutzigen Geschirrs dazu, legte behutsam Stück für Stück in einen Kübel voll warmem Wasser und trat vor die Hütte, um zu spülen.

»Er hat seinen eigenen Sinn«, sagte die Schwangere schlicht, als die Tür hinter ihrem Mann ins Schloss fiel.

Benno Terek rauchte eine Zigarette an und schwieg. Was sollten ihre Worte bedeuten? Eine Entschuldigung, weil sich ihr eigensinniger Liebhaber noch nicht bei ihm bedankt hatte? Oder eine Warnung vor dem wilden Mann des wilden Fräuleins? War es ein Lob oder ein Tadel, seinen eigenen Sinn zu haben?

»Er hat seinen eigenen Sinn«, wiederholte sie nach ein paar Minuten mit Anstrengung und jetzt war deutlich zu hören, was sie meinte. Es war eine Warnung. Er sollte sich nicht in die Geschäfte des Mannes Stefan Hadrawa mischen.

»Ich habe auch meinen eigenen Sinn«, erwiderte er scharf. »Aber ich bin jetzt in Eure Sache verwickelt, ob ich will oder nicht. Wir wollen uns doch nichts vormachen! Wenn er geschnappt wird, fliege ich wegen Begünstigung mit ihm in den Kerker.«

»Er ist unschuldig«, sagte sie zornig.

»Das kann ich nicht beurteilen. Um so besser für uns alle drei, wenn er unschuldig ist. Aber vor Gericht sehn ja die Dinge leider ganz anders aus wie in Wirklichkeit.«

»Gericht«, stieß sie keuchend hervor. »Es war eine alte Feindschaft zwischen dem Hadrawa und dem Loofer. Der Loofer hat den Hadrawa zehn Jahre lang mit tausend kleinen Nadeln gestochen und der Hadrawa hat eines Tages mit einem kurzen, festen Messerstich dagegen gestoßen: Wo ist da Schuld?«

»Aber das ändert doch nichts an der Tatsache, dass er gerichtlich verfolgt wird und dass ich für ihn falsche Angaben gemacht habe. Oder?«

»Wer hat es Dich geheißen, Du«, erwiderte sie schroff.

So stand die Sache? Man war hier wütig auf ihn, weil er zugunsten des Flüchtlings in den Lauf der Dinge eingegriffen

hatte? Man pfiff auf seine Hilfe? Aber bei dem Verhör war dieses Weib ihm dankbar gewesen, ganz gewiss. Deutlich hatte er vor den Beamten den geheimen Bund mit ihr gespürt. War es nur ein Trug seines kranken Stadtgehirns gewesen? Oder hatte der Mann das Weib umgestimmt, nachdem sie ihn über das Verhör und die fremde Hilfe berichtet hatte?

»Wir sind keine undankbaren Menschen«, sagte sie, als er sich erhob, in milderem Ton und legte die Hände mit gespreizten Fingern auf ihren riesigen Bauch. »Aber Du sollst nicht auf unserer Weide grasen, Herr.«

»Was ist«, frug er barsch.

»Du hast Deine Weide und wir haben unsere Weide, Du hast Dein Gras zu fressen und wir haben unser Gras zu fressen.«

»Ganz gewiss«, sagte er und lachte ein bösartiges städtisches Gemecker, das ihm selber peinlich in den Ohren widerklang. »Ich will nichts von Eurem Gras fressen, besten Dank, es war nur ein kleiner Nachbardienst und Schluss.«

Er stieg auf den Boden, um seinen Proviant wieder in seinem Rucksack zu verstauen.

Um so besser, wenn Hadrawa kein gemeiner Mörder war. Ein einziger fester Messerstich gegen »tüsend kliane Naddeln«, darüber ließ sich reden.

Er legte sich aufs Heu, um ein paar Minuten zu ruhn. Er war müde und verwirrt. Es war wohl am besten, noch vor Nacht zu Tal zu steigen und das spröde Paar sich selber zu überlassen. Sie wünschten keine fremde Hilfe. Sie hatten wohl schon ihre Erfahrungen gemacht und wussten, dass Hilfe zwischen den Menschen von Übel war.

Sie hatten Recht. Er konnte den Mann Hadrawa nicht nach Amerika transportieren und der Mann Hadrawa konnte ihm nicht die verlorene Würze des Lebens aufpäppeln.

Mir und dir ist niemands hold,
Das ist unser beider Schold,
Ho, ho, Lieber –

Er duselte ein wenig ein. Dann hörte er die zwei in der Almstube eindringlich schwatzen. Es war purer Dialekt, kein Wort zu verstehn. Er stieg die Leiter hinab, um nach dem Wetter und dem Licht des Tages zu sehn. Wenn die Stimmung noch immer feindlich war, dann wollte er sich auf der Stelle verabschieden und zu Tal steigen, wie auch das Wetter und das Licht des Tages stand.

»Gut geschlafen, Herr?«, begrüßte ihn Hadrawa. Deutlich war zu hören, dass eine neue Verhandlungsbasis versucht wurde. Es war der unterwürfige Ton des Bergführers, der auf ein gutes Trinkgeld angewiesen ist.

»Mal nach dem Wetter sehn«, sagte Benno Terek kühl und trat zur Tür.

Der kleine Mann stellte sich vor die Tür und versperrte den Weg ins Freie. »Das Wetter wird gut, Herr«, sagte er eindringlich. »Morgen wird's kalt und klar sein. Will der Herr keinen Berggipfel machen? Ich kann Sie führen, um billiges Geld. Ich kann Sie führen auf den Hohen Dock, ich kann Sie führen auf den Bratschenkopf. Wohin wollen Sie steigen?«

»Ich wollte eigentlich ins Tal zurück.«

»Machen Sie einen Gipfel, Herr, Sie werden es nicht bereuen. In dem Kar unterm Bratschenkopf lebt seit zwei Jahren ein weißer Bock, das kommt alle hundert Jahre vor, dass ein Hirsch ein weißes Fell hat. Wenn wir Glück haben, können wir ihn erlugen. Am hohen Dock ist eine grüne Grotte im Kees, wo noch kein Fremder war, garantiert noch nicht. Sie werden dort der erste Herr sein, wenn ich Sie führe. Hier ist mein Führerbuch.«

Er zog aus einem verschwitzten Lederbeutel ein kleines Heft und reichte es Benno Terek mit devoter Geste. Herr Kaufmann Rohde, Wien, bescheinigte dem Bergführeraspiranten Stefan Hadrawa mit größter Zufriedenheit eine Glockner-Besteigung.

Auch Herr Fabrikant Schneider, Köln, war mit Frau und Tochter von ihm auf den Glockner geführt worden und sehr begeistert gewesen. Ebenso Iltz, Apotheker, Gera, Glocknerhaus. Ebenso Reinhardt Steinle, Reisender, Hamburg, Glocknerhaus. Studenten und Studentinnen hatte er geführt, Hoteliers, Rabbiner, Witwen, Friseure, Beamte, Kaufleute, die mutigeren Herrschaften zum Glockner, die feigeren Herrschaften nur zum Glocknerhaus, aber keinen Menschen noch zum Bratschenkopf oder zum Hohen Dock.

»Auf dem Glockner ist es in diesen Tagen zu gefährlich für mich, Sie verstehn, Herr, dort könnten wir noch eine späte Partie von der andern Talseite treffen, Sie verstehn, Herr, wir müssten einen abgelegenen Gipfel nehmen, Sie verstehn, Herr.« Es war das erste Mal, dass er seine schlimme Lage erwähnte.

»Sind wir mal ganz offen«, sagte Benno Terek und reichte ihm das Führerbuch zurück. »Warum wollen Sie mich auf den Bratschenkopf oder sonst wohin führen?«

»Ich brauche das Geld – aber nicht für mich, ganz gewiss nicht für mich.«

»Für Ihre Frau?«

»Das geht nicht hierher.«

»Für das Kind?«

»Das geht nicht hierher.«

»Für die Geburt?«

»Dreißig Schilling und ich führ Sie auf den Bratschenkopf, Herr«, sagte er in hartem Ton und brach das Gefrage nach dem Zweck des Geldes ab. »Es kostet nach dem Tarif über das Doppelte, Herr, Sie werden es nicht bereun.«

»Hier sind hundert Mark«, sagte Benno Terek und nahm einen von seinen sieben großen Scheinen aus der Brieftasche. »Ich kann es leicht entbehren.«

Hadrawa wehrte mit beiden Händen ab.

»Wenn wir einen Gipfel machen, werde ich Sie um den halben Preis führen, Herr, und Sie bitten, mir das Geld vorauszuzahlen. Weil nämlich morgen früh unsere Alm abgetrieben wird und die

Sennerin das Geld mitbekommen soll. Wenn wir keinen Gipfel machen, nehm ich auch kein Geld.«

Er öffnete die Tür, um aus der Stube zu treten und das Gespräch, das ihm offenbar sehr schwer fiel, abzubrechen.

»Eine Minute!« Jetzt versperrte Benno Terek den Weg ins Freie. »Ich schlage Ihnen ein Geschäft vor, Herr Hadrawa. Ich stelle Sie für vierzehn Tage als meinen Führer ein und zahle Ihnen den Lohn voraus. Dann kann ich Ihnen sofort dreihundert Mark Vorschuss auszahlen, wenn wir pro Tag dreißig Schilling rechnen. Was sagen Sie dazu?«

Hadrawa sagte nichts. Er kniff die Augen zusammen und spähte scharf in das Gesicht des Städters, um den tieferen Sinn dieses Angebots zu erforschen.

»Es ist keine Falle, Herr Hadrawa, es ist auch kein Mitleid. Dass es keine Falle ist, sehn Sie daraus, dass ich dem Richter falsche Angaben zu Ihren Gunsten gemacht habe. Und dass es nicht aus Mitleid geschieht, sehn Sie daraus, dass ich hier bleiben werde, bis Sie das Geld abverdient haben werden.«

Hadrawa antwortete nicht. Er warf einen kurzen Blick auf die Sanni Gundisch. Die saß regungslos in ihrem Sessel und lauschte auf das Männergespräch, ohne sich einzumischen. Er wandte sich wieder dem Gesicht des Städters zu und sog die fremde Witterung ein.

»Ich will Ihnen erklären, wieso ich auf diesen Gedanken komme, Herr Hadrawa.« Er wollte den leichten Ton des konferenzgewandten jungen Industriellen anschlagen, aber es glückte nicht ganz, seine Worte kamen ein wenig mühsam und mit leichtem Beben heraus. »Sie müssen sich jetzt ein paar Wochen lang hier versteckt halten, darüber ist kein Wort zu verlieren, alles andere wäre Selbstmord. Und ich muss mich nämlich auch ein paar Wochen lang vor der Welt versteckt halten, wenn ich Ihnen dieses Geheimnis anvertraun darf. So können wir uns doch zusammen tun und uns zusammen versteckt halten? Ich habe Geld und Sie kennen die Gegend, das passt doch glänzend und gleicht sich aus.«

»Warum müssen Sie sich versteckt halten, Herr?«

»Das geht nicht hierher«, sagte Benno Terek in dem gleichen Ton, mit dem zuvor das Gefrage nach dem Zweck des Gelds von Hadrawa abgebrochen worden war.

»Wird man Sie nicht hier suchen, Herr?«

»Kein Mensch der Welt weiß, dass ich hier bin.«

»Und der Richter?«, mischte sich jetzt das wilde Fräulein ins Gespräch. »Der Richter weiß, dass Du hier bist, Herr.«

»Ach was! Der Richter hat keine Ahnung, wer ich bin. Außerdem glaubt er, ich bin längst über die Scharte ins andre Tal gestiegen. Er wird mich ebenso wenig hier suchen wie ihn. Eher wird er mich in Berlin suchen als hier. Auf der ganzen Welt werden sie uns zwei suchen, nur nicht hier. Das ist ja gerade unser Trick.«

Hadrawa und die Gundisch sahn sich fragend an. Benno Terek trat zur Tür.

»Ich habe keinen Grund, mich Ihnen aufzudrängen.« Diesmal gelang ihm der Ton des konferenzgewandten jungen Mannes. »Es ist ein klares Geschäft für uns beide. Wenn Ihr nicht wollt, ist es Eure Sache. Dann muss ich mir eben ein andres Versteck suchen und Ihr eine andre Geldquelle für Eure Kindsgeburt.« Er ging hinter die Alm und ließ das Paar zu einer Besprechung allein.

Das WC dieser Alm lag ein paar Schritte abseits, eingesäumt von durchnässten alten Fladen und verdörrtem Huflattich. Ein kleiner Verschlag mit freier Aussicht, ein tiefer Graben, ein junger Baumstamm als Sitz. Der Nebel stieg und gab dem Blick des Sitzenden einzelne Keese und Schründe frei. Der Neuschnee war zerschmolzen, der befeuchtete Boden der Erde duftete stärker als in den Tagen der Sonne. Würziger dufteten die nassen Steine und Pflanzen ringsum, würziger die nassen Krumen und Klumpen. Da fiel es nieder, hinter dem Sitz, ins Herz der Erde, was in den Städten in metallne Röhren fällt. Willkommen jeder neue Dung der Erde. Und immer noch war der Mensch der Herr der Erde. Er war das Erste und wird das Letzte sein.

Drittes Kapitel

Er blieb auf der Alm der weidenden Schafe und Ziegen. Sein Leben hatte plötzlich Spannung und Sinn. Sich mit dem Manne Hadrawa zu einem festen Männerbund zusammenzuraufen, das war jetzt Sinn und Spannung seines Lebens. Er konnte nicht mit dürren Worten sagen, was ihn faszinierte, und Hadrawa verstand nur dunkel, was den kranken Städter an ihn band, jedoch sie rauften sich zusammen und der Gong der Freundschaft klang. Denn vielerlei im Leben musste sich zusammenraufen, doch erst wenn es zwei Männer waren, klang ein voller Schlag inmitten des verworrenen Getöses … Da waren die Tiere. Kam eine fremde Geiß zu einer eingesessenen Geiß an die gefüllte Krippe, dann gab es tagelang ein wüstes Stoßen und Geraufe, bis Blut von den verklebten Fellen troff. Dann waren sie eines Tages zusammengerauft und ließen nicht mehr voneinander bis zum letzten Meckerschrei, wenn sie der Metzger trennte. Da waren die Liebesleute und die Ehepaare. Die mussten sich zusammenraufen von den Augen hinab zum Bauch oder vom Bauch empor zu den Augen. Dann waren sie eines Tages zusammengerauft oder verendet daran. Da waren die Völker und Führer. Mussten sich zu immer neuen Verbänden zusammenraufen, um sich mit wieder anderen Verbänden zusammenraufen zu können. Und waren eines Tages alle Völker rings zusammengerauft, dann fingen ein paar gierige Feiglinge das alte matte Spiel von Gut und Böse und das verlogene politische Gerauf von vorne an. Ja, vielerlei im Leben musste sich zusammenraufen, doch erst wenn es zwei Männer waren, klang ein reiner Schlag am schwirrenden Gong der Ewigkeit, und alle guten Geister strömten aus dem öden Foyer des Alltags in das festliche Parkett, zu glotzen und zu horchen und zu klatschen.

Am ersten Abend kam es zu einer spröden Einigung auf geschäftlicher Basis. Sie wollten sich ein paar Wochen lang im

Steinhaus drüben zusammentun, Hadrawa als bezahlter Führer und als bezahlter Knecht, der kranke Städter als der Herr und als der andre Knecht, und beide Knechte auf der gleichen Hut vor der gefährlichen Welt des Staates.

Siebenhundert Mark und zehn englische Pfund, das war das gemeinsame Kapital. Zwei Hunderter bekam die Sanni Gundisch mit ins Tal, für die Geburt, vier Hunderter wurden für Proviant auf lange Sicht bestimmt. Die zehn Pfund und das österreichische Kleingeld trug Hadrawa in seinem Brustbeutel, das war der Fonds für seine spätere Flucht. Ein Hunderter blieb bei Benno Terek, das war der Fonds für seine spätere Wanderschaft.

An Holz und Kerzen und Geschirr und Bettzeug war nicht Not. Viel Käse war heimlich beiseite geschafft. Und Mehl und Fett und Salz und Tee und Zucker, Tabak und Schnaps und Schweinernes und Dörrgemüse, das musste alles in den nächsten Nächten bei der Sanni Gundisch aufgenommen werden: Im Elternhaus des wilden Fräuleins in Bruck-Fusch war das geheime Expeditions-Proviantdepot.

Wenn dann das Kind geboren war und angesäugt, der Steckbrief Hadrawas vergilbt war an den schwarzen Tafeln der Gemeinden, der große Schnee gefallen war, die Ländergrenzen zu verschütten: Dann sollte Hadrawa durch Kees und Kar nach Süden fliehn und über See mit Benno Tereks Pass nach Kanada; dann sollte Benno Terek heil sein von der Städterkrankheit und ein Mann, der in sich selbst ruhte; dann sollte Sanni Gundisch auf den Brief mit fremden Marken warten, der sie zu der verspäteten Hochzeit mit dem Vater ihres Kinds ins Ausland rief.

Am nächsten Tage war Almschluss, Abtrieb und Adieu. Die beiden frisch verkuppelten Gefährten mussten sich im Steinhaus streng verborgen halten, weil aus dem Tal zwei alte Sennen und ein kleiner Stallbub kamen, der Almerin zu helfen. Es dauerte lange, bis die Alm geräumt war und geschlossen, dann sahen sie von einer Fensterritze aus den Zug … Voran der kleine Bengel mit Juchhu und ein gescheckter Riesenhammel mit der großen Glocke und dem Kranz aus Glanzpapier. Dann alle Tiere, und

mit den gefüllten Kraxen die zwei alten Sennen zwischendrin: »Varröck, gai zu, gest ita, ruck, ha zu, du Stinkerbock!« Das Muttervieh, das Jungvieh, die verspielten Böcke. Die kleinen Glocken und die Latschenkränze um die wippenden Zottelhälse. Und hinterdrein, zehn Meter nach dem letzten stolpernden Kitz, die schwere Almerin. Sie war im Tuch und im gewirkten Kittel. Der Rock war vorn mit einer dicken Schnur geknüpft, der klaffende Schlitz war durch die weiße Schürze zugedeckt. Beim nackten Mann aus Holz schlug sie ein Kreuz und lugte nach dem toten Steinhaus um. Jedoch sie wagte nicht zu winken und zog weiter, Bein vor Bein.

Dann wohnten die zwei in dem verrammelten Steinhaus. Die Fensterläden blieben geschlossen, geheizt und gekocht wurde nur bei Nacht. Am Tag war Ausguck und Quivive. Es war nicht zu befürchten, dass um diese Jahreszeit noch Hochtouristen hier vorüberkamen, auch Jäger oder Holzarbeiter hatten kein Revier an diesem ausgefallnen Platz; dennoch war strenge Wacht, zumal für längere Zeit ein knallend klarer Himmel kam.

Sie stiegen auf den Bratschenkopf und auf den Hohen Dock. Sie konnten nicht den weißen Bock im Bratschenkees erlugen, jedoch sie fanden Hadrawas geheime Grotte in dem grünen Kees am Hohen Dock und brüllten wie zwei losgelassene Teufel drin herum. Der Städter lernte Stufenschlagen, Steigen, Seilen, die dicksten Klötze Holz zu spalten mit der Drehung der verklemmten Axt beim Schwung, und dass der Mensch sich alle sieben Jahre häutete und eine neue Leber und auch eine neue Seele kriegte. Der kleine Mann bekam den Bart gestutzt und lernte Englisch, how do you do, what is the price, I love you, lady.

Dreimal trug Benno Terek den Proviant durchs nächtliche Tal zu ihrer Burg, einmal trug Hadrawa. Der hatte einen ganzen Zentner auf dem Buckel, als er im Morgengrauen einpassierte. Die Frucht der Sanni Gundisch hatte sich gesenkt, so waren nur noch wenige Wochen bis zu ihrer schweren Stunde. Vorher verließ er dieses Tal und sein Versteck um keinen Preis der Welt. Man war im ganzen Dorf auf seiner Seite, kein Mensch bedau-

erte den Matthias Loofer. Wenn ihn der Staat noch schnappte, gab's nach der allgemeinen Schätzung höchstens sieben Jahre schweren Kerker. Was war das viel für einen achtunddreißigjährigen Mann? Bei der Entlassung war er fünfundvierzig, bestes Mannesalter! Doch Millionär in Kanada, mein lieber Herr, das war gewiss das glücklichere Teil, ha ha ha ha.

Dann kam der Schnee, zwei Tage roch es Hadrawa voraus. »Es riecht nach Schnee«, verkündete der kleine Mann, und wirklich kam der Schnee. Zuerst der Wind und die verdickten Wolken, dann leichter Regen und die Wasserflocken, dann die gesternten Flocken und die wüsten Wirbel, zuletzt das stille Niederwallen … Niederwallen … Niederwallen, bis die lebendige Natur bedeckt war von der stärkeren Natur des Todes, die süße Schwester eingelullt im Laken ihres unerbittlichen großen Bruders und Gemahls.

»Der Mensch hat kein Anliegen mehr an ihn«, sagte Hadrawa.

»Was ist«, rief Benno Terek und blieb stehn, um sich den Schweiß und die verklebten Haare aus der Stirn zu wischen.

»Der Mensch hat kein Anliegen mehr an ihn«, sagte Hadrawa und deutete mit seinem Schistock auf den verschneiten Christus am Kreuz.

»Nein«, sagte Terek und stapfte hinter seinem Führer her ins Haus.

Es war mitternächtlicher Mondschein und sie hatten eine große Schispur gezogen, vom Haus empor zur Gletscherscharte, von der Gletscherscharte am Haus vorüber hinunter zum ersten Holz-Ziehweg im Tal, vom Holz-Ziehweg zum Haus. Der Schnee hatte sich gesetzt, drei Meter Lockerschnee waren zu einem Meter Festschnee zusammengesackt, so musste nach Hadrawas Angabe eine schlaue Spur gezogen werden, um das Versteck zu sichern. Sie durften nicht den Schnee ums Haus herum zertram-

peln und ihre Spuren nach allen Seiten hin abbrechen lassen: Der erste fremde Fahrer hätte das Versteck erspürt. Jetzt zog sich eine dicke Doppelspur vom Tal zur Scharte und von dort zurück ins Tal: Der beste Spurenleser musste glauben, dass zwei Fahrer auf der Tour zur Scharte und zurück an dem verrammelten Haus vorbeigeglitten waren. Die eine Spur im steilen Schuss und mit gestäubten Schwüngen, die andre Spur in dicken Bögen und mit vielen Stürzen, und vor dem Hause, wo Mittagsrast gehalten worden war, lag Butterbrotpapier zerstreut und waren ein paar gelblichgrüne Löcher in dem Schnee zu sehn, wie sich's für einen kurzen Schnaufdichaus vor einer eingeschneiten Alm gehörte.

In dem Geräteschuppen ihres Grandhotels hatte Hadrawa die alten abgefahrenen Bretter aufgestöbert und aus drei alten Hosenriemen hatte er die Bindungen geschnitten. Mit großer Lust und schwitzend rutschte Terek hinter seinem Führer her. Kein besseres Parfüm war auf der Welt, als wenn sich frisches Schneegestäub vermischte mit eines Mannes eigenem Schweißgeruch.

»Nein, der Mensch hat kein Anliegen mehr an ihn.« Terek griff die Worte wieder auf, als sie beim Essen saßen. Es gab Tee, Käse, Wasserschmarren. »Der Mensch will nicht mehr durch irgendein Jenseitsmärchen erlöst werden. Der Mensch will sich selber erlösen, hier, im Dasein, im Diesseits, im ewigen Dasein des Diesseits. Lieber verrecken, wenn es nicht anders geht.«

Hadrawa hörte nicht hin. Er aß mit stumpfer Miene seinen Teller leer. Nach dem Essen holte er sich ein Schaff mit heißem Wasser vom Herd, um seine Füße zu baden.

Terek rauchte und schaute zu, wie die zwei harten schmutzigen Füße seines Freundes sich wollüstig belebten. Das Wasser verfärbte sich langsam. Morgen wollte er auch einen Kübel Schnee zusammenschmelzen und ein Fußbad nehmen. »Tatsächlich«, knurrte er nach einer kleinen Weile, »der Mensch hat kein Anliegen mehr an Jesus Christus oder sonst einen Gott.«

»Ich nicht«, sagte Hadrawa und rieb seine Füße aneinander.

»Ich auch nicht. Aber es ist eine schwere Sache, ein wahrer Heide zu sein, das kannst Du mir glauben, Hadrawa.«

»Was soll da schwer dran sein«, brummte Hadrawa und zog einen Fuß aus dem Wasser. Er legte den Fuß übers Knie und betrachtete aufmerksam die aufgeweichten Zehen. Dann steckte er den Fuß wieder ins Schaff zurück.

»Wirst ja sehn, was schwer dran ist, wenn Du in die Städte kommst, nach Kanada oder sonst wohin. Wirst ja sehn, ob Du nicht doch vielleicht noch ein Anliegen an Deinen alten Kindergott hast, wenn Du aus Deinem Tal herauskommst unter die fremden Menschen.«

»Pöh!« Er spuckte das Wort nur so aus. »Kein Mensch glaubt mehr daran. Bei uns nur noch die alten Weiber und die Ofenhocker. Und bei Euch in der Stadt überhaupt kein Mensch mehr. Zehn Jahre lang hab ich die Städter über das Pasterzenkees zum Glockner geführt und eine Menge Herren und Frauen hab ich danach gefragt, geradaus hab ich sie gefragt, weil ich's wissen wollte, wie es damit steht. Kein Mensch glaubt mehr irgendwas.«

»Kein Mensch glaubt mehr dran und alle Menschen halten dran fest, das ist die große Schweinerei.«

»Pöh!«

»Jawohl! Musst nicht denken, dass sie gute Heiden geworden sind, weil sie schlechte Christen geworden sind. Sie halten noch immer an dem alten christlichen ›Du sollst und du sollst nicht‹ fest, mit dem Verstand halten sie dran fest, auch wenn sie mit dem Herzen ganz woanders sind.«

»Pöh!«

»Verstandeschristen, das sind sie, und das ist der übelste Schwindel, den die Erde je gesehn hat.«

»Was geht das mich an«, brummte Hadrawa und begann, seine Füße trocken zu reiben. Er verstand nichts von diesen Dingen und wollte nichts davon verstehn.

»Wirst ja sehn, was es Dich angeht! Sie lassen jeden verrecken, der sich gegen ihr Mischmasch sträubt.«

»Mich nicht! Mich lassen sie nicht verrecken!«

»Lassen jeden verrecken, der nicht mitmacht!«

»Nichts mache ich mit! Unserm Pfarrer hab ich ins Gesicht gesagt, dass ich nicht mehr an seinen Jesus Christus glaub!«

»Pfarrer! Eure Pfarrer sind die reizendsten Menschen der Welt. Die halten sich doch noch am alten morschen Balken in dem großen Wasser fest, und so sollen sie sich doch festhalten dran, was geht das uns an. Das Elend fängt erst dort an, wo die Menschen ihren alten morschen Balken losgelassen haben und Wasser treten.«

Hadrawa schnitt sich die Zehennägel. Terek ärgerte sich, weil er seine Bartschere zum Zehennägel Schneiden nahm, ohne zu fragen. Außerdem war der kleine Mann mitsamt seiner starken Urhülle ein ausgemachter Dummkopf. Im Englischen kam er nur sehr langsam vorwärts, von Geografie hatte er keinen Dunst, und alle schönen Worte über Religion und Menschenwandel waren in den Wind gesprochen. Trotzdem predigte er weiter, nicht für Hadrawa, der sollte doch in Kanada in die Gosse stolpern, wenn er wirklich nach Kanada kam, für sich selbst musste er Klarheit schaffen.

»Musst Dir vorstellen«, predigte er, »dass da zwei Ufer sind, dazwischen großes Wasser. Auf dem einen Ufer steht Christus und seine ganze Schar, dort ist die Weide für die Menschheit abgegrast, das ist das schwarze Ufer. Und auf dem andern Ufer liegt eine neue heidnische Welt, dort wäre eine neue Weide zu finden, dort ist das grüne Ufer. Und in dem großen Wasser zwischen den zwei Ufern steckt die Menschheit jetzt gerade mittendrin. Da steckt sie drin, die ganze Masse der Wassertreter, mittendrin. Dabei spielen Deine guten, alten Pfarrer an den morschen alten Balken gar keine Rolle mehr.«

Hadrawa antwortete nicht. Er hielt eine Generalinspektion seiner Füße ab, dann schlüpfte er in die frischen Socken.

»Millionen Wassertreter und Du mittendrin. Millionen Wassertreter und haben sich eine Menge Apparate ausgedacht und umgehängt für ihre große Wassertreterei. Mit dem einen Auge schielen sie nach dem alten Ufer, von dort haben sie sich ihre alten christlichen Gesetze und Regeln mitgeschleppt, und mit dem andern Auge schielen sie nach dem neuen Ufer, dort liegt

die neue Weide. Aber losschwimmen können sie nicht, nicht vorwärts und nicht rückwärts, denn ihr Geist ist wie gebannt. Und kann denn auch ein Mensch schwimmen, der bepackt ist und eingerichtet für Wassertreterei? Und kann ein Mensch schwimmen, der nach zwei Ufern schielt? So erfinden sie sich immer neue Apparate für ihre Wassertreterei, lauter Apparate, die nur für Wassertreterei geeignet sind und die nicht im Geringsten für den freien Schwumm zum Ufer taugen. Und sie fühlen sich ganz wohl bei ihrer allgemeinen Wassertreterei, das ist es ja!«

Hadrawa holte sich aus der Holzlege unterm Herd seine Stiefel. Sie waren trocken, er rieb sie mit Fett ein, er zog sie an.

»So, und nun schwimm zwischen den Millionen Wassertretern mit den Millionen Wassertreterei-Apparaten im freien Schwumm zwischendurch. Sie ziehn Dich hinunter, wenn Du ihre Wassertreterei nicht mitmachst, das kannst Du mir glauben. Sie hängen sich an Dich und tunken Dir den Kopf unter Wasser, wenn Du als freier Schwimmer und nackt vom alten Ufer zum neuen Ufer hinüberschwimmen willst. Sie lassen Dich glatt ersaufen, wenn Du nicht zwischen ihnen stecken bleiben willst, als braver Wassertreter, Schwimmblase und Korkgürtel umgehängt wie sie, und das Geld ist ihre Schwimmblase und die Maschine ist ihr Korkgürtel, aber dieses Zeug taugt eben nur für Wassertreterei und nicht für freien Schwumm, und wirfst Du's von Dir, um frei zu schwimmen, wie sich's gehört, dann hängen sie sich an Dich, stoßen Dich hinab, Du musst ersaufen.«

»Leck mich am Arsch mit Deiner Wassertreterei«, sagte Hadrawa und stolperte aus der Stube. Er trat vors Haus, um nach dem mondigen Bratschenkees zu schaun und wie es mit den Staublawinen stand.

Hat kein Anliegen, dachte Benno Terek zornig und warf einen alten verharzten Klotz ins Feuer. Zuweilen hasste er den kleinen Mann mit dem dumpfen Hirn und der lebenspendenden Urhülle aus tiefstem Herzen. Der Blödian, was war viel mit ihm anzufangen? Hatte kein Anliegen mehr an den lieben Gott aus seiner hölzernen Kinderbettstatt in Bruck-Fusch, doch hatte

auch kein Anliegen an das grüne Ufer mit der neuen Weide und der neuen heidnischen Würze dieses Lebens! Und so würden die Wassertreter ihn hinunterzerren, in Kanada, im Kerker, weiß der Teufel wo, und so musste er verrecken wie die Millionen andern Unbeholfenen auch, wenn sie in Nacktheit zwischen die montierte Wassertreterwelt gerieten!

Er blies die Kerze aus und trat vors Haus. Trotz seines Grolls trat er dicht zu Hadrawa und schaute mit ihm auf die eingeschneite Welt.

Hadrawa hob die Hand und packte Tereks Oberarm und hielt ihn fest. Es war ein wunderbar warmer Griff, und ohne dass der Mann viel wusste, von der großen Zärtlichkeit, die darin lag. So standen sie und hielten sich und schauten.

Auf der Sonnenseite des verrammelten und verschneiten Hauses, wo unterm Vordach ein kleiner aperer Fleck war und zur Mittagszeit an wolkenlosen Tagen eine afrikanische Strahlung einbrach, saßen vier Schileute. Junge Generation aus der Stadt, zwei Sportbubis zwischen zwanzig und dreißig, und zwei gleichaltrige Damen. Die in der blauen Norwegerhose hieß Simone, die andre trug Wildwestgamaschen und ein graues Röckchen und hieß Lo, Lotte, Lottilein, El-O und Lottchenkind. Der eine von den beiden Herren wurde Doktorchen genannt, der andre Kurti, Curtolino, Kurtikerlchen, Opapa und Ka-Ha-Zet. Sie waren von der Talstation gekommen und wollten offenbar nach ihrer Mittagsrast zur Talstation zurück.

Auf der Sonnenseite des verrammelten und verschneiten Hauses, wo unterm Vordach am Parterrefenster der äußere Winterverschlag fehlte und die inneren Scheiben geöffnet waren, standen in der dunklen Stube die zwei Männer Terek-Hadrawa. Nur durch zwei dünne grüne hölzerne Sommerläden waren sie von den vier Fremden getrennt, Terek am linken, Hadrawa am rechten Laden. Kaum einen Meter von dem bunten Picknick

standen sie entfernt und konnten ungestört, doch mit verhaltenem Atem, durch die zwei Herzausschnitte ihrer Läden glotzen, horchen, wittern. Terek hatte gerade in der Stube unterm Dach seinen Mittagsschlaf gehalten, als Hadrawa die kleine Karawane hatte nahen sehen. Mit »Pscht« und »Schtüll« und »Mux Dich ita« hatte er den Freund geweckt und zu dem Ausguck auf die Welt der Städter transportiert …

»Ich finde, Kurtchen frisst mal wieder zu viel.«

»Das finde ich auch.«

»Kurti! Na schaut Euch das an! Ohne Brot!«

»Puh, das fette Zeug ohne Brot!«

»Hör auf, Opapa, mir wird direkt schlecht.«

»Ich fresse und Euch wird schlecht, jedem das Seine.«

»Habt Ihr gesehn, was er gestern Abend gegessen hat? In fünf Jahren hast Du einen Bauch, Curtolino.«

»Er hat jetzt schon einen Bauch.«

»Ich glaub, er hat einen schweren Komplex, das ist nervöser Hunger. Du hast ihm eine schwere Verdrängung aufgehängt, Lottchenkind.«

»Natürlich, alles Lottes Schuld. Einer von uns beiden soll nach Gottes unerforschlichem Rat einen Bauch bekommen, also muss ich ran, wenn Lotte streikt.«

»Opapa, Du bist ein Schwein.«

»Is doch wahr, nöch?«

»Ich möchte zwanzig Kinder haben«, sagte Simone.

»Muss es gleich sein«, frug Doktorchen.

»Nein, wirklich, eine Frau ohne Kinder ist keine Frau.«

»Is auch wahr«, sagte Lotte. »Aber Geld gehört dazu. Sonst geht's wie bei Sanders. Wer kennt Annie Sanders?«

»Na, wer kennt die blöde Ziege nicht!«

»Du, die ist gar nicht so übel, wunderhübsche Knöchel.«

»Nützt nichts bei dem Gesicht.«

»Kann sehr gut aussehn, wenn sie gut angezogen ist.«

»Aber sie ist immer scheußlich angezogen, das ist es ja, das ist ja die Sache mit den zwanzig Kindern … «

»Wie viel Geschwister hat die Annie Sanders?«

»Fünf.«

»Nein, sechs, ich weiß es ganz genau. Wenn Einladung bei ihnen ist, dann sagt Mama Sanders, sobald das erste Mal rumgereicht ist: ›Ich kann ja nöch mähr, die Kinder dörfen nöch mähr, morgen schmäckt's auch ganz gut – wünsch noch jeman was?‹ Ehrenwort! Jedes Mal!«

»Wunderbar.«

»Mit eigenen Ohren gehört!«

»Ich kann ja nöch mähr, die Kinner dörfen nöch mähr, morgen schmäckt's auch ganz gut – wünsch noch jeman was?«

»Das wäre was für unsern Ka-Ha-Zet!«

»Mama Sanders hat ganz Recht, wenn sie ihre Gäste hungern lässt. Sie will, dass alle Leute sechs Kinder kriegen und denkt sich: Maigres coqs sautent bien.«

»Im Gegensatz zu unserm fetten Kurtchen, ganz richtig.«

»Kann mich gar nicht berühren«, erwiderte Ka-Ha-Zet, »ich kann jederzeit den Beweis antreten, dass das Sprichwort vom magern Hahn nicht stimmt – wünsch jeman was?«

»Ich kann nöch mähr, die Kinner dörfen nöch mähr, morgen schmäckt's auch ganz gut!«

»Lotte, Du bist eine Schuftin.«

»Nein, Du hast wirklich Recht, Simone, eine Frau ohne Kinder ist nichts.«

»Sind doch so süß, die Babys.«

»Wonnig, nicht?«

»Aber es ist leider nur frommer Wunsch von mir, ich werde überhaupt kein Baby kriegen.«

»Oho?«

»Wieso?«

»Vorerst kann ich keins kriegen, hat der Arzt gesagt.«

»Gott, wie angenehm.«

Kurtikerlchen begann, die geleerten Thermosflaschen und die abgegessenen Aluminiumteller abzuservieren.

»Zigaretten, Herr Ober!«

»Tatsächlich alles aufgefressen.«

»Zi – ga – ret – ten!«

»Wer spült ab?«

»Die Herren Herrn natürlich.«

»Bitti bitti eini Didaretti für di dleini Lottilein ihrn Mundi-Mundi.«

»Hier ist noch eine Schinkenschwarte, Ka-Ha-Zet, mach Dich ran.«

»Ich kann nöch mähr, die Kinner dörfen nöch mähr, morgen schmäckt's auch ganz gut – wünsch noch jäman was?«

Sie breiteten ihre Mäntel aus und rollten sich die Sweater untern Kopf, um sich nebeneinander auszustrecken. Die beiden Damen lagen in der Mitte, bekränzt von ihren beiden Kavalieren und überflutet von der afrikanischen Sonne, die übers Bratschenkees hinüberschwamm zum Bratschenkopf. Die zwei Männer in der dunklen Stube konnten den Rauch der ägyptischen Zigaretten riechen, vermischt mit Chypre von El-O und mit Lavendel von Simone.

»Puh, heiß.«

»Wer hat wieder mal Recht gehabt mit dem Wetter?«

»Ich fühle mich wohl, wer noch?«

»Ich fühle mich sowohl als auch.«

»Ich fühle mich wie ein in die Luft geblasenes Fragezeichen.«

»Und El-O? Lass mal fühlen, wie Du Dich fühlst?«

»Hände weg! Nichtbeschäftigten ist der Zutritt verboten.«

»Eingang für Lieferanten um die Ecke.«

»Um die Ecke kam der Knabe, trink ihn aus, den Trank der Labe.«

»Na lass doch, Opapa.«

»Wie viel Hosen hast Du eigentlich an, Lolololottilein?«

»Bitte, fragen Sie Mama.«

»Nein, ernsthaft?«

»Ich hab an: einen seidenen Schlüpfer in zartem Grün, darüber einen wollenen Schlüpfer in sattem Braun, darüber dieses Sporthöschen in Lichtblau. Jetzt wissen Sie's, mein Herr.«

»Das sind drei Hosen zu viel.«

»Sonst noch was gefällig?«

»O ja.«

»Nein, schaut Euch mal um, Kinder, schaut Euch mal diese Einsamkeit an, das ist ja toll.«

»Hier sollten wir vier Wochen lang bleiben.«

»Ich glaub, man würde ein besserer Mensch werden, wenn man lange Zeit in solcher Einsamkeit leben müsste.«

»Na Du bist doch schon gut genug, Simone, willste noch besser werden?«

»Bist sowieso schon die reine Madonna, Simone, wirklich wahr.«

»Nein, ich bin ein schlechter Mensch.«

»Quatsch doch nicht.«

»Wahrhaftig, ich bin schlecht, darüber bin ich mir völlig im Klaren.«

»Hab Dich nicht, Simonchen.«

»Gewiss bin ich ein schlechter Mensch, eine Luxusexistenz bin ich. Schon allein die Tatsache, dass ich hier sitze und mich aale, sagt alles. Stellt Euch mal die Millionen Menschen vor, die jetzt in der Stadt sitzen und schuften und hungern.«

»Au wei, jetzt kriegt sie ihr Sozialistisches.«

»Na, Kurtchen ist ja ein ganz gemeiner Reaktionär, dem darf man nicht mit seelischen Dingen kommen, der hat überhaupt kein soziales Gewissen.«

»Aber ich versteh Simone ganz genau«, sagte Lotte. »Wo soll man sich denn sonst finden, wenn nicht in solcher Natur?«

»Was hat denn Euer Gewissen mit Natur zu tun, ihr Affenbande«, sagte Kurt ärgerlich.

»Kurti ist ein Kapitalistenhund, nicht mal hier empfindet er was.«

»Kurti ist altmodisch bis dorthinaus.«

Kurti sagte: »Je suis gentilhomme et je mourrai gentilhomme.«

»Ich lese oft in der Bibel«, sagte Simone, »das ist doch komisch, nöch? Aber ich finde, die Bibel ist die größte Dichtung der Weltgeschichte.«

»Wunderbar ist die Bibel.«

»Was gefällt Dir besser, Doktorchen, das alte Testament oder das neue Testament?«

»Das lässt sich schwer vergleichen, das alte Testament ist ein Epos und das neue Testament ist ein Drama.«

»Kinder, ist das eine Hitze!«

»Ich möchte alles von mir werfen!«

»Na, los!«

»Könnten sich die Herren Herren nicht eine Stunde lang hinters Haus verziehn? Auf dem schönen Nordhang hinterm Haus Umsprung üben?«

»Ach ja! Dann nehmen wir hier ein Sonnenbad und kochen Euch Tee, bis Ihr zurückkommt. Ihr wolltet doch sowieso vor der Abfahrt noch trainieren?«

»Bitte, seid Gentlemen und drückt Euch für eine Stunde.«

»Zieht Euch ruhig aus, Kinder, geniert Euch nicht, das ist alles menschlich.«

»Von wegen menschlich.«

»Hast Du noch von der Creme, Simone, ohne Creme geht es nicht.«

»Noch einen ganzen Tiegel voll – also bitte, ja, drückt Euch, ihr Männer.«

Doktorchen und Kurti verschwanden. Sie stiegen über die Mädchenleiber und stapften von ihrem Hort herunter, um die Schier anzuschnallen und auf dem Nordhang hinterm Haus zu trainieren. Die Mädchen hüllten sich aus ihren Hosen und Schlüpfern und zogen das Hemd übern Kopf. Sie dehnten sich und streckten sich und ächzten wollüstig der Sonne entgegen. Sie stipsten mit den Zehenspitzen in den Schnee und hüpften auf den Mänteln wie auf einer Tanzbühne herum. Dann schmierten sie sich gegenseitig ein, Creme gegen Sonnenbrand.

Lotte war mager und groß. Unter den kleinen Brüsten waren sämtliche Rippenbögen zu zählen. Ihr Leib war bleich, scharf abgegrenzt das Bleiche von den gebräunten Stellen überm Blusensaum. Seltsamerweise hatte sie zu ihrem weizenblonden Schopf

ganz dunkles Schamhaar, beinah schwarz. Ihr einziger Fehler war, die dünnen Schenkel liefen oben nicht zusammen. Das gab den neuromantischen offenen Bogen, wie ihn die Amerikanerinnen tragen, statt der geschlossenen gotischen Spitze der europäischen Minne.

Simone war von kleinerem Wuchs und fetterem Polster. Dunkler die Haut, ein pigmentierterer südlicherer Typ als Lo. Sehr seelenvoll geschweift die Hüften und Hinterbacken, und ein apartes kleines X die Beine, wie sich's gehört. Ihr Fehler war, die Warzen ihrer Brüste waren viel zu groß und schon zerklüftet. Und wenn sie in Extase kam, sich wippte und die Schenkel rhythmisch hob, so gab das ein sehr peinliches Halleluja.

Sie schwatzten und beguckten sich und kritisierten sich. Lo fand die Riesenwarzen ihrer Freundin sehr apart. Simone fand Lolottileinchens Magerkeit beneidenswert. Ein paarmal fuhren Doktorchen und Kurtikerlchen dicht am Hort der Göttinnen vorüber, das gab ein Mordsgeschrei und ein Gekicher bis zum Bratschenkees hinüber. Dann legten sie sich wieder still auf ihre Mäntel und ließen ihre eingeschmierten Leiber von der großen Strahlung rösten.

Hadrawa nahm Terek bei der Hand und zog ihn in die hintere Ecke der dunklen Stube.

»Was ist?«, flüsterte Terek.

»Was ist?«, flüsterte Hadrawa geheimnisvoll zurück.

»Was denn?«

»Sollen wir sie hereinzerren, die zwei Weiber?«

»Bist Du verrückt?«

Hadrawa lachte ein kleines Gluckern.

»Sie reinzerren und festhalten, woll woll, all ihre Kleider und ihre Schier verstecken, woll woll, dann glauben die Kerle, sie sind abgefahren, woll woll, wir stopfen ihnen das Maul zu, bis die Kerle abgefahren sind, dann haben wir sie hier?«

»Und?«

Sie lachten ein kleines Flüsterlachen zusammen.

»Nicht der Mühe wert«, flüsterte Terek.

»Nein? Ita?« Hadrawa gluckste wieder sein tonloses Lachen. »Bist Du geil?«

»Nicht viel«, flüsterte Terek.

»Ich auch nicht«, flüsterte Hadrawa.

Sie starrten sich an, durch die Dunkelheit hindurch, aber sie waren noch geblendet vom Sonnenlicht am Ausguck und konnten ihre Mienen nicht erkennen.

Hadrawa flüsterte: »Ist das nicht ein schlimmes Zeichen für uns zwei?«

»Gar nicht schlimm«, gab Terek zurück, »ganz in Ordnung so. Gespenster, Gespenster, ohne Seele, ohne Leib, tot, kein Leben mehr dran, nichts Dunkles, nichts Geheimnisvolles, kein Leben mehr – macht das Spaß? Mir nicht, mein Freund.«

»Mir auch nicht.«

»Sitzt alles hier.« Er tippte an Hadrawas Stirn.

»Woll woll«, sagte Hadrawa. »Und nichts mehr hier.« Er stieß den Freund kräftig unter den Bauch.

»Au«, machte Terek.

»Pscht«, machte Hadrawa und lachte sein tonloses Lachen.

Sie gingen wieder an den Ausguck. Es ging zu Ende mit Sonnenbad und Training. Es gab noch eine Teestunde mit ein bisschen Knutscherei, dann fuhren Lottchenkind, Simone, Doktorchen und Ka-Ha-Zet zu Tal. Ins Nichts, hinweg. Die Zigarettenstummel, der geleerte Cremetopf, die alte Zeitung aus Berlin, ein wenig Chypreduft, ein zierlicher perlmuttner Hemdenknopf, das war der Rest. Das Bratschenkees lag wieder wie am ersten Schöpfungstage da.

Unrast kam über den Mann Hadrawa. Die Zeit der Kindsgeburt war da. Bei der letzten Erkundungsfahrt ins Tal hatte er gehört, dass die Gendarmen zweimal wöchentlich zur Sanni Gundisch kamen, um sie nach dem verschollenen Geliebten auszuquet-

schen. Man hatte seine Fährte noch nicht aufgegeben, der Staat war penetrant und schlau, vielleicht benutzte man die Tage der Geburt zu schärferer Kontrolle und stellte irgendeine ordinäre Falle. So durfte er um keinen Preis der Welt ein zweites Mal zu Tal. So kam die Unrast über ihn. Er wollte wissen, wie's mit seinem Weib und seinem ausgetragnen Samen stand.

So erbot Terek sich zu einer Späherpatrouille zu der Sanni Gundisch. Er stand jetzt ziemlich sicher auf den Schiern und war sehr stolz darauf. Die große Natur hatte seine Seele angenommen, da bewegte sich sein Leib beherzter und beschwingter zwischen den dräuenden Massen der verschütteten Keese und Kare. Was war dabei? Bei Abenddämmerung zum Ziehweg der Holzarbeiter, dann eine dunkle Schinderei auf ausgefahrner Bahn zum Dorf, nach Mitternacht war halber Mondschein zu erwarten, herüberschwimmend über die geschweiften Grate, das gab das Licht für die Rückfahrt ab. Was war dabei?

Hadrawa warnte ihn. Beim letzten Proviantgang war naiver Herbst gewesen, jetzt war bösartiger Winter, ein Städter unterschätzte die gewaltige Schlagkraft des gebirglerischen Winters. Trotzdem ließ er ihn eines Abends ziehen. Die Staublawinen waren abgegangen, das Wetter bombenfest und fügiger Schnee, wie eine Mutter, die ihr Kind zum ersten Schultag startet, belehrte er den Freund und segnete ihn und ließ ihn ziehn. Selbstherrlichen Schwunges voll fuhr Terek ab und bis zum Haus der Sanni Gundisch klappte das Programm.

Es war ein altes Bauernhaus, zehn Minuten außerhalb des Dorfs, an eine felsige Lehne angebaut. Das Zimmer des wilden Fräuleins lag nach der Lehne zu, wo man vom Steig aus an das Fensterkreuz des obern Stockwerks reichen konnte. Die Menschen schliefen und die Rinder schliefen, nur in der Stube an der Lehne war noch Licht. Und noch bevor der nächtliche Schleicher an das Fenster klopfte, vernahm er, dass Sanni Gundischs Kälblein schon geworfen war.

Das Kind war bereits zehn Tage alt. Ein Mädchen, eine kräftige Stimme. Die Wöchnerin war wohl und tat schon seit fünf

Tagen wieder Stallarbeit. Dreimal noch hatten die Gendarmen nachgefragt. Die Mutter Gundisch und der Vater Gundisch hatten noch sehr schlimm getobt, noch bis zum Tag vor der Geburt war schwerer Zank gewesen, jetzt aber waren sie ins »Mörderkind« bereits verliebt und standen stundenlang vor dem verwimmerten und verpissten Bündel und glotzten mit verhaltenem Atem auf das rosa Wunderwerk. Zwei Stunden Vorwehen, dann war das Wasser abgelaufen. Zwei Stunden schwere Pressarbeit, dann war es da gewesen. Auf Sanni eingetragen und getauft. Und soff die Brüste leer wie eine alte Schnappsmamsell. Dass es gerade jetzt sein Plärren plärrte, war nur ein Glück, so hörte man den Freund nicht kommen und nicht gehn. Ein kleines Lied, dann schlief's vielleicht für zehn Minuten ein, summ, summ, summ.

Was juchazit drauß auf dem Tannenbaum?
Was luus i die ganze Nacht schlagn?
Mein liebe Frau, ischts it an Nachtingaller?
Nur an Nachtingaller kann so süß schlagn?

Mein lieber Mann, das ischt kan Nachtingaller,
Mein lieber Mann, das darfst ita glaubn,
An Nachtingaller schlagt auf kam Tannenbaum,
Schlagt nur aufra Haselnussstaudn.

Und der Berg und der See
Und der See und der Berg
Und der Zwerg und der Ries
Und der Ries und der Zwerg

Und der Schnee und der Nebel
Und der Nebel und der Schnee
Und das Reh und das Schaf
Und das Schaf und das Reh …

Und zwischendrein Geflüster, der gebräunte Städter, das gebleichte wilde Fräulein, bis alles ausgesprochen war und sie ein

wenig heulten, beide, übers verlorene Paradies, zum Wimmern des erneuten Menschenwunders in der Wiege. Dann küsste er sie auf die Stirn und auf die beiden Augenlider, das war ihr seltsam, doch sie ließ es dumpf und voller Minne tun, und schlich sich wieder in den Schnee hinaus.

Nach den zwei Stunden in der kachelwarmen Stube sprang ihn die mitternächtliche Kälte wie ein Feind an, wie ein böses Urtier aus dem Bereich erfrorner Sternenwelten. Wie Schwarzeis glatt der Schnee, ein schwerer Schlauch bis zu den letzten Bäumen. Hadrawa hatte prophezeit, dass die verspätete Rückfahrt rutschig werden würde und hatte eine Dose Steigwachs mitgegeben. Dreimal beschmierte er die Bretter mit dem skandinavischen Teer und immer wieder glitt er ab und trieb zurück.

Er schnallte ab und trug die Bretter bis zum Ziehweg-Ende auf dem Buckel. Dort schnallte er sie wieder an. Die Bindung war gefroren, knochenhart. Es gab ein ewiges ermattendes Gewürg, bis die erstarrten Riemen wieder an den Stiefeln saßen. Jedoch der Mond war da, genau nach Hadrawas Programm herüberschwimmend über die geschwungenen Grate, und deutlich war im offenen Gelände die Aufstiegspur von Kurti-Doktorchen-Simone-Lottilein zu sehn. Gehüllt in seines Odems Dämpfe kämpfte er sich voran.

Ei, warum hatten sie Simone und Lolottilein nicht doch ins Haus gezerrt? Pscht, Kinder, seid vernünftig, ihr kriegt eine kräftige Sensation? Hier sind zwei Männer, wirkliche Männer, lasst eure Bubis fahren, bleibt bei uns? Zwei Tage nur, zwei Tage und zwei Nächte, und wenn es gut geht, sieben Tage, sieben Nächte, ja? Was ist, Mann Hadrawa, nimmst du Simone, ich El-O? Wir wechseln ab, Mann Terek, wechseln ab, woll? … Deiner Süße, holde Schwester, bin ich lange noch nicht satt, gib mir, dass ich seufzend büße, was mein Herz verschüttet hat … Und

jetzt druckt euch, ihr Kinder, es ist genug, es ist genug, es ist genug.

Doch das war eine ewig lange Serpentine, jetzt gibt es sicher an der nächsten Kehre eine kleine Rast, nur fünf Minuten Rast fürs müde Poch-Poch-Herzchen, wenn ich bitten darf.

Sanft ruht sich's im Schnee. Was sind denn die berühmten lauen Sommernächte viel? Da rauscht der Bach zu unsern Füßen, da poltert Steinschlag von den hohen Graten, da seufzen wir seufzenden Buhlen im Heu. Viel sanfter ruht ein Mensch im Schnee. Da zieht die bittere Kälte von ihm, da hat sich's böse Urtier aus dem Reich erfrorener Planeten satt getrunken an dem süffigen Menschenblut, da wird es warm um ihn, viel wärmer als in jenen überschätzten Sommernächten. Der Mond steht still, die Sterne zwinkern mit Milliarden Augendeckeln, zwink-zwink, zur Ruh, zwink-zwink, dort hinten steht der Bratschenkopf und weht ganz leis im Schlafe hin und her. Summ, Summ, Summ, mein Kindlein macht es ebenso, mein Kindlein ist nicht dumm … Eine kleine Weile noch, dann schläft mein Herzchen ein, macht poch-poch und macht poch-poch, und lässt es endlich sein, du mein Herz, so sag mir doch, was stärker war, dein Spaß oder dein Schmerz … Mensch! Mensch Benno Terek! Du erfrierst! Auf! Schlaf ein und Du bist tot! Dreißig Grad Kälte, Pulsschlag dreißig, schlaf ein und Du erstarrst! Auf, hoch, zwanzig bis dreißig Serpentinen noch und Du bist bei Hadrawa!

Ei und so wollte sie zuschlagen, die große Natur? Bösartiges Luder Natur, und warum? Noch immer ist der Mensch der Herr der Erde, er war das Erste und wird das Letzte sein! Linker Schi, rechter Schi, linker Schi, rechter Schi, jawohl … Es ist nicht wahr, dass der Mensch erst am sechsten Schöpfungstag geschaffen wurde nach dem Ebenbild Gottes; wahr ist vielmehr, dass er das Erste war im weiten Rund und dass er Tier und Gott nach seinem eignen Ebenbild geschaffen hat, jawohl, und auch Dich, du toter Bratschenkopf. Es ist nicht wahr, dass des Menschen Reich nicht von dieser Welt ist; wahr ist vielmehr, dass sein Reich in Ewigkeit von dieser Welt ist und dass mit dem letzten

Menschen auch das ganze weite Rund in Nichts zerschellt, jawohl, und auch Du, erstarrter Grat am Hohen Dock. Es ist nicht wahr, dass der Glaube ans Jenseits euch Berge versetzt; wahr ist vielmehr, dass der Glaube ans Diesseits euch Berge versetzt, jawohl, und auch Dich, du blaues Pasterzenkees. Linker Schi, rechter Schi, es ist nicht wahr, dass nur noch zehnmal Zick-Zack ist bis zu dem Manne Stefan Hadrawa; wahr ist vielmehr, dass mindestens noch hunderttausendmal Zick-Zack, Zick-Zack …

Blödsinn, sich schon wieder niederzulegen! Fünfunddreißig Jahre, ist das ein Alter für den Tod? Schade drum, schade um dich, mein Herr, schade drum … Auf! Nichts mehr denken! Immer langsam voran! Keine Viertelstunde ist's mehr zum Haus! Linker Schi, rechter Schi, die Hauptsache ist schon geschafft, linker Schi, rechter Schi, und ist das Herzchen noch so matt, an Gottes Tisch wird jeder satt, linker Schi, rechter Schi, und da fingen sie plötzlich alle zu heulen an, warum, warum, warum, warum denn das …

Grüß Gott, lieber Gott. Wer hat's geschafft, Herre Christ? Benno Terek, ich, Benno Terek ist mein Name. Es war ein übles Stück, das kann ich Dir verraten, Herr. Vor allem übel dieses letzte Stück bis zu Deinem hölzernen Holzkreuz aus Holz. Und ist der Mond auch drunten und ist das Auge auch erstarrt, ich erkenne Dich doch, Du, an Deinem hölzernen Holzkreuz aus Holz. Ein Schrei und Hadrawa ist bei mir und trägt mich wie ein Baby auf den Armen in das warme Haus. Doch da stehe Gott vor, lieber Gott. Der alte Hadrawa soll den alten Terek nicht schwach sehn wegen dieser lumpigen letzten hundert Meter. Noch eine kleine Rast im Schnee, nur zwei Minuten, hier kann's nicht mehr schaden, und dann mit frischen Kräften einpassiert. Wie ging's, Mann Terek, ging's gut? Yes, sir, allright, and what a lovely night …

Sanft sitzet auch ein Heide, Herre Christ, zu Deinen Füßen und streckt sich wohlig aus im weichen Schnee. Der Schnee ist rot gefärbt zu Deinen Füßen, das ist Dein Blut, sieh an, sieh an, sieh an. Viel schöne Dinge hast Du uns erzählt und ewige Worte hast Du eingeschrieben ins Buch der Menschenwelt, die

Kindlein hast Du zu Dir kommen lassen, sieh an, sieh an, sieh an, sehet, ein Mensch. Doch jetzt ist es genug, es ist genug, lass es genug sein, hör auf mich, es geht zu End mit Deinem Reich. Die zweimal tausend Jahre sind vorüber, so lass uns wieder ganz auf dieser Erde wandeln, sei ein Mann. Wir haben unser Hirn schwer angestrengt und schier verbraucht, um Deine Worte wahr zu machen und das Jenseits zu erkämpfen: Sieh an, es geht nicht mehr. Wir haben Dome gebaut und Kriege geführt in Deinem Namen, wir haben unsern Verstand entwickelt und Wolkenkratzer aufgerichtet und auch dies in Deinem Namen: Jetzt geht es nicht mehr weiter, Herr, in Deinem Namen, ach, lass uns, lass uns, lass uns wieder auf dem Boden dieser Erde Wurzel fassen. Wenn dann die neuen Heiden ihre neuen Tänze tanzen, soll auch der schönste-schönste-schönste Reigen unsrer Nächte für Dich sein, Dir geweiht in Ewigkeit, zu Deinem Ruhm geschwungen, in Deinem Namen eingelegt, der sanfte Reigen, »Und die Liebe höret nimmer auf.« Ach lass Dir das genügen, lass das andre sein, das andre Reich, ach lass uns wieder ohne Jenseits und Entwicklung unsre Erde finden, die wir verloren haben, ganz und gar verloren, unser einziges Reich …

Erde? Wieso Erde? Lauter Schnee. Nichts wie Schnee. Sanfter Schnee, roter Schnee, sanfter-roter-roter-sanfter Schnee-Schnee-Schnee. Ein Schrei und Hadrawa ist da? Wozu? Warum? Viel besser ist, Mama kommt in das dunkle Kinderzimmer, sie stinkt ein wenig nach dem süßen Puder aus Paris, sie sagt Gutnacht-Gutnacht und summt ein leises lindes Kinderlied am Ende dieses leisen linden Sommertags. Summ summ schlafe, draußen gehn die Schafe …

»Au, au … «
»Woll, woll … «
»Nicht so fest … «
»Woll, woll, woll … «

»Warum denn Prügel, warum Prügel?«

»Ita Prügel, Schnee, Schnee, Schnee.«

»Schwer haben die Kerle hergefunkt.«

»Steif wie ein gefriertes Reh vom lötzten Hirbst.«

»Sieben-Zentimeter-Granaten, Dsching-Bumm.«

»Jetzund kümmt's gestockte Blut zuruck vom Hörzen.«

»Dsching-Bumm, Ragagack, Tiritiritiri, Wummi-Wummi-Wummi.«

»Jetzund auf dü andre Seite, Kamirad, zum Schneeverreib.«

»Wummi-Wummi, das ist die ganz dicken Brocken, verstanden?«

»Versackt der Kerl vorm Haus im Schnee bei dreißig Grad!«

»Ja, wie kommt denn der viele Schnee in unsre schöne Villa?«

»Im Auto, Herr, im Auto, ischt der Schnee in unsre Villa einpassiert.«

»Und warum nackt, um Christi willen? Wo sind denn meine sieben Sachen?«

»Halt's Maul, gib Ruh, halt's Maul.«

»Du lieber Himmel, wer hat denn all mein Kleiderzeug gestohlen?«

»Die Hos steht steif vorm Ofen in der Stub und rührt sich ita.«

»Na so was Komisches.«

»Die Füß sind kaputt.«

»Ich spüre nichts.«

»Wirst's noch spüren, wirst's noch spüren.«

»Ach Hadrawa, mein alter Hadrawa.«

»Schlafft vor dem Haus im Schnee in insrer kältsten Schtund.«

»Hast Du nach mir gelugt, Hadrawa?«

»Woll Zeit gewesen, Herr, zum Lugen.«

»Was trägst Du mich nicht in die gute Stube, Mensch, warum denn hier im kalten Flur.«

»Zuerst die steife Haut mit Schnee verreiben, Herr Kamirad.«

»Besten Dank.«

»Das treibt das Blut zuruck, Herr Kamirad.«

»Besten Dank.«

»Geh mit gestocktem Blut ins Warme und das Hörz schlägt seinin lötzten Schlag.«

»Besten Dank.«

»Wie Glas warst Du auf meiner Schulter, Kamirad. Wie ein Stück Glas ist der gefrierte Mensch und der gefrierte Hund. Fast wärst Du mir zerbrochen auf dem Buckel, Kerl.«

»Besten Dank.«

»Steif wie ein eingefriertes Kitz vom lötzten Hirbst.«

»Nur fest, reib zu, so fest Du kannst, ich spüre nichts.«

»Das Blut ischt wieder da, es kümmt zuruck von dem gestockten Hörzen, aber die armen Füß, ts ts ts … «

»Ein Mädchen, Hadrawa, Du hast ein reizendes Mädchen, zehn Tage alt, au au, nicht so fest, alles gesund und munter, die Sanni und das Kind, au, hörst Du nicht – «

»Löck mich am Arsch … «

»Und hättet der Liebe nicht, so stinket ihr nur! Und dieses Wort gilt auch für euch, ihr neuen Heidenmenschen! Nehmt euch in Acht!«

»Fängt der Pfaff zu predigen an?«

»Au, au … «

»Woll, woll … «

»Nicht so fest … «

»Jetzund ischt das Blut zuruck. Jetzund gehn wir in die warme Stub. Jetzund tust Du Deinen Arm um meinen Hals. Jetzund wälzt Du Dich auf meinen Arm. Woll, das hält, woll, nur keini Angst, woll, Herr Kamirad.«

»Summ summ summ, mein Kindlein macht es ebenso, mein Kindlein ist nicht dumm … «

»Schtüll. Ausgestreckt. Trink. Nochmal. Nochmal. Schlaf. Schlaf ein.«

»Wummi-Wummi-Wummi-Wummi-Wummi.«

»Jetzund muss ich noch die Füß verreiben. Jetzund schlafft er schon und spürt es ita. Jetzund sind die Füß wie zwei gefrierte Buchenbretter. Ts ts ts … «

»Wummi-Wummi-Wummi.«

»Jetzund ischt der Bart geschmolzen und der Puls geht gut. Aber die gestorbenen Füß, die blauen Zehn. Ts, ts, ts … «

»Wummi-Wummi.«

»Ts, da nutzt kein Reiben mehr. Ts, am Abend geht dir Hölle in den toten Knochen los. Ts, das gibt den schwarzen Brand. Mensch, Mensch, Mensch.«

»Wummi … «

»Und so muss ich ihn am Abend auf den Rücken laden? Und so muss ich ihn hinunterschleppen wie die schwere Hirschkuh aus dem Bratschental? Und so muss ich ihn am erschten Mönschenhaus als Findling auf die Schwölle legen? Und so müssen ihn die fremden Leut zur Klinik schaffen? Und so muss ich vor dem Morgen wieder fort, nach Kanada? Und so sind wir quitt, so ischt der Bauer und der Städter quitt? Woll woll, alter Kamirad, jetztund lacht er noch im Schlaf … «

Er trat vors Haus, einsam. Die toten Füß, das reizende kleine Mädchen, alles gesund und munter, am Abend die schwere Fahrt zum ersten Menschenhaus, die wunde Hirschkuh auf dem Buckel, vielleicht vor Tag ein kleiner Einguck bei der Sanni Gundisch, dann Kanada … Zur ersten Dämmerung hatte er den Freund erspäht, jetzt war die Sonne da. Die Keese lagen in der blanken Pracht … Ein Mann muss quitt sein mit der Welt, quitt mit dem Freund, quitt mit dem Weib, quitt mit dem Kind, quitt mit dem Staat und seiner Kirche und mit sich selber quitt, auf seiner Seele tiefstem Grunde muss er quitt sein mit den Menschen, quitt muss ein Mann sein mit der Rasse, die er milliardenfach in seinem Samensacke mit sich trägt, erst wenn er quitt geworden ist mit dieser Menschenwelt, kann er wahrhaftig wieder in Beziehung zu ihr treten, sein Werk tun und sein Heulen heulen und sein Lachen lachen, sein Lachen lachen wohl auch in Kanada und in den großen Städten, ein Mann, erst wenn er auf

dem Grunde seiner Seele quitt geworden ist, kann ruhig Atem holen, ruhig auf die blanke Pracht der Keese glotzen, ruhig sein er selbst.

Dritter Teil

Erstes Kapitel

Eines Tages sagte Lea Herse zu Benno Terek: »Sie können Milch haben und Sie können Brot haben, Geld gibt's nicht.« Benno Terek zog die Mütze ab und sagte: »Ein Stück Brot und ein Krug Wasser, das genügt.« Im selben Augenblick kam ein Begleiter, der grünäugige Alexander Selke, durch das Gatter geschlenkert. Der hatte den Krallenhof und den Sennenhof abgeklopft, während Benno Terek sein Glück im Hersehof versucht hatte. Beim Krallen hatte es drei Kupferpfennige abgesetzt, beim Sennen war verriegelt gewesen, Leut und Kind beim Heuen auf dem Feld. Alexander Selke war giftiger Laune. Als Lea im Hausflur verschwunden war, um einen Imbiss zu richten, äffte er Benno Tereks höfliche Tonart nach: »Ein Stühück Brohot, das genühügt! Merkste nich, dass dat ne Bessere is? Hier kannste doch glatt nen Funfzger holen!« Er zog eine kleine Spieldose aus der Hosentasche und drehte sie an. Es schnurrte ein wenig, dann kam »Stille Nacht, heilige Nacht« und zirpte über die Wiesen, die in der Würze des Juni standen.

Benno Terek hatte einen Glotzer. Er hielt noch immer die Mütze in der Hand und glotzte in den Staudengarten, der sich zwischen Haus und Hang auftat. Zwei Meter hoch und dicht wie eine gepferchte Herde stand in dem Garten dieser Dame die Delphiniumblüte und wiegte sich, obwohl kein Wind zu spüren war.

Inzwischen jammerte sein Kamerad: »Mensch, wo solln wir denn unser Bierjeld for heut Nacht scheffeln, wenn de dich so dämlich anstellst, dämlicher Hund, dämlicher!«

Benno Terek setzte sich auf die Hausbank, ohne auf das Gezeter des grünäugigen Schuftes und auf das Gezirp der heiligen Nacht zu hören. Seit drei Tagen tippelte er mit dem preußischen Schustergesellen, das genügte. Je eher der Krach und die Tren-

nung kam, desto besser. Zum Schwindel über die Grenze war der Freiheitskämpfer mit dem scharfen Armeleutegeruch grad gut genug gewesen: Der war schon sechsmal zwischen Bayern und Tirol hin und her gewalzt und hatte die Sache mit den Grenzern und mit den Gendarmen los, das musste man ihm lassen; aber jetzt waren sie in Deutschland angelangt, schon seit dem Morgengrauen waren sie außerhalb der gefährlichen Zone, jetzt war Schluss mit dem muffigen Kompagnon.

Lea kam zurück und stellte zwei Schalen Milch und zwei Butterbrote mit Brunnenkresse auf die Hausbank. Alexander Selke platzierte seine Dose daneben, und plötzlich klang es sehr laut durch die mittagliche Stille der Glonn: »Holder Knabe im lockigen Haar«, das alte Holz der Herseschen Hausbank schwang mit.

»Sehr schön«, sagte Lea kühl.

»Nich wahr?«, sagte Alexander Selke stolz und tat, als führte er einen Trupp dressierter Königstiger aus Bengalen vor.

Sie musterte mit einem eisblauen Blick die Dose und die zwei Stromer, dann trat sie wieder ins Haus, ohne das Ende der Serenade abzuwarten.

Alexander Selke stellte das Spielwerk ab und hockte sich neben Benno Terek auf die Bank. »Haste wiedermal nich jenug jehumpelt, Mensch? Haste ihr nich verkohlt, dass De Deine Zehen im Weltkriege verloren hast?« Er beschnüffelte den Imbiss und schnitt eine misstrauische Grimasse.

»Bist ein übler Tropf«, sagte Benno Terek, »ich hab die Nasenlöcher voll von Dir, Du alter Stinker.« Er aß und trank. Dicker Rahm schwamm auf der Milch, die Kresse schmeckte nach den Wurzeln des Waldes.

»Mensch, hier muss ik schon mal jewesen sein«, sagte Alexander Selke und stierte zum Hersewald empor. »Vor zwo Jahren hab ik schon mal hier durchjemacht, dat möchte ik beschwören.«

»Mag schon sein.«

»Ik kann mir auch janz jenau auf dat süße Fräulein erinnern.«

»Möglich.«

»Aber damals jing ik nich mit Musike, Mensch, damals warn anre Zeiten, damals jing ik noch mit Fliejenfängern und Schleifsteinen.«

»Gutes Geschäft?«

»Prima. Hauptsächlich mit Fliejenfängern. Prima.«

»Leichtes Gewicht, was?«

»Primissima. Aber wenn de schwarz verkoofst, is det doch immer mies, ob dat nu Fliejenfänger oder Heilijenbilder sind.«

»Auch schon mit Heiligenbildern gegangen?«

»Nö, Mensch, dat jibts bei mir nich, lieber mit Hurenbildern.«

Benno Terek trank seine Schale leer und wischte sich den Mund ab.

Alexander Selke kratzte sich mit seinem rostigen Käsmesser die Kresse vom Brot. »Bin ik ne Kuh, wat Grünzeug frisst?«

»Gib her!« Benno Terek nahm die abgekratzte Kresse zwischen zwei Finger und ließ sie sich in den Mund gleiten.

Alexander Selke brach in Gelächter aus. »Mensch, Dir haben sie ja auch schwer ins Jehirn jekakt! Frisste ooch Ratten, wenn die kleene Kapitalistin dir'n paar Ratten vorsetzt? Na, Mensch, ik bin tatsächlich mal drei Wochen lang mit nem Sachsen jetippelt, der hat for ne Mark ne tote Ratte jefressen, allens schon dajewesen. Pah! Die meisten von uns Brüdern fressen ja dem Kapitalissimus aus der Hand, janz ejal wat dat is. Aber det jibts bei Alexander Selke nich, der macht die Leuteschinderei nich mit, det kannste versichert sein. Ik bin konservativ, ik bin Demokrat, ik bin Sozialist, ik bin Kommunist, ik halte uff die Menschenwürde, det haste wohl schon jespannt.«

»Det hab ik jespannt«, äffte Benno Terek lachend.

»Na, vielleich nich?«

»Zeit is, dat wir uns trennen, det hab ik jespannt.«

»Wat is los?«

»Höchste Eisenbahn zum Auseinandergehn, je schneller, desto besser.«

»Na, leb wohl, Du blöder Hund, ik drängle mir niemand uff. Dat ik Dir ohne Papiere über die Grenze jeschubbst habe, det

war Dir wohl recht? Und nu möchste wohl Arbeit suchen, dem Kapitalissimus hintenrin kriegen, ik kenne ja solche Brüder wie Dich! Auf den ersten Blick hab ik dat jesehn, wat Du bist.«

»Was bin ich denn?«

»Erst mal haste in Tirol wat ausjefressen, und wat Schlimmes noch dazu, sonste wärste nich jar so verkakt an der Grenze jewesen – stimmt's oder hab ik Recht? Und zweitens biste so'n richtiger Knecht vom Kapitalissimus, willst jar nischt lieber tun als feste Arbeit schieben – stimmt's oder hab ik Recht?«

»Na, freu Dich über Deine großartige Menschenkenntnis und leb wohl – wir können uns gleich verabschieden.«

»Mit Vergnügen, auf der Stelle, sofort! Frag doch gleich mal nach bei der hübschen kleenen Kapitalistin hier, ob se nich Arbeit for Dich hat?«

»Möglich.«

»Wahrhaftig, Bruderherz«, er fiel in gönnerischen Ton, »vielleicht hat se ne Arbeit for Dich. Die Leute sind ja mittenmang in der Heusaisong, die können so'n paar dumme Schweinehunde wie Dich gerade brauchen.«

»Nicht ausgeschlossen.«

»Verreck, Mensch, jeh zum Kapitalissimus und verreck!« Er stand auf und reckte sich, stolz. »Nö, Mensch! Ik bin for die Freiheit und for die Menschenwürde.«

Benno Terek lachte. Seit seiner Entlassung aus dem Krankenhaus besaß er dieses neue Lachen, das ihm selber ausgezeichnet gefiel.

Alexander Selke äugte in den Hausflur. Nichts zu sehn. Das Haus lag wie ausgestorben. »Besten Dank«, rief er heiser in den leeren Flur. Es kam keine Antwort. »Hier könnte man ooch so'n bisken ausräumen, wat?« Er warf einen prüfenden Blick auf Benno Terek. »So'n bisken wat mitnehmen von die kleene Kapitalistenhure, wat, die frisst doch sicher von goldenen Tellern?« Da Benno Terek keine Antwort gab, ließ er seine goldnen Ideen wieder schwimmen und trat zur Bank zurück. »Na leb wohl, Bruder.« Er blähte seine Brust. »Bist doch nur'n Hemmschuh

for mein Geschäft, 'n richtiger Hemmschuh bist Du for mich jewesen.« Er streckte ihm die rissige alte Stromerpfote hin. »Ik bin for die Freiheit, Mensch, adio.«

»Adio.«

Benno Terek gab ihm die Hand, ohne aufzustehn. Der Abschied ging schmerzloser, als er gedacht hatte. Der Grünäugige spürte wohl selber die Kluft. Er war wohl auf seinen jämmerlichen Fahrten schlau genug geworden, um verkehrte Kompaniegeschäfte zu vermeiden. Außerdem war er feige, hatte bei aller Großmäuligkeit Angst, sobald in entschiedenen Tönen mit ihm geredet wurde.

So stolperte er dahin, der würdige Feind des Kapitalissimus. So stolperte er dahin, der romantische Tramp, von dem die Dichter an ihren Nussbaum-, Mahagoni- und Aluminiumschreibtischen träumten. Was für ein Schwindel, die Würze des Lebens auf der Landstraße zu suchen! Es gab gar keine Landstraße mehr, es gab nur noch Autostraßen. Die Straßen aller fünf Erdteile waren mit Blechkästen verstopft. Über die ganze Menschenwelt hatte die Großstadt ihre Fangarme ausgestreckt, es gab nur noch Großstädte und Vorstädte, dazwischen Autostraßen, und wo Menschen waren, war auch Stadt. »Gute Reise«, rief er lachend, als der Stromer am Krallenhof sich wandte und Winki-Winki machte. Da äugte der Stromer scharf nach allen Seiten. Da fand er sich allein auf weiter Flur, kein Mensch zu sehn. Da knüpfte er die Hose ab und knickste ihm den Abschiedsgruß mit dem blanken Hintern zu. Dann knüpfte er die Hose wieder hoch und schlenkerte mit fröhlichem Gepfeif seine Straße.

Benno Terek blieb noch eine kleine Weile vor dem ausgestorbenen Hause sitzen, schleckte die letzten Tropfen aus den beiden Milchschalen und schaute in den Staudengarten zwischen Haus und Hang.

Er war am Ende seiner Reise. Vor einem Jahr hatte er seine Stellung gekündigt, seinen Sieben-Millimeter-Bart wachsen lassen, seine Mitte-des-Lebens-Krankheit zuerst gespürt. Jetzt ging die Fahrt zu Ende. Sobald das Reisegeld zusammengeschnorrt

oder zusammengeschuftet war, fuhr er wieder nach Hause. Nach Hause! Zurück in den wirtschaftlich-technischen Großbetrieb, zurück zu Beton und Blech, das war sein Nachhause. Gab es ein anderes Nachhause für einen Menschen seiner Zeit? Es gab kein anderes Nachhause … Er konnte sich auch das Reisegeld von seiner alten Mama senden lassen. Ein Telegramm von dem verschollenen Sohn, und das Reisegeld war da. Doch das wäre ein jämmerlicher Abschluss der großen Fahrt gewesen. »Geh zu den Müttern, Faust«, brummelte er vor sich hin. Nein, er wollte aus eigener Kraft »nach Hause« finden.

Seit drei Tagen konnte er wenigstens wieder seinen eigenen Namen tragen, das war Gewinn genug. Mühsam war es gewesen, im fremden Land seinen Namen zu verlieren und sich ein halbes Jahr lang unter falschem Namen durch die chirurgischen Hörsäle schleppen zu lassen. Aber es hatte geklappt und jetzt war's vorüber. Seit drei Tagen wusste er aus einem kleinen zagen Kritzelbrief der Sanni Gundisch, dass Hadrawa tatsächlich mit seinem Pass nach Kanada gelangt war. So versuchte der Mann Hadrawa als Mann Terek sein Glück in Kanada, how do you do, what is the price, I love you, lady; so konnte auch der Mann Terek wieder Benno Terek heißen, ohne Gefahr, geschnappt zu werden; so ging die Fahrt zu Ende.

Was war gewonnen und was war verloren auf der dumpfen Fahrt? Verloren allerlei. Verloren die Stellung in Berlin, die Wohnung, die Möbel, die Bücher, der Frack, der Smoking, die Beziehungen zur Industrie und die Beziehungen zur Bibberwäsche, verloren die zehn Zehen, die im chirurgischen Archiv von Innsbruck lagen, im Spiritus, ein schöner Schulfall, daran die Medizinstudenten lernen sollten, dass man auch ohne Zehen tanzen konnte. Verloren allerlei. Und der Gewinn? Der Schaden war sehr schnell benannt, wie stand's mit dem Gewinn?

Er erhob sich von der Hausbank und dehnte sich und streckte sich mit Lust. Er brach in Lachen aus, als er sich plötzlich bei seiner kaufmännischen Überlegung ertappte. Hielt er hier Inventuraufnahme und Saisonausverkauf? War sein neues Lachen

nicht Gewinn genug? Seit seiner Entlassung aus der Klinik besaß er dieses neue Lachen, ein freies Lachen, kein Gekicher von Welt, zum Lachen war Alexander Selke und die vom Auto verschluckte Landstraße, zum Lachen war die ganze Menschenwelt, wenn sie täglich tiefer heruntersackte, dem Nullpunkt zu, wo der letzte Rest der lebenspendenden Urhülle der Natur von ihr gewichen sein würde, zum Lachen war er selbst, wenn er die Mitte-des-Lebens-Fahrt nach Soll und Haben abtaxierte, nach Schaden und Gewinn. War die Bilanz nicht einfach genug?

Beim Weib hieß die Rechnung:

Gewinn
– Verlust
= Kind

Beim Manne hieß die Rechnung:

Gewinn
– Verlust
= Lachen

Alexander Selke war außer Sicht, so konnte auch er marschieren, allein. So äugte auch er in den leeren Flur, so rief auch er sein heiseres Dankeschön ins ausgestorbene Haus, so trabte auch er mit fröhlichem Gepfeif zur Straße. Noch humpelte er ein wenig, noch waren die zehn Amputationsstümpfe nicht verhärtet, noch drückten die orthopädischen Stiefel, die letzte milde Gabe aus der frommen Klinik von Tirol: Doch das ging an, das ging vorüber, das war zum Lachen.

Als er schon am Gatter war, trat die junge Dame vom Kapitalissimus aus dem Haus und schaute ihm nach. Ganz gut, so konnte er ihr nochmals Dankschön für den würzigen Imbiss sagen – er trat zu ihr zurück.

»Besten Dank, gnädiges Fräulein.«

»Sie haben sich mit ihrem Kameraden verkracht?«, frug sie in kühlem Ton und ohne viel Neugier.

»Woher wissen Sie?«

»Ich hab zufällig vom ersten Stock aus Euer Geschwätz gehört.«

»Da haben Sie was Schönes gehört.«

»Man musste es ja hören, Euer unanständiges Geschrei, ob man wollte oder nicht.«

»Bitte vielmals um Verzeihung.«

»Ich hab nicht viel davon verstanden.«

»Gottseidank«!

»Sie haben sich mit Ihrem Freund verkracht?«

»Nicht schade um diese Freundschaft.«

»Nein?«

»Nein.«

»Um so besser, Adieu.«

»Adieu. Nochmals besten Dank für die grüne Kresse.«

»Bitte. Geld gibt's bei mir für Tippelbrüder nicht.«

»Kann ich verstehn«, sagte er und lachte.

»Jeden Tag kommen zehn Stück von Eurer Sorte hier vorbei, jetzt mitten in der Erntezeit, und wir können um alles Geld der Welt keinen Sommerknecht für unsere Heuarbeit auftreiben: Da soll man nicht wütig sein auf Euresgleichen.«

»Kann ich verstehn«, sagte er und lachte.

»Warum lachen Sie so blöd?«

»Warum soll ich nicht so blöd lachen?«

»Ich seh keinen Grund für Ihr blödes Lachen.«

»Ich lache sehr gern ohne Grund.«

»Warum gehn Sie krumm?«

»Die Zehen sind abgefroren.«

»O weh!«

Er lachte über ihr sanftes »O Weh« hellauf.

»Aber das ist doch wirklich nicht zum Lachen?«

»Doch, das ist zum Lachen, alles ist zum Lachen, auch Sie sind zum Lachen, gnädiges Fräulein, wenn ich mir diese dreckige Bemerkung erlauben darf.«

»Machen Sie, dass Sie weiterkommen, Sie, wenn Sie mich hier veräppeln wollen!«

»Um Gottes willen, ich will Sie wirklich nicht veräppeln, ich lache wie gesagt sehr oft ohne Grund, das ist eine schlechte Angewohnheit von mir.«

»Allerdings. Adieu.«

»Adieu. Nochmals Dank für die Kresse.«

»Bitte, Adieu.«

»In meinem Leben habe ich noch nicht so schöne Delphiniumblüten gesehn wie hier.«

»Woher wissen Sie, dass das Delphinium ist?«

»Warum soll ich es nicht wissen?«

»Sind Sie Gärtner?«

»Gärtner? Nein.«

»Was sind Sie denn?«

»Was ich bin? Nichts.«

»Das ist wenig.«

»Mir genügt's.«

»Das ist die Hauptsache.«

»Was sind denn Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich fragen darf?«

»Auch nichts«, sagte sie und lachte plötzlich hellauf.

»Das ist wenig«, äffte er.

»Mir genügt's«, sagte sie schroff, nahm ihr Lachen wieder zurück, steckte es in die innere Herztasche zurück und schloss die Tasche wieder ab. »Adieu.« Sie drehte ihm den Rücken zu und schritt zur Haustür.

»Soll ich Ihnen bei der Heuarbeit helfen?«, rief er ihr nach.

Sie wandte sich ihm wieder zu, misstrauisch.

»Sagten Sie nicht, Sie brauchen einen Sommerknecht für ein paar Wochen?«

»Natürlich brauche ich einen Knecht«, sagte sie zögernd.

»Dann kann ich ja ein paar Wochen aushelfen? Für Butterbrot und grüne Kresse.«

»Wenn ich Sie einstelle, zahle ich meinen Tarif, freie Station und zehn Mark pro Woche.«

»Um so besser! Großartig! Ich benötige sowieso gerade fünf-

zig Mark zur Heimreise. Darf ich also fünf Wochen hier arbeiten?«

»Haben Sie Zeugnisse?«

»Zeugnisse? Nein.«

»Sonstige Papiere?«

»Sonstige Papiere? Nein. Die sind in Kanada.«

»Dann kann ich Sie auch nicht einstellen.«

»O weh! Ohne Zeugnisse geht es nicht?«

»Nein. Ganz gewiss nicht auf fünf Wochen.«

»Aber zur Probe vielleicht? Ein paar Tage zur Probe?«

»Probieren kann ich es ja.«

»Bitte ja. Probieren Sie es mit mir. Erst mal auf eine Woche vielleicht?«

»Nein. Erst mal zwei Tage. Ich muss erst sehn, was Sie können.«

»Gut. Abgemacht.«

»Meinetwegen … Können Sie mähn?«

»Selbstverständlich kann ich mähn«, sagte er und lachte, diesmal nicht ohne Grund: Er hatte in seinem ganzen Leben noch keine Sense in der Hand gehabt.

Die Herseleute hatten zwanzig Tagwerk doppeltmähdige Wiesen, sechs Tagwerk Wald, acht Tagwerk Bergheu, einmalmähdig, dünn und steil. Das gab vom Juni bis September Hochbetrieb. Das Doppeltmähdige lag mit sechzehn Tagwerk im ebenen Tal, dort konnte man mit der Maschine mähen. Dazu vier Tagwerk Doppeltmähdiges am Hang, dort musste man die alten Sensen schwingen. Und schweres Sensenwerk gab auch die Mahd im Berg, acht Tagwerk Einmalmähdiges, dünn und steil.

Frau Daniela hatte sich nicht viel ums Heu geschert: Nana die Milchwirtschaft und Hausarbeit, der Krallenpeter Mahd und Dung und alle Grobarbeit, sie selbst die Pferde und die Hühner

und den Garten. Bei Lea hatte das Programm gewechselt: Nana zur Hausarbeit das Hühnerzeug, der Krallenpeter alle Stallarbeit, sie selbst die Mahd, mit der Maschine und am Hang. Natürlich half man ihr, wenn es drauf ankam, die alte Nana und der alte Krallenpeter, wenn gelbe Hagelwolken oder schwarze Donnerwolken über das Gebreit zu kommen drohten, beim Rechen und beim Häufeln und beim Laden, zuweilen wider ihren Willen auch beim Sensenwerk: Jedoch im großen Ganzen hatte sie in diesem Jahr die erste Mahd allein geschafft.

So standen ihre Schlüsselbeine unter der gebräunten Haut ein wenig stärker vor als letztes Jahr. So freute sie sich auf die kleinen Ferien zwischen erster Mahd und zweiter Mahd. So war der neue Sommerknecht willkommen.

Drei Tagwerk von dem Bergheu standen noch, am Grünen Tümpel, weitab vom Haus, das war sein erster Dienst. Dann konnte er den zweiten Schnitt beginnen. Dazwischen gab es Gartendienst für ihn. Durch ihren Staudengarten sollte er drei steinerne Wege legen, das war schon längst ihr Plan und grad das Richtige für den muskulösen Stromer, Steinwege, Zufuhr und Behau und Ineinanderfügen. Jedoch das Erste war die Mahd am Grünen Tümpel; um drei Uhr morgens Abmarsch, sie und er, mit den gedengelten Sensen, mit den Gabeln, mit dem Schleifstein, mit Proviant.

Am Abend klopfte noch die alte Nana bei ihr an und warnte sie. Sie sollte doch um Gottes willen nicht mit diesem fremden Kerl zum Grünen Tümpel gehn. Beim Abendessen in der Küche war er stumm gewesen wie ein Stein. Zuweilen hatte er vor sich hin gelacht wie ein Besoffener. Jetzt war er gerad mit einem Kübel Wasser hintern Stall gezogen, um sich zu waschen, nackt, von Kopf zu Fuß. Ein zweifelhafter Kerl, besoffen, stumm und nackt. Und wenn sie mit ihm zog an den entlegenen Platz, dann wenigstens nicht ohne ihren alten Militärrevolver in der Tasche … Zum Lachen, Nana, keine Angst, gute Nacht, und weck den frisch gewaschenen Stromer und weck mich zur rechten Zeit, gute Nacht.

Guten Morgen. Er stand schon mit den beiden Sensen und den Gabeln und dem Rucksack bei den dämmernden Stauden, als sie vors Haus trat. Sie trug die blaue Leinenhose und die wollne Sommerweste, darüber eine lodene Kotze für die kühle Stunde. Er schulterte die Sensen, sie schulterte die Gabeln, der Marsch begann, es fiel kein Wort, in einer halben Stunde waren sie am kleinen Glonner Teich, den man den Grünen Tümpel nannte.

»Vom Wald zum Teich hinunter, das ist unser erstes Stück. Wir mähn bis es zu heiß wird, dann ist Rast.«

»Sehr schön.«

»Dann breiten wir, dann essen wir zu Mittag, dann wenden wir.«

»Sehr schön.«

»Im Stadel sind noch ein paar alte Rechen.«

»Sehr schön.«

»Am Abend häufeln wir, das Wetter hält, bis morgen Abend ist der ganze Stadel voll.«

»Sehr schön.«

Er blickte fachmännisch auf die geschwärzte Bretterhütte, die er am linken Teichrand sah. Das war ja wohl der Stadel? Dort wurde das Heu gesammelt, bis es im Winter mit dem Schlitten abgefahren werden konnte? Das hatte er begriffen! Und was war Wenden, Breiten, Häufeln? Das war ihm polnisch. Doch das kam später, der Teufel steckte vorerst in der Mäherei.

Sie nahm die Sense, nässte sie im Tau und wetzte sie. »Mähn Sie voraus?«

Er äugte scharf auf alles, was sie tat, und äffte es nach. »Vielleicht mähn Sie voraus?«

»Warum?« Sie steckte ihren nassen Schleifstein in die Hosentasche. »Warum nicht Sie?«

»Ich habe lange nicht gemäht«, sagte er bescheiden, »zuletzt im Krieg, in Polen, dort hat man andre Sensen.«

»In Polen hat man andre Sensen«, frug sie erstaunt, »gibt es auch andre Sensen auf der Welt?«

»Ganz andre!« Er steckte seinen nassen Schleifstein in die Hosentasche. »Sind Sie nicht bös, wenn ich zuerst ein wenig blöde bin; es wird schon gehn.«

Sie mähte an. Die Polen hatten andre Sensen? Möglich. Im Krieg in Polen hatte er zuletzt gemäht? Möglich. Sie schwang im Takt dahin, und alle Gräser fielen. Schad um die blauen Glocken und den blauen Enzian! Schad um die violetten Kissen Thymian! Schad um das zarte Grünzeug und den weißen Schierling! Die städternen Menschen sagten: Tempo-Tempo-Tempo. Die Christenmenschen sagten: Unser Reich ist nicht von dieser Welt. Der siebzigjährige Krallenpeter sagte: Wer eine Wiese nicht mit eigner Hand gemäht hat, der weiß sein ganzes Leben nicht, wie breit sie ist. Wer hatte Recht? Die Sense flitschte durch das nasse Gras und rauschend ging es Schritt um Schritt bergab.

Er mähte hinterher. Das Mädchen schwang die Sense hin und her mit Hüftenschwung, da fiel die Mahd. Er schwang die Sense ebenso mit Hüftenschwung, da duckten sich die hinterlistigen Gräser und standen nach dem Schlag gemächlich wieder auf. Wenn er die Klinge schärfer stellte, ging's in den Humus, ratsch! Wenn er die Klinge wieder hob, blieb alles Gras am Platz, päng! Wenn ihm ein halber Schlag gelang, war hinterher der heilige Boden dieser Erde wie eine halb rasierte und verschnittene Backe anzusehn. Er hatte einen wundervollen Tennisschlag und einen guten Bogenstrich auf seiner Geige, jetzt sollte er sich abgrundtief blamieren an diesem kindischen alten Sensenschlag? Verzweifelt hieb er los und würgte sich bergab, dem Mädchen nach, dem schwingenden Mädchen nach.

Schon seit einer Viertelstunde fühlte Lea, dass hinter ihrem Rücken irgendwas nicht klappte. Jedoch sie mähte weiter, ohne sich zu wenden. Schon dreimal hatte sie die Klinge nachgewetzt und sich nicht umgedreht, damit der neue Knecht sie nicht für eine Kontrolleurin seiner Arbeit hielte.

Sie zog den Schleifstein grad zum vierten Wetz aus ihrer Hosentasche, da kam von hinten ein Gekrach, ein Splittern, ein Gefluch aus Norddeutschland, und ihres Knechtes Sensenstock war auseinander. Die Klinge steckte tief im Boden, der Stock war ganz und gar zertrümmert, er selbst stand da und glotzte auf sein Werk, benebelt, schweißbedeckt, und als sie näher trat, den Schaden zu besehn, fing er zu lachen an.

»Sie, das ist aber wirklich nicht zum Lachen«, rief sie wütend. »Schaun Sie mal Ihre Mahd an! In Ihrem ganzen Leben haben Sie noch keine Sense in der Hand gehabt!«

»Hab ich auch nicht – «

Sie stampfte wütend mit dem Fuß auf.

Er brach sein blödes Lachen ab und sammelte die Trümmer seines Sensenstockes auf einen Haufen. »Entschuldigen Sie bitte – «

»Entschuldigen Sie bitte! Das kann jeder sagen! Was machen wir denn jetzt?«

»Tja, ich weiß auch nicht. Ich weiß tatsächlich nicht, was da zu machen ist.«

»Aber ich weiß es ganz genau, ich schicke Sie zum Teufel, gehn Sie nach Polen oder sonst wohin.«

»Wie schade«, sagte er und sah ihr mit einem blanken Blick in die Augen, »ich hatte mich grad in Sie verliebt.«

Sie lachte auf. »Ein Grund mehr, Sie möglichst schnell zu entlassen, Herr Stromer.«

»Glauben Sie nicht, dass ich das Mähn noch lernen kann? Ich bin ein sehr gelehriger Schüler.«

»Ich bin nur leider keine Lehrerin.« Sie nahm ihre Sense auf und wetzte sie. »Auf Wiedersehn! Gute Reise! Adieu!«

»Adieu, und nichts für ungut, ein Stromer ist's gewesen … «

Sie stapfte zu ihrer Mahd zurück und mähte wieder an, im Hüftenschwung.

Da stand er da und war entlassen, schwer blamiert.

Er riss sich zusammen und stieg zu ihr hinab.

»Es tut mir wirklich leid, gnädiges Fräulein … Jetzt müssen Sie den ganzen Hang allein abmähn? Aber das geht doch nicht! Ach bitte, lassen Sie es doch! Ich werde schnell zum Haus hinunterlaufen und eine neue Sense holen, im Trab, ja, darf ich nicht? Ich war schon so schön im Schwung … «

Sie lachte trocken auf und mähte weiter.

Er blieb an ihrer Seite.

»Es war ja wirklich eine richtige Schufterei von mir, mich zu verdingen, Hochstapelei, tatsächlich, ich hatte mir die Sache leichter vorgestellt, verzeihn Sie bitte … Ich bin Wissenschaftler, Doktor der Physik, Industriemensch, Geigenspieler, Tennisspieler, Schifahrer, Wanderer-ohne-Zehen, Grüne-Kresse-Fresser-ohne-Geld, alles Mögliche bin ich, nur gerade mähen kann ich nicht … «

Sie mähte weiter, Schritt für Schritt, und schien ihn nicht zu hören.

Er stapfte eigensinnig neben ihr bergab, Schritt um Schritt.

»Muss denn der Hang gemäht sein und gerade heut? Ach bitte, lassen Sie es doch! Ich schwöre Ihnen, morgen mäh ich diesen ganzen Hang allein. Ich nehme heute Mittag Unterricht bei Ihrem alten Knecht, wenn Sie gestatten, Mäh-Unterricht, bis morgen kann ich's, dann schaffe ich den ganzen Hang allein … Blamieren Sie mich doch nicht so und lassen Sie es jetzt! Vergönnen Sie sich einen Ferientag, bitte, ich komme für den Schaden auf, ich hole alles wieder nach, ich werde wie ein Stier schuften, um den Schaden quitt zu machen … Man darf doch auch mal Ferien machen, oder nicht? Kann man nicht schwimmen in

dem kleinen Teich, zum Beispiel? Kann man sich nicht etwas erzählen, irgendwas, wie alles kam, zum Beispiel? Es ist eine alte Geschichte und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute, zum Beispiel? Wir leben doch noch, Sie und ich, was, oder nicht? Man weiß zwar heutzutage nicht mehr ganz genau, was noch am Leben ist und was bereits gestorben ist, es laufen ja sehr viele Leichen heutzutage auf der Straße rum – trotzdem gestatten Sie doch wohl dass ich Sie noch als lebend nehme, gnädiges Fräulein? Was? Wie? Na gut … Nichts für ungut, ein Stromer ist's gewesen … «

Sie kümmerte sich nicht darum, dass er sich verabschiedet hatte und hinter ihr zurückblieb.

Er hockte sich ins Gras und schaute auf ihren Rücken. Nach einer kleinen Weile stapfte er wieder an ihrer Seite und versuchte sein Glück zum letzten Mal.

»Bitte, sind Sie doch nicht so gemein zu mir! Ist eine Wiese eigentlich nur zum Mähen und zum Blamieren auf der Welt? Was? Sind Sie taub? Das ist wirklich nicht nett von Ihnen … Eine Wiese ist doch sicher nicht nur zum Mähen auf der Welt. Man kann doch auch sehr gut drin liegen und sich was erzählen? Wie alles kam, zum Beispiel? Oder ganz still sein und die viere von sich strecken? Was? Ich meine doch nicht unsere viere, meine Dame, ich meine meine viere, Ihre viere, ganz getrennt. Was?«

Sie schien ihn nicht zu hören, die Sense rauschte und die Gräser fielen.

»Sie Biest! Sie sind ein Biest! Ich kann doch nicht mehr tun, als um Verzeihung bitten?«

»Doch … « Sie stoppte, nahm die Sense hoch und schaute auf ihn. »Sie können, statt zu quatschen, das gemähte Heu mit einer Gabel breiten. Oder soll ich das auch allein tun, Herr Doktor? Oder sind Sie dazu auch zu dumm, Herr Wanderer-ohne-Zehen?«

»Bitte, sagen Sie mir doch, wie man das macht, ich will es furchtbar gern versuchen – ist es sehr schwer?«

»Das machen in der Glonn die kleinen Kinder, vielleicht gelingt es Ihnen. Man nimmt die Gabel, stößt sie in die Mahd und schwingt das Gras, dass es so dünn wie möglich liegt und trocknen kann.«

»Verbindlichsten Dank!«

Er nahm die Gabel, stieß sie in die Mahd und schwang das Gras, dass es so dünn wie möglich lag und trocknen konnte. So schwang der Schwungbursch hinter seiner Herrin her den Hang hinunter.

Die erste Mahd vom Waldrand bis zum Teich, die zweite Mahd vom Waldrand bis zum Teich. Dann kam die dritte Mahd, dann kam die vierte Mahd. Wer eine Wiese nicht mit eigener Hand gemäht hat und geschwungen hat, weiß nicht, wie breit sie ist. Dann kam die pralle Sonne auf den Hang, zur fünften Mahd, zur sechsten Mahd. Dann kamen aus dem Wald die Mücken und die Bremsen, die witterten den süßen Menschenschweiß und tanzten um die heiße Dame und tanzten um den heißen Kavalier. Dann kam die siebte Mahd.

»Schluss«, sagte Benno Terek, nachdem die siebte Mahd geschwungen war. »Bitte, pumpen Sie mir drei Mark, gnädiges Fräulein, ich will meiner Mutter telegrafieren.«

»Was wollen Sie?« Sie saß auf der Böschung überm Teich, um eine kleine Weile zu verschnaufen. »Was wollen Sie?«

»Meiner Mutter telegrafieren. Ich hab eine liebe alte Mama in Berlin sitzen, der will ich telegrafieren. Ich hab zwar ein Jahr lang nichts von ihr gehört, ich hoffe aber, dass sie noch am Leben ist. Sie soll mir zweitausend Mark Vorschuss auf mein Erbteil auszahlen, telegrafische Überweisung, geh zu den Müttern, Faust, wenn's brenzlig wird – können Sie mir nicht drei Mark für dieses Telegramm pumpen?«

Sie legte sich ins Gras zurück, faul. »Muss es gleich sein?«

»Natürlich, auf der Stelle, das ist ja der Witz. Ich muss sofort telegrafieren, ich muss sofort zweitausend Mark haben – ich will Ihnen nämlich diese Wiese abkaufen.«

Sie lachte vor sich hin, ohne ihn anzusehn. »Um zweitausend Mark?«

»Genügt das nicht? Meiner Schätzung nach ist diese Wiese mit zweitausend Mark gut bezahlt. Das ist doch kein Bauplatz? Das ist doch kein Spekulationsobjekt? Keine Zufuhrstraße, kein Weg, keine Wasserleitung, keine Elektrizität, hier kann man ja in Ewigkeit nichts andres tun wie Mähen und Schwingen?«

»Wollen Sie sie kaufen, um auf eignem Grund mähn zu lernen? Sensen kaputt schlagen auf eignem Grund?«

»Im Gegenteil, ich will diese Wiese kaufen, um zu verbieten, dass hier gemäht wird. Von der Minute ab, wo unser Kauf abgeschlossen ist, fällt hier kein Sensenschlag mehr bis in Ewigkeit.«

Sie wälzte sich auf die Seite, so dass er ihr Gesicht nicht mehr beobachten konnte. »Und wann wird der Kauf abgeschlossen«, frug sie in ernstem Ton.

Er ließ sich neben ihr im Gras nieder und streckte sich aus. »Sofort, wir schließen den Kauf sofort ab. Die Verbriefung auf dem Notariat kann später stattfinden, vorerst genügt ein Handschlag und der Kauf ist gemacht. Wenn Sie mir die paar Mark für das Telegramm pumpen, ist das Geld in drei, vier Tagen spätestens hier. Wenn meine Mutter inzwischen gestorben ist, bekomme ich mein Erbteil ausbezahlt, dann ist das Geld erst recht in ein paar Tagen flüssig zu machen. Wenn meine Mutter noch lebt und mir nichts vorschießen will auf ihren Tod und streikt, dann kann ich das Geld woanders her bekommen. Ich hab noch eine gute alte Geige, die ist bei meiner Schwester deponiert, die kann ich jeden Tag versilbern, für dreitausend Mark mindestens. Außerdem besitze ich noch aus meinen besseren Tagen ein kleines Bild von Henri Rousseau, ebenfalls bei meiner Schwester deponiert, kann ich auch verkaufen – kennen Sie Rousseau, den Maler?«

Zu seinem Entzücken nickte sie.

»Was haben Sie von ihm?«

»Ein kleines Ölbild. Ein grüner Tümpel mit viel Schilf, da hocken zwei Gestalten an der Böschung, genau wie hier, ein wunderbar klares Bild. Das werde ich verkaufen, wenn alles andere versagt. Doch das verkaufe ich nur für diesen echten grünen Tümpel und für diese echte Wiese – also was ist, gehört die Wiese mir? Zweitausend? Handschlag?«

Er hielt ihr die Hand hin.

Sie besann sich einen Augenblick, dann wandte sie sich ihm zu und schlug ein, mit ernster Miene. »Abgemacht.«

»All right.« Er drückte ihre Hand. Dann legte er sich zurück und streckte sich, besitzerisch. Er war der Herr des Tümpels und der Wiese. Wenn sie mit ihm zu spaßen glaubte, täuschte sie sich. Natürlich war's ein Spaß gewesen, doch jetzt war's Ernst geworden. Noch heute ging das Telegramm ab, in drei, vier Tagen war Verbriefung. Schon jetzt gehörte dieser Grund ihm, von Mähen war keine Rede mehr. So hatte er wenigstens die Tölpelei mit der zerbrochenen Sense quitt gemacht. Ein Mann musste quitt sein mit der Welt, vor allem musste er quitt sein mit einem solchen köstlichen Weiberding in Männerhosen. Da sie vom Mähen erhitzt war, spürte er ihr Weibtum stärker. Die süße Melancholie des keimenden Samens war in ihm und wandelte ihm den grünen Tümpel in einen anderen Garten Eden: Da wohnte nicht der Gott der Rache, da wohnte auch der Gott des Mitleids nicht.

Sie setzte sich hoch, umfasste ihre Knie mit beiden Händen und schaute vor sich hin. Wenn er mit ihr zu spaßen glaubte, täuschte er sich. Natürlich war's ein Spaß gewesen, doch jetzt war's Ernst geworden. Das nannte man wohl Flirt, was er hier mit ihr trieb? Sie ließ nicht mit sich flirten, sie hasste alles Drumherum, sie war keine amerikanische Jungfrau. Er sollte wieder gehn, wenn er zum Flirt gekommen war, der Wanderer-ohne-Zehen. Da er erhitzt war, spürte sie sein Manntum stärker. Die süße Melancholie der nahenden Nähe war in ihr und wandelte ihr den Stromergentleman in das gefährliche Purpurtier

der Vollmondträume: Das nahet sich auf samtenen Pfoten, das hemmt mit den elektrischen Pupillen jede Gegenwehr, bis man's an seinen Brüsten hängen hat und saugen lassen muss, gebannt.

Sie sprang auf. »Los! Arbeiten!«

Er trat dicht neben sie. »Wieso? Die Wiese gehört mir.«

»Blödsinn«, sagte sie, schulterte die Sense und schritt zum Waldrand, zur achten Mahd.

Er blieb an seinem Platz und sah ihr nach. Dann legte er sich wieder ins Gras, neben seiner Gabel, der Schwungbursch ohne Schwung, mit dem Rücken gegen die Herrin, ohne sich um die Arbeit zu kümmern.

Benommen mähte sie ihre achte Mahd. Was tat ein Weib, wenn ihr ein Mann gefiel? Einst ging keuchend die heidnische Hatz in den Wald hinein, mit nackten Sohlen übers alte Laub, mit breiten Schenkeln über das Gestämm vom Windbruch, tief und tief ins Gestrüpp, fort und fort von der Sonne, da kam näher der Mann, ohne Worte, ohne Ruf, da stieg Modergeruch auf um das Weib, da wurde matt ihr Lauf, matt ihr Herz und ihr Gedärm, da kam sie zu dem Moosfleck zwischen den verstrickten Latschen, da fiel sie mit gelösten Knien nieder, da fiel auch er zum feuchten Boden seiner Erde nieder, der Herr der Erde, der Mann. Dann waren die Priester gekommen und hatten sich über das Menschenpaar aufgeworfen und hatten in den Stuben ihrer unsichtbaren Götter ihre Schemel aufgestellt, damit sie höher stünden als das Menschenpaar, und ihre Rede war gewesen: »Du sollst und du sollst nicht!« Sollst auf deinem Bauche kriechen und Staub fressen, sollst im Schweiße deines Angesichts, sollst deine linke Backe hinhalten, sollst arm sein oder durch ein Nadelöhr gehn, und sollst deine Priester gut bezahlen, dass sie dir sagen können, was du sollst. Dann war der Staat gekommen über das verschüchterte Paar und seine Rede war gewesen: »Du

darfst und du darfst nicht!« Darfst sterben für den Staat und Kinder zeugen, darfst schuften für den Staat und Steuern zahlen, doch darfst den grünen Rasen nicht betreten und darfst nicht arm sein oder wirst verhaftet, darfst nichts wie graue Aktenmappendinge tun und denken. Und sprechen Sie mit Mama? Ein Jahr lang lag sie in der steinigen Glonner Erde! Und sprechen Sie mit Papa? Mit Haut und Haaren aufgefressen von der städternen Stadt … Bis schließlich Freiheit über das verzweifelte Menschenpaar gekommen war und in den Zeitungen zu lesen stand: »Das Menschenpaar ist frei, halleluja!« Da stürzte sich das freigelassene Pärchen in Freiheit auf das neue Hochzeitsbett, genau wie es in seiner Zeitung vorgeschrieben stand. Doch anderntags war's nur mit dem Verstand gewesen und sie bespien sich gegenseitig die gespenstigen Lüste und sie verfluchten ihre Totgeburten und sie erbrachen die papierne Freiheit, denn nur die Freiheit freigelassener Sklaven war's gewesen und nicht die Freiheit freigewachsener Menschen … Was also tat ein weibernes Weib, wenn ihr nach dem Bankrott von Staat und Kirche und Elternhaus und Zeitungsfreiheit ein männerner Mann gefiel?

Sie war auf halbem Hang mit ihrer zähen achten Mahd. Sie setzte schweißbedeckt die Sense ab und zog mechanisch ihren Schleifstein aus der Hosentasche. Was tat der männerne Mann dort unten? Er hatte dürres Holz gesammelt und ein kleines Feuer angezündet. Das war wohl gegens Bremsenvieh? Ganz gut. Jetzt breitete er das große schottische Plaid von Tante Nüll, das auf dem Rucksack aufgeschnürt gewesen war, als Lagerdecke aus. Wozu? Fürs Prunkdiner nach ihrer achten Mahd? Ganz gut. Jetzt kochte er den Tee und hielt den Kessel mit der Gabelzinke übers Feuer. Der Tölpel! Gewiss verkohlte er den Gabelschaft, er hatte nicht genug an der kaputten Sense. Jetzt konstruierte er sich ein Gestänge, damit er nicht die Gabel halten musste. Der Faulpelz … Und was war jetzt? Er ging zum Rand des Tümpels, was tat er dort? Ui, ui, die weißen Wasserrosen! Ui, ui, die gelben Demoisellen! Ui, ui, ein Sumpfbukett, ui, ui! Mit übervollem Herzen schritt Graf Egon am Rand des väterlichen Sumpfes

entlang, mit übervoller Hose starrte er auf das Liebesgirren der Libellen, sie aber, die gebrechliche Trudsche in ihrer Bibberwäsche, die jetzt mit ihrem Caddie aus der Birke des Waldrandes trat, sie machte nur ein verächtliches keep smiling und sagte nichts weiter wie: »180 PS!« Tatsächlich, da drapierte er das ganze Sumpfbukett auf Tante Nülls schottischen Schal! Jetzt drehte sich Tante Nülls Asche auf dem Büfett von Onkel Nüll um.

Sie warf die Sense ins Gras und lief zum Lagerfeuer, zu Graf Egon mit dem übervollen Herzen. »Sie Trottel, was machen Sie denn da?«

»Tee, Madame«, sagte er demütig.

»Wasserrosentee vielleicht?«

»Djawoll, Madame, Wasserrosentee.«

Sie nahm das Plaid hoch und schüttete das bunte Blütenzeug die Böschung hinunter.

»Schade, Madame!«

Sie breitete das Plaid nach ihrer eigenen Weise aus und ließ sich darauf nieder.

»Servi, madame.«

»Her damit!«

Er servierte den Tee, dann tanzte er wieder ans Feuer, zum Rucksack, zur Pantry. »Was darf ich geben, Madame, Schinken, Käse, Kresse?«

»Zuerst die Kresse!«

»Bitte sehr … «

Er servierte die Kresse, der Kellner vom Glonner Teich, er servierte mit einer kellnerischen Eleganz, vor welcher selbst die ausgebibbertste Bibberwäsche bibbern musste. Danach servierte er mit gleicher Eleganz das ganze Prunkdiner.

Die alte Nana hatte den geräucherten Schinken in ordinären Riesentrümmern mitgegeben: Er konstruierte eine leckere Schinkenplatte aus einem breiten buchenen Rindenstück vom Waldrand, schnitt Nanas Trümmer in sehr zierliche Würfelchen, garnierte sie mit Thymian und Blaubeerkraut, alsdann servierte er mit Ellenbogenruck und Steißbeinschwung. Den Käse wies

Madame zurück: Der Kellner warf ihn mit diskretem Lächeln hinter sich. Es war ein gutes Zeichen in der Kellnersprache, wenn Damen keinen Käse nahmen. Wenn Damen keinen Käse nahmen, dann wollten sie nach dem Diner sich küssen lassen. (Die Herren nahmen immer Käse.) Und dann servierte er Madame zum Nachtisch, indem er in gebührendem Abstand neben dem Service zu Boden sank, das Märchen von den beiden Männern auf der Alm am Bratschenkees.

Er konnte nicht erkennen, ob sie auf ihn horchte. Sie lag auf ihrem Rücken, still wie eine Eingeschlafene. Übers Antlitz hatte sie sich ein kleines Spitzentaschentuch gelegt. Man sah kaum, ob ihr Atem ging. Die beiden Arme waren ausgestreckt und mit geballten Händen an die Flanken angepresst. So lagen die ägyptischen Königsmumien und ließen die Jahrhunderte vorüberziehn … Er wagte nicht, sie zu berühren. Es lag nichts Lockendes in ihrer Haltung. Was tat ein Mann, wenn ihm ein Weib gefiel? Die alte Liebestechnik war verbraucht, die alten Liebesworte stanken. Die alte Technik lag im amerikanischen Ausverkauf, die alten Worte stanken nach der städternen Stadt. So sagte er, nachdem der Schnee vom Bratschenkees zerschmolzen war und eine lange Pause seine angespannten Nerven äffte: »Ich liebe Sie, ich liebe Sie, ich liebe Sie …«

In Regungslosigkeit blieb die ägyptische Königsmumie. Still lag sie da, auf ihrem Platz zwischen dem Mittelpunkt der Erde und dem Mittelpunkt des Sonnenballs, und rührte sich nicht. Hatte sie nichts gehört? Nichts vom Mann Hadrawa, nichts vom Mann Terek? Nichts von der neuen heidnischen Welt und von der Einsamkeit der neuen Heiden und dass sie sich zu Paaren finden mussten, damit ihr neues Lachen mehr als ein Verzweiflungsschrei sein könnte, damit ihr Samen sprießen könnte? Sie hatte nichts gehört, die Gans! Blöde Gans … Er nahm seine Gabel und stapfte zum Waldrand, zur achten Mahd. Der elegante Kellnerfrack war abgelegt, das Märchen vom Bratschenkees war in den Sumpf gefallen, zu den quakenden Fröschen, quak, quak. Einsam schwang der Schwungbursch seine Mahd.

Auf halbem Hang war die Mahd zu Ende. Er setzte sich ins Gras und rauchte eine Zigarette. Die war noch aus Tirol, die Zigarette, von Alexander Selke selig aufgetrieben, ein schwer verkrümpeltes Hosentaschenzigarettchen. Da unten lag die Mumie einer Gans und schlief. Sie hatte nicht einmal bemerkt, dass er gegangen war. Und wenn er sie gestreichelt hätte? Und wenn er sie vergewaltigt hätte? Wer weiß, vielleicht war's das, worauf sie wartete? Vielleicht war dies das ganze Alphabet der Liebe, die Überrumpelung? Ach, diese männernen Männer! Sie zoteten und sangen Minnelieder, sie schrieben und sie lasen tausend Liebesbücher, und keiner von den hoffnungslosen Trauerkerlen war bisher noch darauf gekommen, wie es in Wahrheit mit den Weibern stand.

Was tat sie jetzt? Sie lümmelte sich hoch und dehnte sich und reckte sich. Sie schaute nach dem Feuer. Das Feuer war ausgebrannt, djawoll, Madame. Sie ging zum andern Ufer des Teichs … Was wollte sie dort? Wasserrosen pflücken? Dort drüben gab es keine Wasserrosen, dort war das Wasser tief … Jetzt war sie hinterm Uferbusch verschwunden. Jetzt kam sie wieder vor. Jetzt ging sie ans Wasser. Dort war kein Sumpf, dort war das Wasser tief, dort hätte man schwimmen können. So schwimm doch, Gans, die Gans muss schwimmen, vielleicht wird noch ein Schwan daraus … Tatsächlich zog sie sich die Schuhe und die Strümpfe ab und stippte mit den Zehenspitzen in das Wasser. Dann saß sie eine Weile still am Uferrand, die Hose hochgezogen, und ließ die Füße in das Wasser baumeln. Ach süße Gans meiner Seele, wie köstlich hockst du da … Auf einmal gab sie sich einen Ruck und sprang auf die Wiese zurück. Sie nestelte an ihrem Ledergurt und stieg aus ihrer blauen Leinenhose. Darunter war ein weißes Hemd und eine weiße Hose bis ans Knie. Sie streifte auch die weiße Hose ab und zog das weiße Hemd über den Kopf. Ihr nackter Körper stand für einen Augenblick im Licht und schien zu frösteln. Dann klatschte sie ins Wasser, mit einem Satz.

Drei Minuten später sprang er von der anderen Seite her in den Teich.

»Wunderbares Wasser hier«, rief er, als er nach ein paar Quatschschritten ins Tiefe kam.

»Nur auf dieser Seite kann man schwimmen«, rief sie herüber. »Bei Ihnen drüben ist Sumpf. Hier, hier, hier ist das Wasser tausend Mal besser!«

Er schwamm zu ihr hinüber.

»Aber hier ist's ja wirklich tief!« Er tauchte unter und kam prustend wieder hoch. »Ich war auf dem Grund, drei Meter mindestens.«

Sie tauchte ebenfalls.

»Können Sie die Augen unter Wasser aufmachen«, frug sie, als sie wiederkam.

»Selbstverständlich.«

Er tauchte neben ihr, sie tauchte mit, sie blinzelten sich unter Wasser mit verrutschten grünen Froschgesichtern an. Sie nickte ihm zu, er nickte wider. Dann kamen sie atemlos wieder hoch.

Sie schwamm ans Ufer.

Er schwamm hinterher.

Sie lief zum Lagerplatz und warf sich das Plaid über die Schulter.

Er lief zu ihr.

Sie lief zum Waldrand hinauf, am Waldrand verlor sie das Plaid und ließ es liegen und lief weiter.

Er lief hinter ihr her, die Narben seiner Füße brannten auf der Stoppelwiese, doch es ging, er kam ihr näher.

Keuchend ging die Hatz in den Wald hinein, mit nackten Sohlen übers alte Laub, mit angespannten Schenkeln über das Gestämm vom letzten Windbruch, tief und tief ins Gestrüpp, fort und fort von der Sonne, da kam nahe der Mann, da stieg Modergeruch auf ringsum, da wurde matt ihr Lauf, matt ihr Herz und ihr Gedärm, da kam sie zu dem Moosfleck zwischen den verstrickten Latschen, da fiel sie mit gelösten Knien nieder, da fiel auch er zum feuchten Boden seiner Erde nieder, der Mann.

Zweites Kapitel

In diesem Jahr lagen zwanzig Tage zwischen dem letzten Heu und dem ersten Grummet. Das gab zwanzig Ferientage für die Mähder, zwanzig Zaubertage für die Liebenden, zwanzig mittelschwere Arbeitstage zur Anlage der steinernen Pfade im Staudengarten. Diese Anlage wurde nicht zum puren Luxus geschaffen. Seit ihrer verunglückten Expedition in die Stadt war Lea tiefer in der Glonn verwurzelt als zuvor und im Lauf des Winters war sie schlüssig geworden, ihren Betrieb umzustellen. Der gemischte Kleinbetrieb wurde von Jahr zu Jahr weniger rentabel. Schon ihre Mutter hatte in den letzten Jahren vom Vermögen zugebuttert. Ein bisschen Fohlenzucht und Kälberzucht fürs Bargeld, die Milchwirtschaft und die drei Schweine und die fünfzig Hühner für den eigenen Magen, es sprang nichts mehr dabei heraus. Man musste sich spezialisieren, auch in der Glonn, die städterne Zwischenzeit der Menschheit drang vor und drang bis ins verhüllteste Tal, da half kein starres Gegenan. Die Dörfler und die Leut vom Seegelände lebten schon seit langer Zeit von Fremdenindustrie und waren Städter geworden, Vorstädter, schlimmere Städter als die städternen Städter. Die Bauern in der Einöd gerieten in die Defensive und sackten ab, wenn sie mit ihren alten Bräuchen sich gegen Stadt und Städter stemmen wollten. Der alte Krallenpeter, der Bruder von Leas Knecht, hatte bereits den halben Krallenwald verholzt, für Steuern und für modische Maschinen und für die Seidenstrümpfe seiner Enkelinnen. Vom Sennenhof ging Jahr für Jahr ein andres Tagwerk Wiese an den Makler, Bauplätze, Wochenendhäuser-Spekulationsterrain. Mit Fohlenzucht war nichts mehr zu verdienen, das dreißigjährige Tier Auto hatte das dreißigtausendjährige Tier Pferd aufgefressen, da half kein Wiehern und kein Stampfen. Die Rinderzucht war eine schöne Zucht, ein preisgekrönter Glonner

Stier war eine schönere Sache in der Welt als eine preisgekrönte amerikanische Jungfrau, doch das war eine alte männliche Zucht, nichts für ein junges Weib. So kam als Spezialität des Hersehofs nur Hühnerzucht und Pflanzenzucht in engere Wahl. Am schnellsten eingerichtet und am rentabelsten war eine Hühnerfarm in großem Stil. Drei gute Stämme waren da, ein riesiger Auslauf war bereits gezäunt, es fehlten nur noch Brutgestelle und Öfen und ein paar Hähne von besonderer Rasse, damit aus tausend Hühnerhinterern die Eier rutschten wie aus dem Kapital der Zins und Zinseszins. Doch Lea hasste das Gepiepse und die Kükenwirtschaft, sie hatte sich für Pflanzenzucht entschlossen. Sie wollte harte Sorten perennierender Blütenstauden ziehn, das war ihr neuer Wirtschaftsplan. Sie stand bereits in Unterhandlung mit einem großen Staudenzüchter aus dem Flachland, der sollte ihr die Mutterpflanzen schicken, die für die Gärten im Gebirg verhärtet werden sollten. Aus China und aus Südamerika, aus Afrika und aus der Südsee, von überall her kam zu jenem Züchter das braune und das schwarze Wurzelwunder, aus dem die ewigen Formen und die ewigen Farben dieser Erde quollen, und was verhärtet werden musste, sollte er Lea schicken, die pflanzte es im rauen Glonner Boden ein und pflanzte es fort und gab es an die Kundschaft ab. Filiale für Verhärtung edler Blütenstauden, das war ihr Plan, ein Werk auf lange Sicht, jedoch ein Werk voll Spaß und Sinn. Drei Tagwerk Wiese zwischen Haus und Waldrand waren schon für diese Unternehmung abgesteckt. Im Herbst begann die Zufuhr fremder Erde und fremden Mistes. Das kostete Geld, das kostete dem Hersehof drei andre Tagwerk Wiesen in der Ebene, die gingen an den Makler, die wurden Wochenendhäuser-Spekulationsterrain. Dann sollte im September der berühmte Züchter selber kommen, der künftige Kompagnon, um die Filiale seiner harten Sorten zu begucken. So musste bis September der alte Stamm an winterharten Glonner Stauden in bestem Schwung sein. Die Zucht stand gut, zwei Meter hoch der Rittersporn, zwei Meter hoch die Malven, die Dahlien dicht und trunken wie ein Urwald, es fehlten nur, um

das Gesamtbild für die wichtige Prüfung glanzvoll einzurahmen, die steinernen Pfade zwischen den Rabatten. Die waren Benno Tereks Werk in jenen zwanzig Tagen zwischen Heu und Grummet.

Zweihundert Meter überm Tal lag eine tiefe Schlucht, der »Kühle Graben«, wo die Glonn entsprang. Dort gab's im Winter Schneerutsch und Gestäub, im Frühjahr Steinrutsch und Gepolter, im Sommer, wenn das Bett der Glonn vertrocknet war, viel plattige Steine, viel glattgeschliffenes, glattgewaschenes Trümmerzeug. Von dorther musste er sein Material herunter transportieren. Die obere Strecke konnte nicht befahren werden: Da musste er die wüsten Kerle auf den Buckel laden und Kerl für Kerl hinunterschleppen zum Sammellager auf dem halben Weg. Von da aus ging es mit dem Karren zum Hauptdepot am Gartentor, ein Sprungtanz, bremsend hinterm vollen Karren her wie hinter einem wild gewordenen Gaul. Dann kippte er am Gartentor den Karren und sonderte die Steine. Dann schlug er sie mit einem langen Hammer zu. Beim Graben und Verpassen half Lea selber mit, das war nur noch ein Spaß. Sie jätete und hob die Nischen aus, er schleppte bei und setzte ein, sie schüttete Erde nach und trampelte die Fugen glatt. So ging's dahin, rechts Phlox und Kirchenlilien und Paeonia-rubra-Daniela-Oldenkott, links Tränende Herzen und Japanische Silberkerzen, rechts Dahlie-Mevrouw-Wurfbein und Delphinium-Kaethe-Mohr, links Schleierkraut, bulgarische Wolfsmilch, Steinbrech, Sonnenhut und Mohn.

Am Abend saß er in der Küche, bei Nana und dem Krallenpeter, dem eingesessenen kinderlosen Gesindeehepaar des Hersehofs. Noch war er Knecht, noch war der Bund und die Verzauberung geheim. Doch das war nur ein schlechter Witz mit den zwei alten Leuten, sie hatten längst gemerkt, was los war. Schon seit dem zweiten Abend wussten sie, dass er ein städtischer Herr auf Reisen war und dass er nur zum Sport den Dienst als Sommerknecht versah. Und wenige Tage später wussten sie, dass seine Bettstatt in der kleinen Rumpelkammer auf der Tenne

nicht seine einzige Bettstatt war im Hersehof. Die alten Leute hatten feine Ohren und einen sachten Schlaf. Von ihrer Stube unterm Dach aus konnten sie sehr deutlich unterscheiden, was für Geräusche durch das nächtliche Gebäude geisterten: Geklirr vom Stall, Geknabber von den Mäusen, woher der Wind kam, wo ein kaputter Fensterbalken schlug, und wenn die Tür der Tennenkammer ging und kurz darauf die Tür zum Zimmer ihrer jungen Herrin. Jedoch sie sprachen nicht davon und ließen sich's nicht merken. »Gut Nacht«, sagten sie um neun Uhr, wenn Benno Terek nach der Abendzeitung griff. »Gute Ruh«, sagte Benno Terek und nickte ihnen freundlich zu. Er wollte sich noch zehn Minuten an den letzten technischen Katastrophen und an den letzten Selbstmordepidemien ergötzen, dann schwang auch er sich in die Klappe. Schlaf gut, Herr Peter, träume süß, Frau Nana, gute Ruh.

Kurz danach hörte er im ersten Stock des Hauses jemand in die Badestube huschen. Er hörte, wie die Dusche rauschte. Dann kam ein leiser Singsang beim Frottieren. Dann war es wieder still. Er wartete noch zehn Minuten, eh er zur Tenne stieg, in seine Rumpelkammer. Dort kleidete er sich aus und wusch sich, dann schlich er seinen Weg.

Zuerst die Tennentür, die knarrte fürchterlich, er durfte nicht vergessen, sie morgen heimlich einzuölen. Dann kam der Gang, durchs vordere Verandafenster drang das schummerige Licht des Glonner Monds, vom Stall her kam das leise Schaben einer Kuh, die aufgewacht war und den Hals am Balken rieb. Die letzte Tür zur Linken war's, ganz leise ging sie auf, ganz leise ging sie zu. Ein wunderbarer Duft von altem Holz und frischem Leinen war das Erste. Zu sehn war nichts, die kleinen Fenster waren dicht verhängt, die Augen mussten sich zuerst gewöhnen, bevor sie Sicht bekamen.

Links stand ein schwarzer Schrank, starr stand er an der Wand. Daneben stand ein kleiner Ledersessel, darüber hing ein Kleid, ein weißes Hemd und eine weiße Hose, zwei Strümpfe und die Strapsen. Rechts, zwischen den zwei Fenstern, stand ein kleiner

Mahagonitisch, darauf zwei hölzerne Kerzenleuchter und einige silberne und kristallne Sächelchen. Darüber goldgerahmt ein runder Spiegel, bayerisches Barock. Das war das ganze Mobiliar. Und gegenüber von der Tür das Bett, flach, niedrig, still, kein Atmen drin, gebannt, verwunschen.

Als die Steinwege fertig waren, spendierte Lea zwei Flaschen Sekt. Auch Nana bekam ein Glas, auch der Krallenpeter bekam ein Glas. Zu viert standen die Herseleute zwischen den Stauden und tranken Sekt am hellen Tag. Es war eine Art Verlobung.

Der Krallenpeter hielt die Rede: »Also«, sagte er, rülpste das Schweinerne vom Mittagessen von sich und roch an dem perlenden Teufelstrank, »indem dass ich ein ausgefranster alter Loder bin mit eingewachsenen Zehennägeln, und indem dass meine Nana ein zahnlucketes altes Weib ist und immer dürrer wird von Tag zu Tag, und so verstehn wir zwei nichts mehr vom jungen Menschengeschlecht. Und indem dass die Tennentür nun endlich mal geschmiert werden muss, und indem dass sie nämlich arg schiach knarrt in der Nacht, und so müssen wir jetzt aufs Wohl vom jungen Menschengeschlecht dieses Springerlzeug saufen. Wir leben hoch, hoch, hoch!«

Nana rief entsetzt: »Der is frech!«, und trank los. Aber als sie den Mund vollgeschüttet hatte, verdrehte sie die Augen und sperrte den Schluckapparat ab und spie den Sekt wieder aus.

»Alte Geißen sind heikel«, sagte ihr Gatte zu ihrer Entschuldigung und trank mutig sein Glas leer. Ihm schmeckte es ausgezeichnet. Lea kredenzte ihm noch ein zweites Glas, das war für die Gicht in den Händen, und noch ein drittes Glas, das war für den Reißmatthias im Rücken, dann war die erste Flasche leer.

Die zweite Flasche trank das junge Menschengeschlecht allein, auf der Mooswiese, unterm Christus. Der stand noch immer auf seinem Platz, gut überwintert trotz des abgeworfenen

Regendachs. Zum ersten Mal seit ihrem Picknick mit Terese Nüll und Quirin Linsinger saß Lea wieder zu den Füßen des gemarterten Gottes.

Benno Terek hörte nur mit halbem Ohr auf ihre Erzählung von Terese Nüll und Quirin Linsinger. Es interessierte ihn nicht, dass diese beiden Menschen sich verlobt hatten. Es interessierte ihn auch nicht, dass Terese Nüll täglich zwei Briefe an ihren forschen Bräutigam schrieb. Nicht einmal das interessierte ihn, dass der Fuchszüchter und Schispringer einstmals Leas Verlobter gewesen war … Hoch sprang Egon und schrie: »Was, Du hast mich betrogen, nicht ich habe Dich zuerst befleckt?« Mit niedergeschlagenen Kalbsaugen schüttelte Marion die Dauerwellen. »Dann bitte«, sagte Egon gelassen, »gestatten Sie, dass ich Gas gebe, ich muss die heiße Stirn im Hundertzwanzigkilometertempo kühlen, darüber kommt kein Sportsmann weg!«, und gab Gas … Nein, er spürte keine Eifersucht auf den Herrn, der sich, als Lea hier zuletzt gesessen war, geweigert hatte, das morsche Kruzifix zu stürzen. Es ging um andere Dinge zwischen ihm und ihr.

»Umgeworfen ist's leicht«, sagte er, als sie den Bericht von ihrem letzten Picknick unterm Christus beendet hatte. Er trat prüfend an das Kreuz, umspannte es und hebelte es hin und her. Dann vergewisserte er sich, dass es nicht auf Lea und die Sektgläser stürzen konnte, und sprang's mit einem mächtigen Satz an. Beim vierten Anprall krachte es um, bergwärts, und lag im Moos. Der Stumpf blieb stehen, drei Handbreit überm Boden, verwurmt und faul.

»Umgeworfen ist's leicht«, sagte er und setzte sich wieder neben sie, »aber was dann?«

Sie hatte ihm zugeschaut, ohne sich zu rühren. Umgeworfen war's schnell, aber was dann? Was hieß das? Was quälte ihn seit ein paar Tagen? Mit melancholischen Augen sah er an ihr vorbei ins Tal hinunter und glich in seinem hellen Sieben-Millimeter-Bart selbst einem Christus. Was war? Seit einer Woche erhielt er Post, war schlechte Post für ihn gekommen? Aber sie wusste ganz genau, was mit der Post für ihn gekommen war.

Die beiden Briefe seiner Mutter hatte er ihr gezeigt: Vorwürfe, Segenswünsche, Mahnungen zur schnellen Heimfahrt, Ansporn zum baldigen Geldverdienen, wie eben Mütterbriefe waren. Die tausend Mark Erbteilvorschuss, die er gefordert hatte, waren eingelaufen: Sie hatte selbst die Postanweisung quittiert, da er noch immer keinen Pass und kein Papier besaß. Und dann der »Grüne Tümpel« von Rousseau! Seine verheiratete Schwester, bei der das Bild in Verwahrung gewesen war, hatte es ihm mit einem kurzen, bissigen Brief geschickt. Vorgestern Abend, als sie in ihre Schlafstube getreten war, war statt des kleinen bayerischen Barockspiegels der »Grüne Tümpel« überm Toilettentisch gehangen. Dort hing es jetzt in Ewigkeit, das wunderbare klare Ding, mit kleinen Nägeln ungerahmt an die gekalkte Wand gepickt, mit solcher Lust ihr dargebracht, dass sie es ohne viele Worte hatte nehmen müssen. Sonst war noch keine Post für ihn gekommen, was also drückte ihn? Was war? Seltsam sind Männer, dachte sie und musterte aufmerksam sein verbranntes Gesicht und seinen athletischen Körper. Unruhig sind Männer, unruhig. Halten's nicht lang aus im Garten Eden, verwurzeln nicht, verwurzeln nicht. Ein Weib verwurzelte leichter als ein Mann im Boden dieser Erde. Ein Weib, wenn es geschwängert war, war ruhig und trug die Frucht des Lebens in seinem Leib mit sich. Ein Mann, kaum dass er in der Sonne lag, sprang auf und rief: »Was dann?« Und grad so musste es sein, sonst war's kein Mann …

»Wollen wir heiraten?«, frug er nach einer kleinen Weile.

»Tja?», frug sie zurück. »Wollen wir?«

»Es muss ja nicht in der Kirche sein?«

»Nein, sicher nicht.«

»Es muss auch nicht auf dem Standesamt sein.«

»Nein.«

»Aber wie heiratet man dann?«

Sie lachte.

»Eigentlich sind wir schon verheiratet?«

»Nein«, sagte sie, »das glaube ich nicht.«

»Nicht? Sind wir's noch nicht?«

»Nein, bis jetzt noch nicht.«

»Was fehlt uns? Ein väterlicher Segen? Irgendein Segen?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Irgendetwas.«

»Ein Kind?«

»Ein Kind bekommen wir«, sagte sie ruhig.

Er schaute sie fragend an.

»Ja, ich glaube bestimmt, dass ich ein Kind bekomme.«

»Tatsächlich?«

»Ja, ziemlich sicher.«

»Das finde ich wunderbar«, brummte er leis vor sich hin.

»Ich auch«, erwiderte sie und wurde plötzlich über und über rot. Zwei Minuten lang hatte sie die Farbe ihrer sibirischen Purpurmalven, dann war's wieder vorbei. »Aber deswegen müssen wir nicht heiraten, mein Lieber«, sagte sie in kühlem Ton und goss sich ein Viertelglas Sekt ein.

Die Flasche war noch fast voll, schade drum, ausgeperlt und schal geworden war der kostbare Trunk in dem durchsonnten Moos. »Ganz warm!« Sie spie den Sekt wieder aus, packte die Flasche am Hals und schleuderte sie im Wirbelbogen den Hang hinunter. Am Gatter fiel sie nieder und floss aus.

»Die Eidechsen und die Regenwürmer werden betrunken werden, wenn sie dieses Zeug schlecken.« Sie legte sich ins Moos zurück, auf beide Schulterblätter. »Nein, Kinderkriegen und Heiraten ist zweierlei. Deswegen müssen wir nicht heiraten. Sieh meine Mutter an! Sieh mich an! Es geht auch ohne Mann und ohne Papa. Vielleicht bin ich erblich belastet mit Unehelichkeit?«

»Unsinn«, sagte er rau.

»Wer weiß?«

»Du bist nicht Deine Mutter und ich bin nicht Professor Pasternak. Ich wollte wir wären es.«

»Warum denn? Wir sind wir.«

»Oder wir wären Stefan Hadrawa vom Bratschenkees und die Sanni Gundisch von Bruck-Fusch.«

»Nein, auch die wollen wir nicht sein, durchaus nicht, wir sind wir.«

»Leider. Ein wenig dümmer wäre aber entschieden besser für uns und unsere Generation.«

»Kann ich nicht finden.«

»Jedenfalls würden wir dann nicht länger übers Heiraten quatschen und uns quälen.«

»Quälen wir uns denn?«

»Ja«, sagte er bestimmt.

»Das ist mir neu«, sagte sie eingeschüchtert.

»Du sagst ja selbst, dass uns irgendetwas zur Heirat fehlt. Du nennst es irgendetwas, irgendeinen Segen – ich weiß was es ist. Ich weiß ganz genau, was uns fehlt.«

»Was denn?«

»Es liegt an mir, nicht an Dir.«

Sie schwieg.

Er rutschte neben sie und ließ sich dicht an ihrer Seite nieder, eine Schwertesbreite von ihr getrennt, auch er auf beiden Schulterblättern ruhend, auch er den Blick den ziehenden Juliwolken zugewandt.

»Was hast Du denn?«, frug sie nach einer kleinen Weile.

»Ein Mann, wenn er heiratet, muss ein Ziel haben auf der Welt, ein Ziel und einen Beruf, der seinem Ziel dient. Auch wenn er nicht heiratet, sollte er ein Ziel haben auf der Welt. Aber wenn er heiratet, muss er ganz unbedingt ein Ziel und einen Beruf haben auf der Welt.«

»Du kannst ja Staudenzüchter werden, wie wir's gestern Nacht besprochen haben? Ist das kein Beruf mit einem Ziel?«

»Nein, nicht für mich. Das ist Dein Beruf. Wenn wir's so machen, wie wir's gestern Nacht besprochen haben, dann gibt's eine Einheirat, wie's in den Zeitungsannoncen heißt. Dann heiratest Du mich, dann bist Du der Mann, der etwas gründet, und ich das Weib, das sich nehmen lässt.«

»Unsinn!«

»Durchaus nicht Unsinn. Du weißt selbst, dass es so ist. Das

hat mit unserer Liebe nicht das Geringste zu tun, Liebe und Heirat ist zweierlei: Ist's nicht so?«

Sie schwieg.

»Außerdem kann ich ein Leben, wie wir es gestern Nacht besprochen haben, gar nicht durchführen. Ich kann nicht mein Leben lang in der Glonn bleiben. Ich kann nicht Wurzel fassen hier. Ich kann Wurzel fassen bei Dir, in Dir, in Dir, aber nicht in Deinem Grund und Boden.«

»Nein?«, sagte sie zaghaft.

»Nein«, sagte er mit Entschiedenheit.

»Warum nicht?«

»Es ist nicht mein Beruf.«

»Was ist Dein Beruf?«

»Der Beruf aller meiner Zeitgenossen.«

»Was denn?«

»Geldverdienen.«

»O weh!«

»Es gibt keinen andern Beruf für Männer mehr. Es gibt noch ein paar Einödsbauern, ein paar Ärzte und Dichter und Polospieler von Beruf, aber das sind die lumpigen Ausnahmen, das zählt nicht. Die Männer sind Geldverdiener und basta.«

»Geldverdienen ist kein Beruf.«

»Nein, es ist eine Sauerei, das ist es ja.«

»Dann gibt es überhaupt keinen gültigen Männerberuf mehr?«

»Nein, ich glaube nicht. Ich glaube, es ist vorbei damit.«

Sie drehte sich ihm zu und lachte. »Du! Du bist ja völlig verdreht heute! Ist's die Strafe des Himmels, weil Du den Christus umgeschmissen hast?«

»Kann sein«, sagte er ernst. »Ich hab mir die Sache vielleicht etwas zu leicht vorgestellt.«

»Welche Sache?«

»Die ganze Sache. Die Sache des Mannes. Ein Weib kann sich verwurzeln in ihrem Staudengarten und kann Kinder kriegen aus ihrem Bauch heraus. Ein Mann muss außer seinem Weib ein Ziel haben, einen Beruf, sonst ist er kein Mann.«

»Gut, dann ziehn wir zusammen in die Stadt, wenn Du hier keinen Beruf finden kannst. Was ist dabei?«

»Allerlei ist dabei. Erstens hab ich in der Stadt auch keinen anderen Beruf wie Geldverdienen und das ist kein Beruf. Zweitens will ich Dich, wenn ich Dich heirate, zur Frau eines Mannes machen, nicht zu einer entwurzelten Geldverdienersgattin in einer Etagenwohnung mit Sicherheitsschloss.«

»Du bist ja ekelhaft heute«, rief sie und versuchte zu lachen. »Muss denn immer ein Ziel sein auf der Welt? Genügt das Leben nicht?«

»Nein, es genügt nicht, ein Mann braucht ein Ziel«, sagte er verbohrt. »Sonst ist sein Leben nicht erfüllt, sonst ist ein leerer Raum um ihn, sonst kann er sein Weib nicht umhüllen, sonst ist er ein Bubi oder ein Geldverdiener, aber kein Mann. Zuerst hielt ich Physik und Industrie für einen Männerberuf, dann hielt ich Handgranatenwerfen und Politik für einen Beruf, dann ging ich auf Wanderschaft und hielt es für meinen Beruf, mich abseits zu stellen und zu lachen: Das alles waren keine Berufe. Das war Geldverdienerei oder Narrengelächter oder hohle Machtwut ohne Ziel, nichts weiter. Jetzt hab ich den Christus umgeworfen, dort liegt er – was ist damit geschaffen? Er wäre mit der Zeit von selber umgefallen. Umwerfen, was von selber umfällt, ist das ein Beruf?«

»Stell ihn wieder auf«, rief sie in bösem Ton. »Stell ihn wieder auf und fall auf die Knie vor ihm und bitt um Verzeihung.«

»Nein, er soll liegenbleiben, es ist zu Ende mit seinen Worten. Wir lechzen nach neuen Worten. Er hat uns gelehrt, mit dem einen Auge ins Jenseits zu schielen, bis wir einäugig geworden sind für unsern Erdenwandel. Er hat uns gelehrt, mit dem einen Fuß so lange über der Erde zu schweben, bis wir einbeinig geworden sind für unsern Erdenwandel. Er hat uns gelehrt, nur die eine Herzkammer, die Herzkammer der Nächstenliebe schlagen zu lassen, bis unsre andre Herzkammer zusammengeschrumpft ist, die Herzkammer der Selbstherrlichkeit. Jetzt zünden wir uns viele grelle Lichter an gegen unsere Einäugigkeit und erfinden

uns viele Maschinen gegen unsere Einbeinigkeit und treiben viel Sport und Seelenquatsch gegen unsere Einherzigkeit – jetzt ist es zu spät. Jetzt wächst sich nur zu einem Monstrum aus die eine Hälfte unsres Erdenwandels und die verlorene Hälfte, unsre selbstherrliche Wirklichkeit, schrumpft immer weiter ein und schrumpft und schrumpft. Nein, er soll liegenbleiben, seine Worte sind zu Ende gesprochen, zu Ende gedeutet, zu Ende umgedeutet, Schluss damit! Aber ihn umzuwerfen, kurz eh er von selber fällt und verschwindet, ist das ein Beruf? Geldverdienerei, leere Machtgier, Narrengelächter, Umwerfen, was von selber fällt – ich danke schön! Ich brauch ein anderes Ziel, um ein Mann zu sein!«

»Du, mit Deinem Ziel! Du bist genau wie Christus! Ein richtiger Christus bist Du! Denkst immer nur an die ganze Menschheit! Ein Christus, ein erlösungsgieriger Christus!« Sie lachte ein böses Lachen.

»Woran soll ich sonst denken, wenn nicht an die Menschheit, bei meinem Ziel? Vielleicht an die Tierheit? An die Affenheit?«

»An überhaupt keine Heit! Das ist es ja, Du Christus! Es gibt nur Tiere und Menschen, Tierheit und Menschheit gibt's ja nur in Euren blöden Schädeln.« Sie war in hellem Zorn.

»Hier liegt der Unterschied zwischen Mann und Weib«, sagte er ruhig, »hier liegt's, im Heit, hier liegt der Unterschied zwischen Deinem wirklichen Bauch und meinem unwirklichen Beruf.«

»Pfui, wie hässlich«, rief sie wütend.

»Hässliche Worte, Männerworte.«

Sie sprang auf. »Ich will nichts mehr hören! Du schiebst eine schwarze Wolke vor die Sonne mit Deinen blöden Männerworten.«

»Auch ein Beruf«, sagte er heiser. »Auch ein Beruf, eine schwarze Wolke vor Eure blöde Weibersonne zu schieben.« Er stand auf und ging ein paar Schritte bergwärts.

»Christuslein«, rief sie ihm nach. »Tucki tucki tucki tucki, komm wieder her, mein kleines Menschheitsküken … «

Er lief weiter, ohne sich zu wenden. Am Waldrand war eine tiefe Mulde im Moos, dort verschwand er. Er legte sich in die moosige Mulde, als wollte er sich verkriechen.

Sie äffte ihn eine Zeit lang mit Tucki-tucki-tucki und den andern Stallrufen des Hersehofs. Dann ging sie, als er kein Zeichen gab, zu ihm in die Mulde. Er lag auf dem Rücken, mit geschlossenen Augen, und rührte sich nicht. Sie kniete neben ihm nieder, riss Moos und moosige Erde aus und legte ihm das feuchte Moderzeug aufs Gesicht.

Er ließ sich das ganze Gesicht von ihr bedecken, ohne sich zu rühren.

»Tot«, sagte sie. »Gekreuzigt, gestorben, begraben, niedergefahren zur Hölle.« Über und über bedeckte sie ihn mit Moos und Erde.

Er rührte sich nicht.

»Am dritten Tag wieder auferstanden von den Toten«, rief sie und schob schnell den Humus von seinem Gesicht.

Er lag mit geschlossenen Augen wie zuvor, beschmutzt das Gesicht, regungslos.

Sie blieb neben ihm knien und schaute auf ihn. War's von dem feuchten Moos, der kleine Wassertropfen zwischen Augenlid und Nase? War's eine wirkliche Träne?

»Nochmal«, rief sie beherzt und bedeckte nochmal sein Gesicht mit der schweren Grabesschicht aus Moos und Erde. »Eingesenkt im heidnischen Boden der Glonn, verwurzelt zwischen den Steinen und Würmern, getränkt vom Regen, gehegt von der bekannten Staudenzüchterin und Geldverdienerin Lea Lauskamm zu Affenschmalz auf Käsebrot, überwintert im tiefen Schnee bis zur Lichtmess, hochgesprossen im April, herrlich in Blüte geschossen im Juli –« Sie schob schnell sein Gesicht frei.

Er lächelte und schlug die Augen auf, schlang die Arme um sie und zog sie über sich.

Sie flüsterte: »Vorsicht, man kann uns sehen, man sieht uns vom Tal aus.«

Er flüsterte: »Nein, niemand kann uns sehn, wir sind doch in der Mulde.«

Der Grummetschnitt begann. Benno Tereks Papiere kamen. Sie fuhren in der Hersekutsche ins Dorf, zum Gemeindehaus, um ihr Aufgebot aushängen zu lassen. Ende August heirateten sie. Der Krallenpeter und die Nana waren die Brautzeugen, der Bürgermeister des Dorfes vollzog die Trauung.

Es ging schnell und schmerzlos. Das Fass Freibier, das an diesem Tag für die Herseleute und für die Nachbarn vom Krallen und vom Sennen ausgegeben wurde, war gleichzeitig zur Erntefeier bestimmt. Das Grummet war eingebracht, die Tenne war voll, die Sommerarbeit war getan.

Am andern Tag kam Quirin Linsinger auf seinem Motorrad angebraust, natürlich hatte er irgendwo die neueste Hersehofsensation aufgegabelt. Er brachte eine Kristallvase mit Chrysanthemen, seine und Terese Nülls herzlichste Glückwünsche, dazu die freundliche Aufforderung, den Linsingerschen Tennisplatz zu benutzen, sooft wie möglich. Nachdem er Benno Terek von allen Seiten beguckt hatte, knatterte er wieder ab.

Ein paar Tage später kamen ein paar kühle Glückwunschtelegramme von Leas Hamburger Verwandten. Terese Nüll, die ihre Brautzeit in Hamburg verbibberte, hatte den Klatsch besorgt. Es kamen noch ein paar eiskalte Vettern- und Cousinenbriefe, es kam noch eine grauenhafte silbergeschwungene Obstschale vom Onkel Oldenkott und eine teuflische selbstentworfene Kaffeetischdecke von einer unverheirateten Tante Gezelle, es kam noch vom Bürgermeister die Rechnung für die standesamtliche Trauung und von der Steuergemeinde die Invalidenmarkenquittung für den eingeheirateten Sommerknecht, dann war's vorüber.

Es herbstelte in der Glonn. Die Holzarbeit begann. Viel Bo-

dennebel stieg am Morgen und am Abend. Die Kühe und die Kälber kamen auf die Weide und läuteten den Winter ein. Es roch nach kaltem Tau auf frierendem Grün und nach dem Rauch von langsam glimmendem Holz, nach Fallobst, Rübenzeug und heldischem Tod. Die späten Astern und der späte Phlox, die sonnengelben Herbstlinge und die japanischen Anemonen erglühten in der letzten Inbrunst. Die lichten Sommerstauden fielen ab und zogen ihre Schäfte ein zum Winterschlaf, zurück zur Erde, ins braune und ins schwarze Wurzelwerk zurück.

Während der letzten Septembertage, die für den Besuch des berühmten Flachlandzüchters bestimmt waren, fuhr Benno Terek in die Stadt, nach München. Er wollte ein paar Einkäufe machen, die tausend Mark Erbteilvorschuss seiner Mutter in Ware umsetzen, sich ein wenig ausstaffieren, ein wenig Geld verpulvern. Vor allem wollte er Lea während dieser drei Tage mit ihrem zukünftigen Kompagnon allein lassen, er sah die große Staudenkonferenz nicht als seine Sache an. Am Mittag wurde der Züchter erwartet, am Morgen fuhr er. Der Krallenpeter lieh ihm einen schwarzen lodenen Umhang und brachte ihn mit der dicken Stute zum Bahnsteig.

Lea hatte gerade die Kälber auf die Weide getrieben, als er losfuhr. Sie stand in ihrer blauen Leinenhose ein wenig verfroren zwischen dem läutenden Vieh. Sie warf die Gerte aus der Hand und schwang zum Winken beide Arme hoch.

Es war noch alles da. Der Beamte am Schalter und der Beamte an der Sperre, der Zeitungsmann und der Zigarettenmann, der schlechte Atem der Lokomotive und der verblichene Samt in der zweiten Klasse.

Auf dem Platz gegenüber saß eine hübsche junge Dame mit einem fünfjährigen Mädchen. Die Dame trug eine Schlupfhose in einem Giftgrün, wie er's bisher nur bei billigen Lutschbonbons

gesehen hatte. Das Kind war gekleidet und frisiert wie die Mama. Es starrte mit großen Augen auf ihn und schätzte seinen Anzug ab.

Er trug noch immer das Zeug, das er bei seiner Entlassung aus der chirurgischen Klinik von Innsbruck mitbekommen hatte, die gelbe Khakihose und den grauen Sweater. Nachdem er seinen Zeitungspack durchgeblättert hatte, ohne erkundet zu haben, ob die Menschheit noch lebte oder schon verendet war, kam er mit seinem Gegenüber ins Gespräch.

»Warum sind Sie nich rasiert«, frug das Kind.

»Hab kein Geld für einen Rasierapparat«, erwiderte er lachend.

»Warum haben Sie kein Geld?«

Die Mutter lächelte, stolz.

»Man hat mir's gestohlen«, sagte Benno Terek.

»Aber doch nicht alles Geld?« Die fünfjährige Dame runzelte misstrauisch die Stirn.

»Doch, alles.« Er sah nachdenklich in das nackte tote Kindergesicht. »Alles.«

»Nicht wahr!«, rief sie. »Sie lügen ja.«

»Tatsächlich, alles Geld gestohlen. Und noch viel mehr als Geld, überhaupt alles.«

»Sie öden mich ja an«, sagte die Kleine und wippte gelangweilt mit den Beinen.

»Sei nicht ungezogen, Mausi«, sagte die Mutter.

»Wenn er mich doch anödet!« Sie blickte misstrauisch auf seine braunen und verarbeiteten Hände. »Der Kerl!«

»Mausi!«

»Tatsächlich, Mausi«, sagte er lachend, »wirklich. Alles weg! Es waren eine ganze Masse Diebe, die an mir herumgestohlen haben.«

»Wie viel?«

»Milliarden! Milliarden Diebe!«

»Ach Sie!« Sie begann zu kichern. »Sie sind komisch.«

»Glaub mir's, Mausi«, sagte er melancholisch, »es war eine

ganze Welt voll Diebesgesindel, Du warst auch dabei, Du bist ja auch so'n Dieb.«

»Sie spinnen ja«, sagte Mausi.

Die Mutter zog abweisend den Rocksaum über ihr Lutschbonbongrün.

»Wie heißt Du denn«, frug Benno Terek in freundlichem Ton, um seine sinnlose Attacke auf das kleine Nichts von der jüngsten Generation wieder gutzumachen.

»Sag ich nicht! Neugierde heiß ich!«

Die Mutter verkniff ihr Lachen und sagte: »Du bist unartig, Gesa.«

»Na haben Sie jetzt gehört, wie ich heiße«, frug das Kind.

»Ich will's gar nicht wissen«, sagte er böse, »Du verdienst gar keinen Namen.«

Er brach das Gespräch ab und nahm wieder seine Zeitung auf. Die beiden giftgrünen Schlupfhöschen aßen Pralinés und Weintrauben. In der Zeitung wurde ein großer Kampf zwischen Kapitalissimus und Pöbel ausgefochten und beschwörend hoben zwischen den Parteien die Vermittler der Mitte ihre ringgeschmückten Patschhände gen Himmel. Es war noch alles da. Er tat wie alle Welt, er blätterte um und wandte sich dem Sportteil zu.

Und das Teuflische war, dass er eine Art Heimatgefühl verspürte, als er dann wieder auf Asphalt stand. Zum ersten Mal seit einem Jahr stand er wieder auf Asphalt, Autos hupten, elektrische Wagen klingelten, Kirchenglocken läuteten, Sensationen wurden ausgerufen, Hüften wippten, männliche und weibliche, tausend bekannte Plakate und Gesichter begrüßten ihn, es war ein verblasenes Gefühl, doch es war ein Heimatgefühl. Als wackerer Soldat und mancherorts hatte er für die Würde seines Lebens gestritten, auf dem Strom, im Nebel, im Schnee, im Spital, auf der Landstraße, in der Glonn, in der Glonn, in der Glonn, mit aller Kraft seiner Seele hatte er sein Manntum verteidigt gegen die städterne Stadt, wo sich die letzten Seufzer des gemarterten Gottes mit dem Geklirr und Stampfen der Maschinen zu

einer schauerlichen Grabmusik vermischten, jetzt musste er sich sagen wie alle Welt: Hier war seine Heimat, in der städternen Stadt. Der verlorene Sohn war aus der Wildnis heimgekehrt, um die Säue seines Vaters zu hüten.

Zuerst ging's zum Friseur, zum Haarschnitt. Er geriet in einen erstklassigen Salon. Ein reizender Jüngling geleitete ihn in ein lila Liebesgemach, schmeichelte ihn in einen hygienischen Operationsstuhl, bog ihm zart den Nacken in Abrahams Schoß zurück und nahm von seinem Kopf Besitz.

»Lange nicht geschnitten, der Herr?«

»War auf Hochtouren, immer hoch oben …«

»Ah … «

Es war alles entschuldigt, Khaki, Sweater, Haarschnitt.

»Shampoon?«

»Jawohl.«

»Lavendel, Portugal, Chinin?«

»Alles.«

»Kopfhautmassage?«

»Bitte.«

»Vibrationsmassage im Gesicht?«

»Ja, glauben Sie?«

»Machen jetzt alle unsere Herren.«

»Also bitte.«

»Wollen wir nicht zuvor unsern kleinen Bart abnehmen?«

»Was? Nein! Um Gottes willen nicht!«

»Der Bart macht doch so alt.«

»Ich habe keine Alterskomplexe.«

»Ich verstehe … «

Die Vibrationsmassage begann.

»Ein Christusbart, ich verstehe.«

Der Apparat surrte ein süßes Surren.

»Sehr apart, sehr originell.«

Der Apparat surrte und der Herrscher des Apparats blickte seinem Opfer im Spiegel in die Augen.

»Ganz richtig, mal was anders … «

»Nehmen Sie ihn ab, den Bart«, sagte der Angeklagte mit heiserer Stimme und schloss die Augen unter den sanften Händen seines höchsten Richters.

Als er sich dann aus dem elektrischen Stuhl der Zeit erhob, sah er lange in den Spiegel und beguckte aufmerksam sein neues nacktes Spiegelgesicht.

Das Spiegelgesicht sagte: »Die Füchse haben Gruben und die Vögel unterm Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.«

Er zahlte und gab ein Trinkgeld und torkelte auf die Straße. Er fuhr zu dem orthopädischen Schuster, den Quirin Linsinger ihm empfohlen hatte. Er fand ein Paar braune Halbschuhe, in die seine Tiroler Einlagen passten. Er konnte sie sofort anbehalten. Er ließ sich noch ein paar schwarze Stiefel anmessen, die sollten in einer Woche mit seinem alten Tiroler Schuhwerk zusammen an seine Glonner Adresse gesandt werden.

Er fuhr in das Schneidergeschäft, wo er sich vor drei Jahren, bei einer Elektriker-Tagung, einen tadellosen Smoking hatte bauen lassen. Er wurde wie ein guter alter Freund begrüßt. Er fand einen englischen Sportanzug, der ihm so gut passte, dass der Chef sein ganzes Personal zusammentrommelte, um ihn bewundern zu lassen. Dazu schottische Strümpfe, Übergangsmantel, graue Mütze. Es passte alles zusammen wie bei Lord Affenschwanz. Sein altes Zeug und den Umhang vom Krallenpeter ließ er an seine Glonner Adresse senden. Auf Wiedersehn, Lord Affenschwanz.

Zwei Wäschegarnituren für »Best«, zwei Wäschegarnituren für Feld und Wald und Wiese. Ein kleiner Handkoffer, Rasierzeug, Toilettenzeug. Ein verspäteter Lunch, eine Flasche Chablis, Mokka, Zigaretten. Eine Telegrammzeitung, dazu Whisky-Soda. Als sein Erbteilvorschuss bis auf zweihundert Mark verpulvert war, war er komplett und konnte leicht angetrunken den Bummel über den Bummel antreten.

Alles war in Ordnung. Die Welt war ganz in Ordnung. Dreimal bummelte er über den Bummel, dann ging er zum Tele-

grafenamt und drahtete an Frau Lea Terek, Glonn: »die füchse haben bauten stop die vögel unterm himmel haben nester stop aber des menschen sohn hat nicht da er sein haupt hinlege stop lord christus bartlos und leicht angetrunken«.

Der Beamte las das Formular mehrere Male durch, dann sagte er: »Unterschrift fehlt!«

»Können Sie nicht lesen«, fuhr Benno Terek ihn an, »meine ganzen Personalien stehn ja unter dem Telegramm.«

Der Beamte las noch einmal, dann sagte er: »Hiesige Adresse fehlt!«

»Sind Sie Analphabet, Herr?« Er beherrschte den städternen Ton bereits wieder tadellos. »Das telegrafiere ich ja gerade, dass ich momentan keine Adresse habe.«

Der Beamte las mit verdickter Stirnwand zum dritten Mal, dann schob er das Formular zurück und sagte: »Gotteslästerungen und Beleidigungen dürfen wir nicht weitergeben.«

»Ach du mein Gott!« Er verzog den linken Mundwinkel zu einem sanften Lächeln. »Keine Gotteslästerung, mein Freund, keine Beleidigung, es ist eine Chiffre, wenn Sie vielleicht wissen, was das ist.«

Der Beamte kassierte das Geld ein, warf das Telegramm zu den anderen Telegrammen und entließ ihn mit einem giftigen Blick. Es war noch alles da.

Er ging in das Hotel, wo er während der Elektriker-Tagung gewohnt hatte, und ließ sich ein Zimmer mit Bad geben. Der greise Portier trug mit frommer Schrift seinen Namen in die Gesetzesrolle ein, die Liftjungen sprangen wie die Cherubim um ihn herum, und eine goldige Zofe richtete das Bad und ihre süßen Proletarierbrüste unterm Weiß der kapitalistischen Uniform verkündeten: »Was Du gern willst, das man Dir tu, das füg auch möglichst vielen andern zu.« Es war noch alles da.

Lea stand in ihrem roten Teekleid am Gatter und wartete auf Professor Gfäller. Sie war ein wenig eingeschüchtert durch den Eilbrief, den der Postbote ihr auf die Weide gebracht hatte, kurz nach Benno Tereks Abfahrt. Professor Gfäller schrieb, sie sollte nicht, wie brieflich verabredet worden war, die Herse-Kutsche zum Nachmittagszug an die Bahnstation schicken. Er wäre gestern mit dem Flugzeug von Berlin nach München gekommen, heute wollte er sich zur Fahrt in die Glonn ein Münchner Auto mieten, sie sollte ihn gegen Mittag im Hersehof erwarten.

Nach seinen früheren Briefen hatte sie sich unter ihrem künftigen Kompagnon einen sanften erdigen Wurzelgreis vorgestellt, bei dem sie außer der Geschäftsverbindung vielleicht auch einen kleinen Schutz gegen die anwachsende Bedrängnis ihres Herzens finden könnte. Die schwarze Wolke, die sie über Benno Terek hängen fühlte, nahm ihr den freien Atem. Wie schön wäre es gewesen, jetzt einen starken Vater zu finden, oder einen weisen Großpapa, der über dieser schwarzen Männerwolke stünde und irgendeine Hilfe bringen, irgendeinen Segen spenden könnte, damit sie wieder freier atmen könnte, sie und mit ihr der verwandelte Geliebte. Professor Gfäller hatte ihr reizende Briefe geschrieben, sie wusste, dass er über siebzig war und weit gereist, einst Wissenschaftler und Botaniker, jetzt nur noch Züchter, Gärtner, Wurzelgräber, und schon seit Kindheit kannte sie aus seinen Katalogen die Pflanzen, die er zog, und die entzückenden Namen, die er ihnen gab. Ihre Hoffnung, einen väterlichen Halt in ihm zu finden, war in den letzten Wochen fast zu einer fixen Idee angewachsen. Jetzt las sie plötzlich in dem Eilbrief von Flugzeug, Auto, Tempo, Voranschlägen, Kalkulationen und Prozenten: War das die Sprache eines sanften erdigen Wurzelgreises, der irgendeinen Segen spenden konnte? Ein Geldverdiener und Geschäftemacher wie alle andern! Einer von der schwarzen Wolke selber, ganz gewiss!

Trotzdem stand sie schon seit einer halben Stunde am Gatter und starrte auf die kleine Glonner Straße wie gebannt. Man sah ihr noch nicht an, dass sie geschwängert war. Sie spürte auch

noch keinerlei Beschwerden, ihr Leib war in der Trächtigkeit gespannter als zuvor. Das rote Seidenkleid vom Frühjahr passte noch, nur ein paar Falten in der Hüfte waren ausgelassen worden, das war alles.

Da knatterte das große gelbe Auto endlich um die Straßenecke am Krallenhof.

Sie riss das Gatter aus und wies dem Chauffeur die Einfahrt. Aus dem Wagen krabbelte ein kleiner Herr mit kurzem, weißen Stoppelbart, blauem Anzug, kleiner Ledertasche in der Hand, und während er vom Trittbrett stolperte, brummte er: »Pfui Teufel, ja! Scheußlich!« Sie hatte sich vorgenommen, »Herzlich willkommen!« zu sagen, aber sie verschluckte sich und sagte nichts.

Der kleine Herr beachtete sie auch gar nicht, er ging sofort zu seinem Chauffeur und sagte: »Dampfen Sie ab, lassen Sie sich von Ihrem Herrn zehn Prozent Trinkgeld auszahlen, er soll es auf meine Rechnung setzen, kommen Sie übermorgen um diese Zeit wieder hierher, aber pünktlich, los, fort, avanti, aus den Augen, aus dem Sinn – na, Mensch, Sie machen ja alles kaputt hier, können Sie nicht kürzer wenden mit Ihrer Dreckkarre, Mensch, bleiben Sie gefälligst auf dem Kies, lassen Sie die schöne Erde in Frieden, marsch, fährt der Mensch in die schöne Wiese hinein – na, endlich … «

Er schaute dem Wagen nach, bis er hinterm Krallenhof verschwunden war, dann erst wandte er sich Lea zu. »Guten Tag … « Er stellte sein Köfferchen ab und reichte ihr beide Hände.

Lea sagte: »Herzlich willkommen«, und nahm seine Hände zu einem kurzen Druck.

»Ach, so spät blüht hier die Rudbeckia?« Er trat sofort an die Gartenecke. »Sind diese Rudbeckia von mir?«

»Jawohl«, sagte sie im Schulmädchenton. »Aber wollen Sie nicht zuerst ein Frühstück nehmen? Sie werden müde sein?«

Er musterte den Garten, ohne auf sie zu hören. Dann spähte er den Hang hinauf, zum Wald, zum Berg. Dann wandte er sich auf

dem Absatz um und beguckte das Haus. Dann sah er auf seine Wirtin und lächelte sie an und sagte: »So, so.«

Sie geleitete ihn ins Haus, zu dem Imbiss, den sie in der getäfelten Stube im Parterre gerichtet hatte. Es gab kalte Küken mit Salat, Schinken und Eier, Käse, Trauben, Tiroler Spezial. Er aß und trank kräftig und fragte sie mit kurzen Examensätzen aus.

Wie viel Tagwerk Wiese? Wie viel Tagwerk Wald? Wie viel Sonne im Winter? Wie tief die Erdschicht? Was für Gestein? Wasserverhältnisse? Was für Tiere? Wie viel Tiere? Rentabilität? Hypotheken auf dem Haus? Verhältnis zu den Nachbarn? Wie viel Arbeitskräfte? Seit wann Vater gestorben? Seit wann Mutter gestorben? Kein Verkehr? Wie alt? Wo geboren? Vorbildung? Welche Sprachen? Keine Reisen? Keine Freundin? Kein Freund?

»Ich bin verheiratet«, sagte Lea an dieser Stelle.

»Was? Seit wann?«

»Seit fünf Wochen.«

Er schaute ihr mit seinen scharfen grauen Augen ins Gesicht und sagte: »Da steckt irgendeine Lüge, mein Kind.«

»Wieso«, fuhr sie zornig auf.

»Sehr einfach«, sagte er schnell. »Sie korrespondieren seit einem Jahr unter dem Namen Lea Herse mit mir und haben noch vor einer Woche Lea Herse unterschrieben – oder heißt Ihr Mann auch Herse?«

»Nein, nein, Terek, Doktor Terek –«

»Na, sehn Sie! Da steckt irgendwo eine Lüge.«

»Das muss ein Versehen gewesen sein in meinem letzten Brief.«

»So, so.«

»Ich kann mich erinnern, ich habe mich tatsächlich mit meinem Mädchennamen unterschrieben, verzeihen Sie.«

»Bitte, bitte … So, so …«

Er trank von seinem Wein und legte sich seinen Teller zum dritten Mal voll.

»Und wo steckt der Herr Gemahl«, frug er nach einer kleinen Pause.

»Er ist auf ein paar Tage geschäftlich verreist.«

»Wohin?«

»Nach München.«

»Und was sind das für Geschäfte?«

»Allerlei Einkäufe, nichts Besonderes.«

»Nein, ich meine, was er von Beruf ist?«

»Wissenschaftler, Physiker.«

»Theoretische Physik? Universität?«

»Nein praktische Physik. Industrie. Er ist in der Elektrobranche.«

»Aber hier kann er doch keine Industrie treiben? Oder?«

»Er hat momentan keine Stellung. Er war lange krank. Er hat sich die Zehen erfroren und ist amputiert worden. Ein Jahr lang fast ist er gelegen. Er hat sich bei einer Schitour am Bratschenkees – «

»Das ist mir egal, mich interessiert sein Beruf. Sucht er Stellung?«

»Ja.«

»Und wenn er sie findet?«

»Dann muss er sie antreten.«

»Wo sucht er Stellung? Wo hat er seine Beziehungen?«

»In Berlin.«

»Na, was ist denn, wenn er Stellung findet? Wollen Sie getrennt von ihm leben? Oder wollen Sie mit ihm nach Berlin ziehn?«

»Vorerst hat er noch keine Stellung.«

»Aber wenn er sie findet! Das ist doch sehr wichtig für mich! Werden Sie in die Stadt ziehn, wenn er Stellung findet?«

»Er wünscht nicht, dass ich in die Stadt ziehe.«

»Das ist sehr vernünftig von ihm, Sie werden, so wie Sie sind, zu Grund gehn in der Stadt, am Mehltau – aber das interessiert mich nicht, was Ihr Mann wünscht oder nicht wünscht, ich muss wissen, was Sie selbst wollen: Werden Sie mit ihm in die Stadt ziehn, ja oder nein?«

Sie wagte nicht mehr von ihrem Teller aufzusehn. Der verfluchte kleine Teufel! In der ersten Viertelstunde schon trieb er das Gespräch hartnäckig dem gefährlichen Punkt zu. Sowie sie ihm gestand, dass sie mit ihrem Mann, wenn er hier nicht leben konnte, in die Stadt ziehn würde, brach er die Verhandlungen ab, ganz gewiss. Und wenn er ihr einen Riesenkrach schlug, weil sie die Verhandlungen so weit vorgetrieben hatte, bevor sie sich über ihre Zukunft schlüssig war, hatte er vollständig Recht. Es war ein Geschäft auf lange Sicht, zu dem sie hier zusammensaßen, und er hatte die weite Reise nicht gemacht, um mit ihr zu quatschen. Sollte sie ihn einfach belügen?

»Sagen Sie mir die Wahrheit«, hörte sie ihn sagen, als ob er ihre Gedanken erriete.

»Ich werde, wenn mein Mann hier nicht leben kann«, sagte sie »selbstverständlich mit ihm in die Stadt ziehn.«

»Bravo! Ganz in der Ordnung! Das wollte ich wissen.«

Sie sah erstaunt zu ihm auf.

»Aber haben Sie doch nicht solche Angst vor mir«, sagte er im sanften Ton des alten Wurzelgräbers. »Das ist doch alles sehr einfach. Wenn Sie mit Ihrem Mann in die Stadt ziehn, dann verpachten Sie mir Ihren Grund und ich setze hier eine gute Verwalterin ein. Das ändert nicht viel an unserm Geschäft. Wir werden schon zusammenbleiben in den nächsten dreißig Jahren, meine kleine Glonnerin.«

»Besten Dank«, sagte sie und reichte ihm die Hand über den Tisch.

»Ich habe zu danken.« Er verbeugte sich, über die Tischkante hinüber, wie ein Tanzjüngling. Dann gab er ihr die schmale siebzigjährige Hand, mit der er in Tibet und Australien die kleinen Wurzelballen ausgegraben hatte … Sie war nahe am Heulen. Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie sich geborgen. Kaiserkron und Päonien rot, die mussten verzaubert sein, denn Vater und Mutter waren tot, was blühten sie noch allein, Vater und Mutter waren tot und der Geliebte war geworden wie eine schwarze Wolke, jedoch beim sanften

Wurzelgreis war sie geborgen, kampflos und krampflos geborgen …

»Natürlich kann er nicht hier leben«, sagte er plötzlich, nachdem das Gespräch schon woanders gewesen war, bei der Auswahl der Stauden, die sich besonders zur Verhärtung in der neuen Glonner Filiale eigneten.

»Wie bitte«, frug sie erschrocken.

»Ich glaube kaum, dass Sie einen Mann geheiratet haben, der hier leben kann, meine kleine Tochter. Das müsste ein fauler Bubi sein, der sich von Ihnen mitschleppen lässt? Oder ein Bauer, der aus eigner Dumpfheit hier existieren kann? Beides wird er wohl nicht sein? Er wird Sie wohl in die Stadt schleppen? Aber das will er nun auch nicht tun? Er weiß, dass Sie dort Mehltau ansetzen und verkümmern, und er kann wohl selbst kein richtiger Städter mehr sein?«

Sie schwieg.

»Donnerwetter ja … So, so … Ei, ei … So, so … Ts, ts ts … «

»Ja, so ist es«, sagte sie zaghaft.

»Erwarten Sie ein Kind?«

Sie nickte.

»Na, was wollen Sie mehr? Dann ist ja alles andere gleichgültig für Sie?«

»Nein«, rief sie entsetzt. »Ich habe nicht geheiratet, um mein Leben mit Kinderkriegen zu beschließen.«

»Wozu sonst? Ja natürlich, um einen Mann zu kriegen. Aber Sie haben natürlich einen Mann mit Geist bekommen und der Geist ist ein gefährliches Ding. Ein herrliches Ding, aber ein gefährliches Ding. Mit einem Dummkopf ist nichts zu machen in der Welt, aber der Geist ist gefährlich, das ist nun mal so. Bei den Pflanzen liegt die Sache einfacher. Da gibt es natürlich auch dumme und geistvolle Exemplare. Die Wiesenblumen und das Unkraut und die Jährlinge sind dumm, Massenware, die überlassen sich dem Wind, und unsre winterharten Stauden sind sehr geistvoll und selbstherrlich, die veredeln sich aus ihrem eigenen Wurzelwerk heraus. Aber ich habe noch nie gehört,

dass die Pflanzen so geistvoll wären, um Rittersporn-Städte und Enzian-Religion zu gründen.«

Sie lachte. »Auch keine Malven-Technik und keine Primeln-Erlöser, nein.«

»Nein, das gibt es nicht. Trotzdem ist es eine herrliche Sache, ein Mensch zu sein. Und das Schicksal der Männer ist nun mal, mit dem bösen Geist zu ringen.«

»Das Schicksal der Männer ist auch das Schicksal der Weiber.«

»Ja? Glauben Sie? Vielleicht. Fast. Beinahe.«

»Ganz gewiss.«

»Also lassen Sie ihn ringen, den Mann. Gebären Sie Ihr Kind und lassen Sie ihn mit dem Geist seiner Zeit fertig werden. Mehr weiß ich auch nicht zu diesem Fall zu sagen.«

Er brach das Thema ab und erzählte ihr, warum er im Flugzeug und im Auto gekommen war. Er war bisher noch nie geflogen und sehr selten im Auto gefahren. Er musste sich mit allen diesen Dingen auseinandersetzen, die blödsinnige Verehrung aller technischen Dinge war nicht besser und nicht schlechter als das theoretische Geschimpfe der Romantiker auf alle diese technischen Dinge. Er hatte einen Luftrausch gehabt, im Flugzeug und im Auto, das war herrlich gewesen. Andrerseits hatte er gefühlt, dass ihm durch die Geschwindigkeit etwas aus seinem Leben gestohlen worden war, irgendein körperlicher Dunst war von ihm gestreift worden. Irgendeine Hülle, die ihn umhüllte, war durch die unmenschliche Geschwindigkeit verletzt worden. Er fühlte sich nackter als zuvor. »Einerseits war es herrlich, andrerseits ist ein nackter Greis nichts Schönes in der Welt. Oder?«

Sie lachte. »Sie sind ja gar kein Greis, Sie sind jünger als die Jünglinge meiner Generation.«

»Ich bin ein Greis«, sagte er schroff, schob den Tisch zurück und hob die Tafel auf. »Ich bin ein Greis und ich bin stolz darauf, ein Greis zu sein.«

Sie gingen in den Garten, zur Generalinspektion. Er lobte allerlei, er tadelte allerlei. Dann schritt er mit ihr den ganzen

Herse-Grund ab. Zu der Bergwiese am grünen Tümpel war's zu weit, dorthin sollte sie ihn morgen früh fahren, dort musste die Sumpfpflanzenzucht organisiert werden.

Da der Tag warm war, konnten sie den Tee in der Mulde neben dem gestürzten Christus nehmen. Das Kruzifix war längst weggeschafft und verfeuert. In der Mulde lag ein altes, halb verwittertes Taschentuch.

Als der Abendnebel sie ins Haus zurücktrieb, fanden sie Benno Tereks Telegramm. Lea gab es ihrem Gast zu lesen. Er las es schweigend durch und brauchte ziemlich lange Zeit dazu. Dann reichte er es ihr wieder zurück und sagte: »So, so.«

Er wollte noch den Stall besehn, dann musste er vor dem Abendessen ein wenig ruhn. Sie hatte ihm ihr eigenes Zimmer gerichtet, sie selbst schlief in dem Zimmer gegenüber, das seit fünf Wochen für Benno Terek eingerichtet war. Er bewunderte ihre Kälber und ihr Fohlen, patschte dem Mutterschwein auf den schmutzigen Rücken und gab Nana und dem Krallenpeter die Hand. Dann beguckte er in seinem Zimmer den »Grünen Tümpel« von Rousseau und ließ sich erzählen, wie sie eines Abends mit dem Bild überrascht worden war. Er beguckte das Bild sehr aufmerksam und hörte sehr aufmerksam zu, dann sagte er: »So, so.«

Bevor sie aus dem Zimmer ging, um ihn ein paar Stunden lang den Greisenschlaf schlafen zu lassen, sagte er: »Darf ich Ihnen einen Kuss geben, gnädige Frau?«, und drückte ihr zart die weißen Stoppeln auf den Mund. Es schmeckte nach Wurzelwerk und Rauch. So schmeckte wohl dem eingelullten Kind, wenn schon die Mutter fortgeschlichen war und sich ein letztes großes Etwas über seine Wiege beugte, der väterliche Odem.

Benno Terek schlug den Kragen seines neuen Mantels hoch, gab seiner Mütze einen eleganten Dreh und ließ sich Stufe um Stufe die samtene Hoteltreppe hinunterplumpsen.

Er hatte die Absicht, sich zu amüsieren. Beim Bad hatte er eine Spinne gesehn, eine süße kleine Spinne, die hatte sich in seine Wanne verirrt. Mit angehaltenem Atem hatte er den Kampf des Tierchens mit der glatten Emaillewand beobachtet, den Kampf um Spinnenseele und Spinnenleib. Das Wasser, das freundschaftlich seinen Leib umschlossen hatte, war der Todfeind der Spinne gewesen, und Emaille war keine Spinnenwelt. Immer wieder war die kleine Spinne hochgekrabbelt, immer wieder war sie abgerutscht, aber immer wieder hatte sie kurz vor dem Wasserspiegel des tödlichen Ozeans sich gefangen und einen letzten Halt gefunden, um den heroischen Kampf von vorne anzufangen. Schließlich hatte er sie mit sanfter Hand umhüllt und auf den Badeteppich gesetzt. Dort konnte sie haften, dort war Spinnenwelt.

Spinne am Abend, erquickend und labend. Wie ein Hotelgast von Gottes Gnaden schlenkerte er durch die Halle, um für sein nächtliches Amusement die Plakate der Lust zu studieren. Oper, Revue, Kino? Vorträge? Nichts, er wollte ohne festes Programm losmarschieren, in die fröhlichen Bumslokale, zu Tschinderada und Hüftenschwupps.

Bei der Schlüsselabgabe an der Portierloge hatte er das Gefühl, irgendeine Sache, die Lea betraf, vergessen zu haben. Was hatte er ihr gedrahtet? Dass des Menschen Sohn nirgendwo sein Haupt hinlegen könnte? Dass des Menschen Sohn nirgendwo haften könnte? Wie war das? Für eine Spinne gab's Emaillewände, die nicht von ihrer Welt waren, doch gab's auch Badeteppiche, die ihre Welt waren. Wo die Spinne nicht haften konnte, gab's heroischen Kampf und Tod, aber wo sie haften konnte, war Spinnenwelt. Es gab in Ewigkeit für Spinnen Spinnenwelten, zu denen sie nach ihren Emaille-Exkursionen zurückfinden konnten: Und für des Menschen Sohn sollte es keine Menschenwelt mehr geben, zu der er nach seinen Jenseits-Exkursionen und nach seinen Maschinen-Exkursionen zurückfinden konnte? Des Menschen Sohn sollte alle seine Haftorgane verloren haben, die für die städtische Gesellschaft und auch die für die heidnische Glonn?

Mensch, Menschensohn, Menschenvater! Er ließ sich vom Portier ein Telegrammformular geben und drahtete an Frau Lea Terek, Glonn: »rückkehre schon morgen stop zur glonn stop zur unsterblichen geliebten stop bin geheilt stop«. Der Portier fand das letzte Stop überflüssig, doch er bestand darauf: »stop bin geheilt stop.« Dann schlenkerte er zur Straße.

Aber in der Drehtür fiel ihm ein, dass man seine Gesundheit nicht berufen sollte und dass sein Telegramm geschmacklos war. Er drehte sich durch die Drehtür zurück, ging zur Portierloge und ließ sich sein Telegrammformular zurückgeben. Er zerriss es, überließ dem Portier die bezahlten Gebühren als Trinkgeld und drehte sich wieder auf die Straße hinaus.

Die vom Geschäftsschluss überfüllten Straßen waren wunderbar zu durchschreiten, obwohl ihm ein klein wenig übel war, weiß der Teufel woher. Es war nur ein ganz winziger Übelgeschmack im Mund, wie nach einer schweren körperlichen Anstrengung, doch die erste Zigarette nahm es weg. Er streifte durch ein paar Bumslokale und fand bei seiner dritten Streife Doktor Frommel.

»Tag, Frommel!«

»Terek?« Die eingefrorenen Industriellenbacken tauten auf. »Woher, wohin?«

»Immer an der Wand lang.«

»Nehmen Sie Platz, sehn ja famos aus … «

Er ließ sich neben Frommel in den Klubsessel plumpsen.

»Darf ich vorstellen«, sagte Frommel, »das ist mein Freund Doktor Terek, das ist die schönste Frau Bayerns, direkt aus Lodz importiert, Namen hab ich leider vergessen … «

Terek gab Frommels Dame die Hand.

»Woher, alter Terek?«

»Aus Genf.«

»Genf? Politisch? Geschäftlich?«

»Nö, nur zum Vergnügen.«

»Wo stecken Sie denn immer?«

»Immer auf Reisen.«

»Auto?«
»Selbstverständlich.«
»Was für'n Wagen?«
»Farman.«
»Was für'n Weib?«
»Meine Frau.«
»Was? Verheiratet? Das Allerneueste.«
»Ja, das Neueste.«
»Herzlichen Glückwunsch.«
»Besten Dank.«

»Mensch. Sie haben's gut! Wir ersaufen im Betrieb und Sie gondeln mit Ihrer Frau im Farman spazieren – Ober, ein Glas, Ober, Ober … « Die Auskunft roch nach einer schweren Geldheirat. »Also prost, alter Terek!«

»Prost, gnädiges Fräulein, prost, alter Frommel … «

Frommel war Syndikus des wirtschaftlich-technischen Großbetriebs, dem Terek bis vor einem Jahr angehört hatte. Er war vierzigjährig, fett und lüstern, wohlwollend, Terek hätte keinen besseren Bekannten aus seinem früheren Leben treffen können. Im Nu war er über den Gesellschaftsklatsch und Wirtschaftsklatsch des letzten Jahres unterrichtet. Er hörte die letzten Witze über seinen verflossenen Chef und hörte, dass seine alte Stellung noch immer nur provisorisch besetzt war. Er hörte, dass es Frommel nur ein Wort kosten würde, ihm wieder einen Posten im Werk zu verschaffen, und hörte, dass der Aufschwung im Werk, überhaupt der Aufschwung in der ganzen wirtschaftlich-technischen Welt ganz toll wäre.

Wo er selbst immer gesteckt hatte? Na, immer an der Wand lang, auf Jagden in Nordafrika, auf Schifahrten im Engadin, auf Autotouren in Frankreich, auf dem Landgut seiner Frau in der Glonn, immer an der Wand lang. Und was er immer getrieben hatte? Na, entre nous deux soit dit, alter Frommel, eine wissenschaftliche Arbeit, bombige Sache, vorerst nur theoretisch und geheim, später praktisch verwertbar, toi toi toi, soeben theoretisch abgeschlossen, Gott sei Dank, Kopf wieder frei, es

handelte sich, entre nous deux, um grundlegende Erkenntnisse in dem alten Streit zwischen der Korpuskulartheorie und der Wellentheorie des Lichts, bombige Geschichte, toi toi toi, aber en discrétion vorerst.

Donnerwetter ja, das interessierte Frommel sehr, und warum sollte Terek, wenn jetzt sein Kopf wieder frei war von seinen großen Theorien, nicht wieder in die Praxis zurück?

Möglich, leicht möglich, vielleicht konnte der alte Frommel mit dem Chef reden?

Das kostete bei Tereks glänzendem Namen dem alten Frommel nur ein Wort, gemacht.

Die schönste Bayerin aus Lodz hörte gelangweilt zu und lächelte. Aber die zwei Herren blieben bei den gehirnlichen Dingen des Lebens, beim Geschäft. Im Gegenteil, sie verabredeten, als die Dame zur Toilette ging, einen Trick, um sie abzuhängen und das Wiedersehn für sich allein zu feiern. Frommel entschuldigte sich lebhaft, dass er aus purer Verzweiflung – er war nur einen Tag zu einem gerichtlichen Termin in München – mit der ersten besten Bibberwäsche soupiert hatte. Terek entschuldigte sich lebhaft wegen seines uralten Sportanzugs, er war vor einer halben Stunde aus Zürich gekommen; nachdem er seine Frau auf ihrem Landgut am Tegernsee abgesetzt, hatte er seinen Wagen in Reparatur fahren müssen, ohne Zeit zu finden, seine großen Koffer auszupacken. Dann spielten sie ihren Trick aus und verabschiedeten die schönste Bayerin aus Lodz. Im nächsten Lokal gab's Moselwein und große Wirtschaftspläne. Im übernächsten Lokal gab's Whisky-Soda und Weltschmerz. Endlich entdeckte Frommel, dass in einem dritten Lokal seine alte Freundin Lydia Lacaze mit ihrer russischen Damenkapelle konzertierte, sie nahmen ein Taxi und fuhren zur Lydia Lacaze.

Es war ein kleines Girlandenlokal, halb voll. Die beiden Herren von der Elektrobranche waren die einzigen Sekttrinker zwischen den schäbigen Bier-Liebespärchen. Die »Fünf Schwestern Sassanow« bestanden aus fünf Damen in kaukasischer Tracht, Balalaika, Geige, Schlagzeug. Die Dirigentin, Lydia Lacaze und

ihre Schwester Olga Lacaze waren tatsächlich in Russland geboren, Moskowiterinnen, Töchter einer südfranzösischen Emigrantenfamilie, zwei sanfte, schlanke Musikantinnen, schwarzhaarig und gemütvoll, gezeichnet mit dem süßen Charme der Tuberkulose. Die drei andern Damen waren gesund und robust und stammten aus Mitteldeutschland. Aber sie waren gut zusammengespielt. Die Wolga rauschte und die Troika klingelte, das Kindchen in dem hölzernen Bauernhaus ward eingelullt, dazwischen riefen rote Märsche auf zum Tod in der heroischen Morgenröte, Genosse General im Schritt und Tritt. Dennoch war kahle Stimmung, bis die ermatteten Liebespärchen nach Mitternacht endlich zahlten und Lydia Lacaze ihre Damen zum Schlussmarsch anfeuerte. Dann blieben die zwei Schwestern und die zwei Herren von der Elektrobranche im abgeschlossenen Lokal noch eine Stunde unter sich und feierten ihr Leben.

»Meine Frau ist ein wunderbares Wesen«, sagte Benno Terek zu Olga Lacaze, die sich auf seinem Schoß sehr zart und hold hin und her wippte, nachdem sie schon das fünfte Glas Sekt in sich hineingesogen hatte. »Komm mit mir auf mein Landgut, Olga, in die frische Luft, meine Frau wird Dich willkommen heißen und pflegen nach all den bösen Dingen hier.«

»Das sind doch keine bösen Dinge hier«, sagte Olga Lacaze und strich ihm das Haar zurück. »Du bist eine ganz melancholische Unke. Bist Du Bolschewist? Alle richtigen Bolschewisten sind melancholisch. Ich liebe Bolschewisten.«

»Fällt mir nicht ein, Bolschewist zu sein!«

»Bist Du Nihilist?«

»Ich bin gar nichts.«

»Du, Doktor Frommel«, rief sie über den Tisch, »was ist dieser Mann, auf dessen Schoß ich sitze?«

Doktor Frommel, der Lydia Lacaze im Arm hielt und schon ziemlich betrunken war, rief: »Er ist einer der größten Physiker unserer Zeit, Ehrenwort.«

»So was bist Du«, sagte Olga und sah Terek aufmerksam ins

Gesicht. »Was macht denn so ein Physiker den ganzen Tag? Eier ausbrüten?«

»Nein, ganz andre Dinge. Alle Dinge aufteilen, mein Kind. Sehr ähnlich wie Deine Bolschewisten. Immerzu die Dinge aufteilen.«

»Und wenn sie ganz aufgeteilt sind, die Dinger?«

»Dann kann man die Erde in die Luft sprengen. Dann wird man den Stoff gefunden haben, der alle Atome zertrümmert und alle Elektronen zertrümmert, dann kann man endlich die Erde in die Luft sprengen.«

»Aber mich nicht? Mit mir machst Du eine Ausnahme? Bitte bitte, mich nicht in die Luft sprengen!«

»Alles wird in die Luft gesprengt! Dazu ist die Physik da! Da gibt's keine Ausnahmen!«

»O weh, o weh, o weh!« Sie gab ihm einen Kuss.

»Einen Ausweg gibt's noch vor der großen In-die-Luft-Sprengerei: Man kann sich vorher selbständig wegschaffen. Wollen wir uns zusammen totschießen, Olgalein?«

»Lydia!«, rief Olgalein, »hört mal zu Ihr zwei, knutscht nicht so blöd, ich muss Euch was fragen – so hör doch, Lydia –« Sie warf Lydia ein Stück Kuchen an den Kopf.

»Ja«, sagte Lydia und erwachte langsam aus Frommels Geküsse.

»Soll ich mich mit diesem Physiker totschießen?«

»Was zahlt er Dir dafür?«, frug Lydia.

»Was zahlst Du mir, wenn ich mich mit Dir totschieße?«, frug Olga.

»Der Kerl hat Geld wie Heu«, lallte Frommel, »tu es nicht so billig, Olga, lass Dich nicht neppen.«

Terek setzte Olga ab. »Ach was, Ihr besoffenen Schweine! Ich will mal sehn, ob ich noch Geige spielen kann, ich will mal Musik machen, Ihr Idioten.«

»Er kneift«, schrie Olga, »er will sich nicht totschießen mit mir, schon wieder kein Geschäft zu machen!«

Terek trat auf das kleine Podium und stimmte die Geige der

»Fünf Schwestern Sassanow«. Er probierte ein paar Doppelgriffe und spielte eine Bachsche Fuge an. Es ging noch ausgezeichnet.

Die Schwestern Lacaze waren begeistert. Sie wollten ihn engagieren, unter der Bedingung, dass er einen Rock anzöge und als Weib mit ihnen konzertierte.

»Gemacht«, rief er vom Podium herunter, »ich bleibe bei Euch, im Rock … « Er spielte »Nachtigall, ach Nachtigall«.

Lydia lief zu ihrer Balalaika, um ihn zu begleiten. Olga zog ihre Basslaute wieder aus der Hülle um mitzuspielen. Schließlich torkelte auch Doktor Frommel aufs Podium und versuchte sich am Schlagzeug.

Sie spielten richtiges Ensemble. Nur, dass Frommel alle zarten Stellen kaputt trommelte. Terek stimmte den Marsch der Roten Armee an und schrie bei der vierten Wiederholung: »Das Leben ist wunderbar!«

Sie fingen den Marsch immer wieder von vorn an.

»Ich fahre morgen mit Dir nach Berlin, Frommel«, schrie Terek, »mit welchem Zug fährst Du, ich fahre mit, ich muss ans Werk! Ans Werk, ans Werk!«

Frommel schlug gerade auf sein Schlagzeug ein, dass weder die Geige und die Zupfinstrumente noch Tereks Worte gehört werden konnten. Terek stieß ihm das Schlagzeug mit dem Fuß um und klemmte die Trommel zwischen seinen Beinen ein. Dann war fünf Minuten lang schwebende Harmonie in dem kleinen Saal, bis Frommel sein Schlagzeug geangelt hatte und drauf los hieb. Es war nichts mehr mit ihm anzufangen, sie brachen den Marsch der Roten Armee mit großem Krach ab.

»Ernsthaft«, sagte Terek und nahm Frommel beiseite, »mit welchem Zug fährst Du? Ich fahre mit, ich muss in den Betrieb zurück, ich ertrage meine Einsamkeit nicht mehr.«

Frommel wurde sofort nüchtern, als er sah, dass es sich wirklich um geschäftliche Dinge handelte. »Ich hab einen Platz im Flugzeug, Abfahrt neun Uhr früh – Kinder, um acht Uhr muss ich aufstehn –, flieg mit, Terek, wir wollen sofort anklingeln, ob Du noch einen Platz bekommst … «

Er hatte eine Idee: Er wohnte im Hause eines Geschäftsfreundes, dort wohnte er stets, wenn er in München zu tun hatte, doch diesmal war er ganz allein in der »Fritzschschen Protzenvilla«, Papa Fritzsch und Mama Fritzsch waren mit allen ihren Sprösslingen an die See gereist – die ganze Kapelle der Indie-Luft-Sprenger konnte dort bei ihm schlafen, Terek und Olga und Lydia. Dort konnte er auch beim Nachtdienst vom Lufthafen anfragen, ob noch ein Platz für Terek zu haben wäre.

Sie fuhren in die Fritzschsche Villa, schlichen sich an der Hausmeisterwohnung vorüber und drehten im ersten Stock alle Lichter auf. Frommel telefonierte und bekam einen Flugplatz nach Berlin für Doktor Terek reserviert. Lydia Lacaze kochte in der Küche Kaffee. Olga saß mit leisem Gewipp auf dem Schoß ihres Physikers und amüsierte sich über den ernsten Telefonton, mit dem er sein Telegramm an Lea aufgab.

»Ludwig Emil Adam, Theodor Emil Richard Emil Karl, Gustav Leo Otto Nathan Nathan – «

»Nathan, mein süßer Nathan«, schrie Olga auf seinem Schoß.

»Muss dringend Berlin fliegen, stop, Brief folgt – nein, Unterschrift ist nicht nötig – «

»Doch«, schrie Olga, »halt, es kommt noch was«, rief sie ins Telefon, »noch was, noch was, noch was, telegrafier noch ein bisserl, bitte, bitte … «

»Stop«, rief er ins Telefon. »Muss eine Million verdienen, stop – «

»Noch was«, schrie Olga entzückt, »das zahlt ja doch alles Herr Fritzschi-Fritzschi … «

»Stop«, telefonierte Terek, »und nichts für ungut, ein Stromer ist's gewesen … «

Der Beamte am andern Ende las vor und frug nach der Unterschrift.

»Dein«, sagte Terek, »Dein Barbara Emil Nathan Nathan Opapa – «

»Mein Opapa Nathan«, rief Olga und saugte sich an seinem Mund fest, während er den Hörer zurück legte.

Er schob sie sanft von sich. »Es geht nicht«, sagte er und steckte ihr schnell einen von seinen letzten vier Fünfzigmarkscheinen in die Hand, während Lydia den Kaffee auftrug.

»Nein?«, sagte Olga kühl und schob den Schein in die Seitentasche ihrer wollenen Weste. »Armer Kerl, armer Opapa Nathan … «

Sie tranken zu viert Kaffee, müde, und gingen schlafen. Frommel schlief mit Lydia im Schlafzimmer des Hausherrn. Terek war mit Olga im Zimmer der Kinderbonne einquartiert. Er nahm seiner Dame den Pelz ab, küsste ihr die Hand und schlich sich ins Kinderzimmer nebenan.

Er schlief in einer weißlackierten Kinderbettstatt, mit einem Raffaelschen Engel zu seinen Häupten und mit unzähligen Puppen, Puppenwagen, Teddybären, Eisenbahnen, Autos, Puppenküchen und Wollaffen zu seiner Rechten und zu seiner Linken. Er musste sich ein wenig zusammenkauern, doch es ging, er schlief einen schwarzen traumlosen, toten Schlaf.

Am andern Morgen flog er mit Frommel nach Berlin. Seinen Farman und seine drei Schrankkoffer ließ er stehen, wo sie standen.

Frommel sah auf die Landschaft hinab und sagte: »Wunderbar – ist das nicht wunderbar …«

Terek schrie: »Was ist?«

Frommel schrie: »Ist es nicht wunderbar, was der Menschengeist – «

Terek schrie: »Das ist Mord, Sie Idiot, wir morden den Raum und die Zeit, Mord ist das – «

Frommel schrie: »Was sagen Sie da – «

Terek schrie: »Mord! Der Mensch lebt im Raum und in der Zeit, die morden wir hier, Mord an Zeit und Raum, das ist viel schlimmer als Menschenmord … «

Frommel schrie zurück: »Wunderbar, nicht wahr?«

Terek schrie: »Ja, Sie haben Recht, ja, ja, wunderbar, wunderbar, wunderbar … «

Frommel hatte verstanden und war befriedigt. Er zog sich

fröstelnd den Pelz an den Körper und schloss die übernächtigen Augen.

Professor Gfäller ließ das Verdeck zurückschlagen. Trotz seiner Theorie von dem abgestreiften Dunstkreis des Geschwindigkeitsmenschen wollte er im offenen Wagen durch das dunstige Blau fahren. Während der Chauffeur die Scharniere zurückwürgte und die Fenster herabließ, musste Lea in den Stall laufen, um eine alte Pferdedecke zu suchen, weil Professor Gfäller die schottische Decke von Tante Nüll nicht mitnehmen wollte. Als sie mit einer dicken grauen Decke zurückkam, saß er schon im Wagen. Sie hüllte ihm sorgfältig die Beine ein und stopfte ihm die Decke so fest unter, dass er wie eine gewickelte Mumie saß. Dann sprang sie vom Trittbrett und der Motor schlug an.

»Erstens?« Professor Gfäller zwinkerte ihr zu.

»Erstens die chinesische Mauer«, sagte sie gehorsam.

»Zweitens?«

»Zweitens der Kartoffelacker.«

»Drittens?«

Drittens wusste sie nicht.

Er winkte sie geheimnisvoll zu sich, um ihr sein drittes Stichwort ins Ohr zu flüstern, und zog sie, als sie in Reichweite gekommen war, zu sich, um ihr zwei schnelle segnende Küsse auf die Augen zu geben. Sie blinzelte und sprang zurück, der Wagen fuhr an, der alte Herr winkte mit erhobenem Arm bis zur Krallenhof-Ecke, ohne sich zu wenden, dann war sie allein …

Erstens die chinesische Mauer. Die Chinesen hatten eine Mauer um ihr Reich gezogen, und Professor Gfäller hatte ihr von dem tieferen Sinn dieser Mauer erzählt, er war als Spezialist für ostasiatische Botanik zehn Jahre lang in der Mongolei gewesen. Innerhalb jener Mauer gab's keinen Staat, sondern ein Reich, ein Menschenreich. Innerhalb jener Mauer wurde der Tod nicht mit

Jenseitsmärchen übertölpelt, dort wurde er als dunkler Bruder dieses hellen Lebens ins Dasein einbezogen und in heidnischer Diesseits-Frömmigkeit gehegt. Innerhalb jener Mauer gab's kein Ziel, auf das die Menschheit mit gerunzelter Stirn und mit geballter Faust losmarschieren musste, kein Jenseits-Ziel im Himmel, wie es die Missionare importierten, kein Diesseits-Ziel mit Fortschritt und Entwicklung, wie es die Techniker und Händler importierten, Europa und Amerika, die Russen und die Militärs und Cook & Son: Dort war ein Wandeln und ein Wallen rund im Kreis, ziellos, und in der Mitte aller Dinge lebte, in klösterlichen Dynastien und in Familiendynastien, in Einsamkeit und in verworrenen richtungslosen Bünden, er selbst, der Mensch. Dort gab's die schönsten Stauden dieser Erde. Und war's auch nur ein gelbes Menschenreich, ein fernes und zerbröckelndes Beispiel eines wirklichen Menschenreichs: Es war gewesen und es konnte wieder sein.

Zweitens der Kartoffelacker. Nach Professor Gfällers Meinung war es zu spät im Jahr, um für die Herbstpflanzung ein Stück Wiese umzugraben. Sie sollte die Herbstpflanzung ihrer neuen Stauden auf dem alten Herseschen Kartoffelacker beginnen, dort war der Boden schon verwittert, die Kartoffelernte dieses Jahres sollte geopfert werden. Sofort heraus mit den Kartoffeln, sofort heraus damit, trotz Nanas und des Krallenpeters Jammer um die halb gereifte Frucht. Umgraben, Steinelesen, Düngen, Wässern, und schnell ans Werk, in einer Woche waren seine ersten Körbe mit den Mutterpflanzen da. Dann erst kam's Wiesenland am Hang in Arbeit, zur Vorbereitung für die große Frühjahrspflanzung, danach die Wasserpflanzenzucht am Grünen Tümpel, danach die Steinpflanzenzucht im Kühlen Graben, danach noch vielerlei. Doch der Kartoffelacker war das Wichtigste, das war Professor Gfällers zweites Stichwort.

Und drittens? Drittens sein väterlicher Segen für die große Einsamkeit? Sehr schön, dass er in diesen schwarzen Tagen sie beraten hatte, jetzt war's vorbei. Sie hatte Benno Tereks

letztes Telegramm mit ihm besprochen, jedoch was war viel zu besprechen dran? Nichts …

Chinesische Mauer und Kartoffelacker graben. Mehr wusste auch Professor Gfäller nicht. Und wenn sie mit ihm nach Berlin gefahren wäre? Zu einer zweiten Pasternakschen Expedition? Den eingefrorenen Geliebten aufzutauen? Wach auf, gefrorener Heid, der Mai steht vor der Tür, Du blühest nimmermehr, blühst Du nicht jetzt und hier? Professor Gfäller hatte ihr abgeraten, und sie war selbst dagegen … Sie war kein rettender Engel von der Heilsarmee. Was fallen wollte, fiel. Was frieren wollte, fror. Wer Millionär sein wollte, im Betrieb sein wollte, musste es sein. Was sterben wollte, starb. Und nichts für ungut, ein Stromer ist's gewesen. Was frieren wollte, fror, fror ein und wurde Eis. Sie war Sie-Selbst, allein. Chinesische Mauer und Kartoffelacker. Dazu ein Greisenkuss aus Wurzelwerk und Rauch. Mehr gab's nicht unterm männerlosen Mond der städternen Zeit.

Sie ging ans Werk, freudlos. Die Minni-Minni kam von ihrem zweimonatlichen Jagdzug aus dem Bergwald zurück, verhungert und zerschunden, und trank fünf Schalen Milch auf einen Sitz. Doch, was sie auf der Jagd an Leben und an Tod geschaut, behielt sie bis in Ewigkeit für sich. Am Morgen sprang sie von ihrem Lager im Tennenheu herunter und dehnte sich und schlich zu Leas Frühstückstisch. Wenn Lea dann an ihre Arbeit ging, strich sie durch den Kartoffelacker und wärmte an der letzten Sonnenkraft des Herbstes den Pelz, damit die Winterhaare besser wüchsen. Zuweilen tanzte sie nach einer späten Wespe, zuweilen rieb sie ihren Hals an Leas Bein, zuweilen schleckte sie die wunden Zehenballen aus. Doch meistens lag sie drei, vier Meter von Leas Arbeitsplatz ganz still im Kraut und blinzelte für sich selbst und lauschte in ihr eignes Ich hinein.

Drittes Kapitel

Indessen wuchs das Kind und dies war die Geschichte seines Wachstums.

Vom grünen Tümpel bergwärts war die Hatz gegangen, damals im Juni, hinauf zum Moosfleck zwischen den verstrickten Latschen. Dort hatte sich das Menschenpaar umschlungen, purpurnes Dunkel rings und Tod und Leben eins, das Feuer und das Wasser eins, die Zweiheit eins, und plötzlich hatte sich's ergossen, tief, tief, zum Leben hin. Dann hatte einer der zweihundert Millionen Samenfäden seinen Weg gefunden, der Sieger. In ungeheurem Tanze wirbelte die todgeweihte Masse der Samenfäden durcheinander, Millionen starben in den toten Klüften und in den toten Buchten ihrer neuen Welt, Millionen drangen vor und wurden kurz vorm Ziel im Schleim erstickt, der eine aber fand den Weg zum wartenden Ei. Er tanzte trunken um das Ei herum und bohrte sich schließlich ein. Tief drang er in das Ei und wurde eins mit ihm.

Da zog die Dottermasse sich zusammen und bildete eine feine Spannung an ihrer kugeligen Oberfläche. Das war die Dotterhaut. Das war die Schutzmembran. Das war die große Mauer, die das keimende Leben um sich selber schloss, damit kein andrer Samenfaden mehr sich nahen konnte, damit der weibliche Dotterkern sich mit dem männlichen Dotterkern vermischen konnte, ungestört. Die Mischung gab den lebenden Dotterkern, das Eins aus Zwei, die Frucht, das Embryo.

Und wie an jenem Tag die Sterne standen, die Winde wehten, die Elefanten durch das Dschungel trampelten und in den städternen Städten die Maschinen tobten, so war an jenem Tage das Bild der Welt geartet. Und wie an jenem Tag das Bild der Welt geartet war, so war an jenem Tage das Menschenpaar geartet, das auf dem Moosfleck überm grünen Tümpel sich vereinte. Und wie an jenem Tag das Menschenpaar geartet war, so war an jenem Tag sein

Eikern und Samenkern geartet. So wurde der lebendige Dotterkern an jenem Tag Welt-Erde-Vater-Mutter und Er-Selbst in eins.

Jetzt wuchs das Ei. Es furchte sich und teilte sich. Es strebte wieder auseinander. Es bildete Furchungskugeln und es bildete viele Einzelkerne. An jenen Einzelkern gab es die Zweiheit ab, den Vater und die Mutter, und bildete eine Hülle, die das Ganze wieder schloss. Es lagerte seine Einzelkerne und vernietete sie zu keimenden Blättern und zu neuen Schutzmembranen. Es trieb an seiner kugeligen Oberfläche Zotten, damit es haften und bestehen konnte. Dann nistete sich's tief im mütterlichen Boden ein.

Es schmolz die mütterliche Schleimhaut auf und senkte sich am günstigsten Platz in das Gewebe. Es trieb durch seine Zotten Blutgefäße vor und schloss sich an den mütterlichen Kreislauf an. Es bildete Säcke, die seinen Unrat bergen mussten, den Abfall seines Wachstums. Jetzt konnte es sich formen, inmitten seiner Hüllen, Zotten, Blutkanäle, Wasserstraßen, Unratblasen, Dottersäcke, Vorratskammern.

Es wuchs und zwang auch seinen Mutterboden, mitzuwachsen. Es schaffte sich Raum mit unerbittlicher Gewalt. Die Lebenskraft war sein, jetzt brauchte es Raum. Es lockerte auf, was aufzulockern war. Es drängte weg, was wegzudrängen war. Sogar die Riesenbeckenknochen seiner Riesenmutter trieb es auseinander. Es schaffte sich Raum und breitete sich aus, schonungslos. Und alle Säfte, die es brauchte, sog es in sich ein.

Jetzt ging sein eigener Pulsschlag schon, die Säfte dieser Erde in sich einzusaugen. Es pumpte Tag und Nacht am großen Mutterquell. Es trieb das Mutterblut durch sich hindurch und schied die guten und die schlechten Säfte. Die süßen Säfte nahm es in sein Wachstum auf, die giftigen Säfte pumpte es zurück, ins Mutterherz zurück und in die eigenen Kloaken. Jetzt war's an seinem Platz, inmitten aller Dinge eingesenkt, an alle Säfte seiner Erde angeschlossen, umhüllt von seinen eigenen und von allen mütterlichen Hüllen, jetzt konnte es reifen zu dem eigenen Sinn.

Jetzt träumte es ihm. Der Weltgeist träumte in dem Embryo seine Träume. Den Sonnentraum, den Wassertraum, den steinernen Traum, den Pflanzentraum, den Tiertraum und den Menschentraum. Aus allen Dingen, die der Weltgeist schuf, war auch sein embryonaler Traum geschaffen, und alle seine embryonalen Träume, die schuf er auch in Wirklichkeit. So träumte der Weltgeist in dem Embryo von sich selbst.

Zuerst gehörte noch sein Schleim dem Nichts an. Dann stieg die Welt der schwarzen Zwischendämpfe aus dem Nichts und zischte ein Zischen, das laut war wie das All und still wie's Nichts. Das war die Zwischenwelt, das Zwischenzischen. Jetzt hob es sich im schwarzen Zwischendampf empor und eine Helle kam. Jetzt wurde es immer heller, jetzt waren feurige Gase da, jetzt war das Zischen wie ein schriller Ton. Jetzt wirbelten die Feuergase auf und nieder, der schrille Ton schwoll an und ab, jetzt stand die Welt im Feuer. Das war die Sonne, das Embryo träumte seinen Sonnentraum, die Sonne war geschaffen. Die Feuergase waren Sonnengase, und was es hörte, war der Sonnenton.

Jetzt bildeten sich aus den Gasen Kugeln, Feuerkugeln. Die schmolzen ein und schmolzen wieder aus, durchdrangen sich und wälzten sich zu Haufen, verschluckten sich und spien sich wieder aus, umrutschten sich, umtanzten sich, verknoteten sich, ganz kleine Kugeln, mittlere Kugeln, Riesenkugeln, zuweilen alle Eins in einem einzigen Feuerball, zuweilen auseinanderstiebend bis ins Nichts der Zwischenwelt zurück, dann wieder aufeinander zu und ineinander ein.

Da bildete sich im wirren Spiel ein Wirbel aus, der schleuderte die Feuerkugeln. Er schleuderte sie im Kreis, in einer runden Bahn. Er schleuderte die kleinen und die mittleren und die Riesenkugeln und in dem Embryo kreiste es und kreiste es. Es kreiste und es kreiste und es kreiste. Die kreisenden Feuerkugeln nahmen Farben an, Gelb, Grün, Rot, Blau, und alle andern Feuerfarben. Der Sonnenton verhallte und zog ein.

Jetzt hatte sich ein Teil des feurigen Gases verdichtet, jetzt war auf einmal Wasser da. Es dampfte und es nässte und es tropfte. Es

floss, es strömte, es schneite, es fror. Das helle Rauschen, was das Embryo hörte, war Wasser, und was es klirren hörte, war Eis. Da fröstelte das Embryo, es rollte sich ein, es träumte seinen Wassertraum.

Jetzt schwamm es eingerollt dahin. Kristallklar war die Wasserwelt und gluckste sanft. Es gab ein Oben und ein Unten und ein Sinken. Da sank es nieder, sank und sank und sank. Es sank zuerst durch stille Wasserräume, in denen nichts war wie Es-Selbst. Dann sank es zwischen dichten Wasserbalken nieder, da ging sein Weg am strömenden Eis vorbei. Dann sank es ganz tief und fand Grund.

Es trieb am Grund entlang, ein Stückchen treibenden Schleims in sanftem Gleiten, und wallte hin und her. Wo sich das Wasser und der Grund vermischte, gab es Erstarrung, gab es einen Bann, das war der Wasserbann, das waren die Kristalle. Wo die Kristalle auseinanderfielen, da lagen Steine und Metalle auf dem wallenden Grund. Und wo die Steine und Metalle in der ewigen Strömung sich zerbröckelten, war plötzlich ein Geruch da in der Welt des Embryos. Das war aus dem zerbröckelten Gestein die Erde, und der Geruch war Erdgeruch.

Jetzt ging die Helle und das Glucksen fort, jetzt war nur noch Geruch da, Erdgeruch. Jetzt folgte es dem Geruch und sank im Boden ein und ward umschlossen von der feuchten Erde. Jetzt hatte es seinen steinernen Traum geträumt und ruhte in der feuchten Erde.

Jetzt war es eine Zeit lang still, so still und schwarz und tot, wie in der Zwischenwelt. Da spürte es plötzlich Heimweh nach den Träumen, die es ausgeträumt, nach seinem steinernen Traum und Wassertraum und Sonnentraum, und drängte wieder nach den alten Welten, aus denen es entlassen war, zurück. Da spross es aus der Erde wieder hoch. Jedoch die Wurzel blieb und nur der Schaft trieb hoch. Wie sich das Embryo auch zerdehnte und verästelte, es blieb verhaftet in dem Wurzelwerk.

Da trieb es Blüten, um den alten Sonnentraum in sich hineinzusaugen. Und trieb aus seinen Wurzeln Wurzelfasern, die schlangen sich um das Gestein aus seinem steinernen Traum und

sogen Wasser in sich aus der alten Wasserwelt. So träumte jetzt das Embryo seinen Pflanzentraum.

Wo einst die Wasserräume lagerten, da wehte jetzt ein Wind. Das Embryo ließ sich wehn im Wind und wehte hin und her. Es war ein linder Wind und, was er streifte, hallte in sanften Klängen wider. Doch manchmal wehte zorniger der Wind und seine Klänge schwollen an zum Sturm. Und einmal riss der Sturm am Embryo, dass es sich stöhnend spaltete, da wurden Teile von ihm fortgeweht. Verweht, verweht, vom Wurzelwerk verweht. Da spürten seine fortgewehten Teile Sehnsucht zum Wurzelwerk zurück, zum Pflanzentraum zurück. Da spürte es einen Trieb in sich, zurückzufinden. Da rührte es sich voll Heimweh.

Noch spürte seine große Mutter dieses Rühren nicht. Sie spürte nur, dass tief in ihrem Leib ein neuer Wille war. Sie stand auf dem Kartoffelacker still und schaute vor sich hin. Die Minni-Minni kam und rieb den Hals an ihrem kotigen Schuh. Sie hob sie an der Nackenschwarte hoch und kratzte sie im Kreuz, dann setzte sie sie wieder ab. Sie hockte sich zu einer kurzen Rast ins Kraut und horchte. Sie hörte nichts, die Glonn lag still, der Abend kam, nichts war zu hören. Nur aus der Minni-Minni, die auf ihren Schoß geklettert war, drang leises Schnurren.

Jetzt spürten die verwehten Pollen Sehnsucht, zu ihrem Pflanzentraum zurückzufinden. Wenn auch der Wind das Embryo wehte, wohin er's wehen wollte, zuweilen kam es doch dagegen an. Dann haftete es und sog sich fest. Jedoch es wurde wieder aufgehoben und verweht. Im Wasser haftete es mit seiner ganzen Kraft am Grund, sich festzusaugen, jedoch die Strömung riss es wieder in die große Flut zurück und schwemmte es dahin.

Wenn es mit einem andern Pollentier aus seinem Pflanzentraum zusammentraf, gleich ihm verweht im Wind, gleich ihm verschwemmt im Wasser, gleich ihm ein Stück der großen Mut-

terpflanze, dann sog es sich dran fest. Dann spürten sie zusammen die Erinnerung an das verlorne Paradies, ans alte Wurzelwerk, an ihren ausgeträumten Pflanzentraum, an die Gemeinsamkeit, aus der sie beide stammten. Jedoch es trieb sie wieder auseinander, hierhin, dorthin, der Wind, die Flut, verweht, verschwemmt.

Jetzt aber glitt es nicht mehr wie ein Stückchen Schleim am Wassergrund dahin, jetzt zappelte es mit einem kleinen Schwänzchen. Die Sehnsucht nach den andern Teilen seiner Mutterpflanze, die hatte ihm am Rücken ein kleines Schwänzchen vorgetrieben. Jetzt ruderte es und steuerte es mit seinem neuen Schwänzchen und war ein Fisch geworden. Es war der Tiertraum, in den der Weltgeist jetzt im Embryo hinüberglitt.

Jetzt schwand allmählich die Erinnerung an den Pflanzentraum. Es war ein eigenes Ich und spürte Lust an seinem eigenen Ich. Die Lust zu haften, sich zu halten. Dann wieder fortgeflutet und verweht zu werden. Dann wieder einen neuen Halt zu finden, zu haften und zu saugen. Zu saugen an den andern Teilen der zerspalteten Pflanzenwelt. Um schließlich wieder abgeschwemmt zu werden.

Es ruderte und kroch und krabbelte. Es bildete die ersten Knorpeln, zum stärkeren Haften und zum festeren Saugen. Am Steißbeinknorpel seines Schwänzchens trieben sich zwei kleine Flossen vor, am Rückenknorpel bildeten sich zwei andere Flossen, Schulterflossen. Mit Hilfe dieser vier geschweiften Flossen und seines Schwänzchens zog es jetzt dahin.

Jetzt sog es nicht nur am Geschwisterzeug der Mutterpflanze, jetzt sog es alles in sich ein, was ihm begegnete. Aus seinem steinernen Traum sog es die salzigen Kristalle in sich zurück, aus seinem Wassertraum das Wasser und das Wassergas, aus seinem Sonnentraum die Sonnenstrahlen. Das gab ein mächtiges Wachstum, und es bildeten sich Schläuche in seinem Leib, um das Gesaugte zu bewahren. Die Schläuche füllten sich und bildeten Nebenschläuche, um nicht zu platzen. Da ward sein ganzer Leib allmählich voll von Säcken und von Höhlen, um das Gesaugte aus den Welten seiner

ausgeträumten Träume aufzustapeln. Und bildeten sich Filter, um das Material zu sondern, und Drüsen, um es aufzulösen und zu spalten, und eine Öffnung, um das Verbrauchte, Tote wieder auszustoßen. Da hatte es Lebern, Lungen, Nieren, Därme und war ein mächtiges Tier.

Jetzt aber waren ringsum auch die andern Teile seiner Mutterpflanze, die Schwestern und die Brüder in der Flut und in der Luft, zu mächtigen Tieren ausgereift. Und jedes einzelne Tier versuchte, die Dinge und die Wesen aller seiner ausgeträumten Träume in sich hineinzusaugen, damit es wieder eins mit allen seinen abgesprengten Teilen werde. Was eingesogen werden konnte, wurde eingesaugt. Was sich nicht saugen und nicht trinken ließ, das wurde beim Verschlucken aufgespalten und zertrümmert. Was sich nicht ganz und gar zerspalten ließ, das wurde wieder ausgepresst. Was von der gleichen Art und Größe war, umschlang sich sehnsuchtsvoll, um wieder eins zu sein. Und was gefährlich war und an dem Embryo selber saugen wollte, das wurde abgewehrt, getäuscht, geflohn.

Als Fisch durchs Wasser, kristallklar war die Flut und glucksте sanft, und zwischen den Wellen aus dem eigenen Wassertraum laichte es.

Als Vogel durch die Luft, die Strahlen aus dem eigenen Sonnentraum wärmten es, und zwischen Moosen aus dem eigenen Pflanzentraum brütete es.

Als Minni-Minni durch das Dickicht, vom Tümpel her kam modriger Geruch, das war Geruch aus seinem eigenen steinernen und erdenen Traum, und wenn es lauerte, das kleine Pelztier anzuspringen und sein Blut zu saugen, dann lauerte es auf ein Teil von seinem eigenen ausgeträumten Tiertraum.

So glitt es jetzt durch viele bunte Einzelträume, doch jeder ausgeträumte Traum ließ eine Spur in ihm zurück und einen Trieb, sich wieder daran festzusaugen, um wieder eins mit ihm zu sein.

Sein Kopf hatte sich vom Rumpf abgesetzt. Die Haut am Kopf trieb Blasen: Augen, Ohren, Münder, Nasen. Die Flossenknorpel waren dreigeteilt. Die Knorpel wurden Knochen. Jetzt stand sein Wachstum in den Schläuchen und den Flossen allmählich still, und

nur sein Kopfteil wuchs. Bald war sein Kopf so groß wie alle seine andern Teile. Jetzt trieb es alles Mutterblut durch seinen Kopf, und was es träumte, träumte es jetzt in seinem Kopf.

Es träumte, dass es durch ein Dickicht schlich, im Mondschein. Es schlich, um einzusaugen und sich zu vermischen. Es schlich, um wieder eins mit allen seinen ausgeträumten Träumen zu sein. Aus seinem Schlund stieg hie und da ein heiseres Bellen hoch, das Bellen nach den abgespaltenen Teilen seines Ichs. Wenn es sich mischen wollte, bellte es anders wie zum Saugen. Zum Mond hin bellte es das Bellen aus dem Traum der feurigen Gase, und wenn ihm dürstete, bellte es sein Wasserbellen. Die andern Tiere, die gleich ihm sich mischen wollten, und saugenfressen-trinken wollten, die bellten auch ihr Bellen. Ein großes Bellen ging durch seinen Traum, es gab gefährliches Bellen und gab Liebesbellen, es gab das Hungerbellen, Mondscheinbellen, Todesbellen. Das Bellen ringsum wies ihm seinen Weg. Dem feindlichen Bellen wich es aus, dem freundlichen Bellen folgte es. Bald war's ein schreckliches Bellen, fremd und grauenvoll, bald war's ein Bellen gleich dem eigenen Bellen, dann konnte es das Bellen deuten und verstehn. Erst war es nur ein monotones Zwischenbellen, dann setzte sich das Bellen ab und wurde wie ein Ruf. Und aus dem Rufen formte sich ein Wort. Und mit dem ersten Wort sank langsam auch der Tiertraum zu den ausgeträumten Träumen des Embryos: Es glitt in seinen Menschentraum.

Das Bellen ringsum aus den andern tierischen Kehlen war jetzt zu einem schrillen Lärmen angeschwollen, zu einem einzigen schrillen Ton zuletzt, hell wie der Sonnenton des Sonnentraums. Da hatte sich das Rufen abgesetzt und dann das Wort, da war's mit einem Male still ringsum geworden. Das Wort war mächtiger als das Bellen und hatte alles Bellen in sich eingesaugt. Jedoch das Embryo war erschrocken, zutiefst erschrocken, als mit dem ersten Wort aus seinem Munde die ganze Welt des Bellens ringsum wie gebannt verstummt war. Es war erschrocken vor dem großen Bann, den jetzt sein Wort um alle seine ausgeträumten Welten

schloss, es war erschrocken aufgefahren und hatte sich mit einem Ruck bewegt. Zuck-Zuck! Die Mutter hatte es gespürt. Zuck-Zuck! Durch ihre vielen Hüllen spürte sie es nur: Blubb-Blubb. Sie hatte es gespürt, Blubb-Blubb.

Sie saß vorm Hause, es war November, trübe Zeit. Die Körbe von Professor Gfäller waren angekommen, die Mutterpflanzen waren eingesetzt. Sie hatte vor dem Haus auf ihre Post gewartet, der Glonner Postbote kam zur Mittagszeit. Nichts war gekommen, nur eine Zeitung, und ein Prospekt für Weihnachtsschmuck, für Christbaumkugeln, Engelhaar, Lametta. Sonst nichts. Sie blieb auf ihrer Hausbank sitzen und wartete auf Nanas Ruf zum Mittagessen. Da spürte sie es in sich: Blubb-Blubb. Als ob im Darm ein kleines Bläschen platzte: Blubb-Blubb. Es hatte sich bewegt: Blubb-Blubb. Es war ein Mensch geworden.

Als sie beim Abendstall die Raufen vollgeschüttet hatte, trat sie zu Nana, die die große Braune molk, und sagte: »Es hat sich gerührt, das Kleine.«

Nana fragte, ohne von dem weißen zischenden Strahl aufzusehen: »Wie hat's gemacht?«

»Blubb-Blubb«, sagte Lea.

Jetzt lagen alle ausgeträumten Träume des Embryos im Bann des Worts. Noch saugte es an allen andern Dingen seiner früheren Welten, aus denen es entlassen war, mit seinem Rüssel. Noch mischte es sich in geschwisterlicher Brunst mit allen Wesen seiner eigenen Art, die mit ihm nach der verlornen Einheit strebten. Jedoch das große Instrument, um alle abgesprengten Teile seiner alten Welten wieder in sich einzusaugen, war nicht sein Rüssel und sein Darm, und auch nicht seine Eierdrüse mit dem Phallos und der Phalloshülse, das große Instrument des neuen Traumes war jetzt das Wort.

Was es benannte und erkannte im Wort, war sein. Die Dinge aus dem Sonnentraum, dem Wassertraum, dem steinernen Traum,

die abgesprengten Teile seines Pflanzentraums und alle Tiere, die schwimmenden Tiere und die bellenden Tiere, dazu die Menschentiere seines neuen Traums: Im Wort allein war eine Möglichkeit, dies alles in sich einzusaugen, um eins damit zu sein.

In seinem Schädel wuchs ein großer Sack, um alle diese neuen Worte aufzustapeln, so wie in seinem Leib dereinst der Sack für das Gesaugte sich gebildet hatte. Die Großhirnrinde wuchs und wuchs, ein mächtiger Sack, und füllte sich mit allen Dingen und mit allen Wesen dieser Erde und mit den Dingen und den Wesen aus den zerschleuderten Feuerwelten, den Sternenwelten. Aus seinen mütterlichen Keimen sog es alle Worte, die Lea Herse je gesprochen und gedacht, und stapelte sie in seiner Großhirnrinde auf. Aus seinen väterlichen Keimen sog es alle Worte, die Benno Terek in sich barg, und stapelte sie in seiner Großhirnrinde auf. Die Welt mit allen den versprengten Träumen des Weltgeists war wieder eins in ihm.

Zuweilen, wenn es vor die Höhle trat, zottig und aufrecht, und zu den Sternenwelten sah, kam dennoch Unrast über es, trotz seiner Worte, trotz des großen Banns, den es um alle Dinge zog. Im Dickicht hörte es ein Bellen, ein Bellen aus dem ausgeträumten Tiertraum. War es ein Hungerbellen oder Liebesbellen, ein Mondscheinbellen oder Todesbellen? Es konnte nicht benennen und erkennen, was für ein Bellen zu ihm drang, was für ein Tier dies Bellen bellte. Da kratzte es, da ihm das Wort versagte, an seine Höhlenwand ein Bild von jenem fremden bellenden Tier, so wie es sich das fremde bellende Wesen dachte. Jetzt war das Wesen, das es nicht benennen konnte, im Bild gebannt und wieder in sein Dasein einbezogen. So sog es jetzt im Bild die Welt in sich hinein und stapelte zu den Worten alle Bilder dieser Erde. Da teilte seine Großhirnrinde sich in viele Lappen: Sprachlappen, Wörterlappen, Ohrenlappen, Augenlappen, Bilderlappen, um das in Wörtern und in Bildern Eingesaugte in sich zu bewahren.

Jetzt waren alle ausgeträumten Träume im Wort benannt, im Bild gebannt, ins Großhirn eingesaugt, ins Dasein einbezogen, jetzt formte es aus seinen Worten freudige Gesänge, weil sein die Welt

war, alle ausgeträumten Träume eins in seinem Ich. Jetzt bildete es sein eigenes Porträt und schlug zu den gebannten Tiergestalten die eigene Gestalt in Holz und Stein und Gold. Jetzt bannte es den Tod, indem es von den Ahnen und von seinen Eltern sang und ihre Gräber schmückte mit den herrlichen Gestalten, in denen sie gewandelt waren, in Holz und Stein und Gold. Und seine eigenen Kinder und seine Kindeskinder besangen seinen eigenen Wandel, damit es in den Liedern und den Grabgestalten von Neuem einbezogen war ins All, im Fleisch der Kinder und in ihren Liedern und in der eigenen Form in Holz und Stein und Gold. Jetzt war's ein heidnischer Mensch, die Welt war sein.

Jetzt rührte es sich stark und Lea fühlte es. Nicht mehr Blubb-Blubb, als ob ein kleines Bläschen platzte, jetzt war's schon mehr ein kleiner heidnischer Freudentanz in ihr. Am Tag, als in der Glonn der erste Schnee des Jahres fiel, war es besonders rührig in ihrem Bauch.

»Es spürt den Schnee«, sagte sie zu Nana.

»Es wird ein Bub«, sagte Nana, »ein Schiläufer.«

»Es ist mir gleich, ob's ein Bub oder ein Mädel wird«, sagte Lea.

Sie war froh, dass es endlich schneite. Seit drei Tagen fühlte sie den Druck des nahenden Schnees. Wenn er herunterfiel, war's besser, dann wich der Druck. Jetzt war er endlich da, der Schnee, jetzt wich der Druck. Zuerst kam Wind, dann kamen die verdickten Wolken, dann leichter Regen und die Wasserflocken, dann die gesternten Flocken und die wüsten Wirbel, zuletzt das stille Niederwallen, Niederwallen, Niederwallen, bis die lebendige Natur bedeckt war von der stärkeren Natur des Todes, die süße Schwester eingelullt im Laken ihres unerbittlichen Bruders und Gemahls.

Mit ungeheurer Herrschsucht hatte jetzt das Embryo den ganzen Abfall seiner ausgeträumten Träume eingesogen. Mit seinem Rüssel hatte es gesogen, mit seinem Phallos und mit seiner Phalloshülse, zuletzt mit Wort und Bild. Jetzt lief der mächtig angewachsene Trieb der Herrschsucht leer. Die Herrschsucht fand nicht Nahrung mehr an wirklichen Dingen: Die waren alle eingesogen. Da wucherte der Trieb der Herrschsucht ins Leere und bildete einen kleinen Krebs im embryonalen Großhirn. Solang der Trieb das Embryo getrieben hatte, die wirklichen Dinge einzusaugen, zu trinken und zu fressen, zu nennen und zu bilden, sich zu vermischen und sich zu gestalten, so lange war's ein gesunder Trieb gewesen. Jetzt, da ihm Nahrung fehlte, wucherte er und wurde ein Krebs.

Das erste Gift, das dieser Krebs ins embryonale Großhirn goss, war Hass. Es war der Hass auf alle wirklichen Dinge, die eingesaugt, benannt, gebildet waren und sich nicht noch ein zweites Mal besaugen und benennen ließen. Das Embryo hasste die verbrauchten Dinge und überschwemmte sie mit Krieg. Da stöhnte es schwer im Traum der ersten großen Kriege und Verwüstungen.

Jetzt wuchs der Krebs, sein Gift ergoss sich in die Großhirnzellen, und mit dem Gift wuchs auch der Hass auf alle wirklichen Dinge. Es schuf sich keine Bilder mehr von ihnen, um sie zu bannen, es hatte sie genug gebildet und gebannt. Es schuf sich ein Gesetz: »Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf der Erde, oder des, das im Wasser unter der Erde ist.« Es schuf sich einen namenlosen Gott, der alle wirklichen Dinge in sich bergen sollte, damit es jetzt am Namenlosen saugen könnte wie einst an seiner wirklichen Welt. Da glitt das Embryo durch den Traum vom namenlosen Gott und in der Großhirnrinde bildete sich der Judenlappen. Da stöhnte es schwer, weil ihn sein eigener Hass auf alle wirklichen Dinge drückte und weil sein namenloser Gott nicht wirkliche Nahrung bot.

Jetzt wuchs der Krebs, sein Gift ergoss sich in die Großhirnzellen, und mit dem Gift wuchs auch der Hass auf alle wirklichen Dinge.

Da bildete sich im Embryo die Idee, dass alle Dinge dieser Welt und auch der Gott, der sie beherrschen sollte, nur Trug und Schein und Schatten wären. Die Wirklichkeit wär nur ein Schatten der Ideen, die über allen Wirklichkeiten stünden. Da stöhnte es sich schwer durch den platonischen Traum, weil die Idee Idee blieb und die wirklichen Dinge Wirklichkeit.

Jetzt wuchs der Krebs, sein Gift ergoss sich in die Großhirnzellen und mit dem Gift wuchs auch der Hass. Da schuf es eine Jenseitswelt im Jenseitslappen, damit es sich am Jenseits neue Kräfte saugen könnte. Es leugnete die ganze Diesseitswelt, samt Donnergott und samt platonischen Ideen, es glitt in seinen Christentraum hinein. Der Christenlappen in der Großhirnrinde wuchs, jedoch der Hass auf alle Diesseitsdinge bedrückte weiterhin das Embryo, trotz aller Liebespredigt gegen seinen eigenen Hass. Da stöhnte es schwer am Kreuz, weil ihm das Jenseits keine wirkliche Nahrung bot.

Jetzt wuchs der Krebs, sein Gift ergoss sich in die Großhirnzellen, und mit dem Gift wuchs auch der Hass. Da senkte sich der Geist des Embryos z w i s c h e n alle wirklichen Dinge, nachdem es sich vergebens über sie emporgeschwungen hatte und wieder jämmerlich auf sie herabgefallen war. Da ihm die wirklichen Dinge nicht mehr Nahrung boten, kroch es in ihre Zwischenräume und sog sich an den Zwischenräumen fest. Hier war noch etwas, was man saugen konnte! Hier war ein Ding, was zwischen allen wirklichen Dingen lagerte! Verhältnis, Zahl und Geld! Da wuchs sein Zahlenlappen in der Großhirnrinde, sein Geldverstand.

Als Zahlenmensch und Geldmensch zwischen allen Dingen hin und her! Die Zahlen ins Unendliche gesteigert, das Geld mit Gier gesammelt und wieder aufgeteilt mit Gier! Als Wissenschaftler in den letzten Zwischenraum der alten Welten hineingekrochen und festgesogen an dem letzten Zwischenraum! Als amerikanische Jungfrau immer drum herum ums wirkliche Ding, den Phallos und die Phalloshülse, und über aller wirklichen Mischung der Flirt! Im Sport verzweifelt zu dem wirklichen Leib zurück, um dennoch wieder bei der Zahl zu landen, beim Rekord! Und mit dem Motor

immer schneller zwischen allen Dingen dieser Erde hin und her, bis auch der letzte Zwischenraum zersogen war!

Jetzt war der letzte Zwischenraum zersogen, entdeckt, verbraucht, gesammelt oder aufgeteilt. Sein war der Zwischenraum der Salze und der Elektronen, sein war der Zwischenraum der Worte, sein war der Zwischenraum der ganzen Welt, der Dinge aus den ausgeträumten Tier- und Pflanzenträumen und auch der Dinge aus dem eignen Menschentraum. Da bildete sich im Großhirn noch ein Zeitungslappen, dort sammelten sich die letzten Zwischen-Zwischenräume, dann war's zu Ende.

Die wirklichen Dinge waren eingesogen, die Jenseitswelt war bankrottiert, die Zwischenräume waren aufgebraucht, der Krebs der Machtgier hatte alle Großhirnzellen überschwemmt. Da war es eine Zeit lang still ums Embryo, so still wie's in der Zwischenwelt gewesen war, in jener Welt des Zwischenzischens, das laut gewesen war wie's All und still wie's Nichts, still, still.

»Jetzt hat sich's mehrere Tage nicht gerührt«, sagte Lea zu Nana. Sie kam nach dem Abendessen in die Küche und besah, was Nana für sie nähte, Windelzeug und Laken. Sie musste hie und da mit irgendeinem Menschen ein paar Worte sprechen, seit Monaten war sie allein mit ihrem Embryo. »Drei Tage hab ich nichts gespürt, Nana, was sagst Du?«

»Jetzt senkt es sich«, sagte Nana, »das muss so sein. Das ist wie bei den Kühen. Wenn sich das Kalb gesenkt hat, ist's für ein paar Tage still.«

»Ah so«, sagte Lea und ging zu Bett.

Jetzt war der Leib des Embryos gebildet wie seiner Eltern Leib und seine Großhirnrinde war gebildet wie Lea Herses und wie Benno Tereks Großhirnrinde: geteilt in alle Lappen, durchtränkt mit allem Gift. Jetzt hatte es den Sonnentraum geträumt, den Wassertraum, den Pflanzentraum, den Tiertraum und den Men-

schentraum, jetzt hatte es auch seiner Eltern Traum geträumt. Da spürte es wieder Sehnsucht nach den ausgeträumten Träumen, aus denen es entlassen war. Es spürte wieder Heimweh, wie's einst als windverwehte Polle Heimweh nach seiner Mutterpflanze und nach seinem Wurzelwerk empfunden hatte. Nach allen seinen ausgeträumten Träumen ging sein Heimweh, selbst nach dem Krebsgift, das jetzt nicht mehr floss, weil alle Zwischenräume aufgesogen waren und weil der Krebs verheilt war und verschorft und abgeschwemmt. Jedoch, das war vergebliches Heimweh, vergeblich wie das Heimweh aller andern Träume! Der Weltgeist stand nicht still und träumte nicht zurück im Embryo! Der Weltgeist träumte weiter in dem Embryo, fort, immer weiter, fort, fort von den ausgeträumten Welten, fort! Fort von den Pflanzen und den Tieren! Fort von den heidnischen Menschen und den Christenmenschen! Fort von den letzten Menschen aus der Zeit der Zwischenräume! Fort von den Eltern! Hinein in seinen eigenen, ureigenen Traum, der alle ausgeträumten Träume in sich schloss! Hinein in seinen eigenen Traum, der auch den Elterntraum und auch den Traum der aufgesogenen Zwischenräume in sich schloss! Hinein in seinen eigenen, ur-eigenen Traum, der über alle andern Träume hinauswuchs in den nächsten Menschentraum! Hinein in diesen nächsten Menschentraum, der sein war, sein, sein, sein, sein eigener, ureigener Traum! Hinein in diesen Traum, hinein, hinein, hinein, hinein –

»Noch nicht pressen«, sagte die alte Hebamme zu Lea, die mit gedunsenem Gesicht in ihrer Stube lag und sich an einem Strick festhielt, den man ums Ende ihres Bettes geschlungen hatte, »nur Ruh, Frau, nur Ruh, nur Ruh, es bleibt nicht drinnen, es kommt schon ganz von selbst, nur Ruh.« Nana saß auf dem Bettrand und streichelte die Hände ihrer Herrin. »Nur Ruh, Lea«, sprach sie verzagt die Worte der erfahrenen und gefürchteten Dorfhebamme nach, »nur Ruh, Lea, es bleibt nicht drinnen, es kommt schon raus, nur Ruh.« Dann lief sie wieder aus dem Zimmer und meldete dem Krallenpeter, wie es stand. Der kochte in der Küche heißes Wasser ab, zehnmal so viel als nötig war.

Er hatte sich die Ohren mit Watte zugestopft, damit er das Gewimmer aus dem ersten Stock nicht hören musste. »Jetzt kommt der Kopf«, sprach die Amme, »da ist er schon.« Sie ließ Nana Leas beide Hände halten und träufelte abgekochtes Wasser auf. »Nur Ruh, Frau, nur nicht allzu schnell, ja, ja, so ist es gut, jetzt kommt es tiefer.« Die Kreißende keuchte: »Du musst ihm telegrafieren, Nana, lauf ins Dorf und telegrafier, lauf, lauf, sonst ist's zu spät … « Die alte Nana hatte nicht verstanden, was ihre Herrin sagen wollte, und sah sich fragend nach der Amme um. Die schüttelte nur den Kopf: Unsinn war's gewesen. »Nichts«, keuchte Lea, »nur Unsinn war's gewesen, nur Unsinn, nichts –« Sie bäumte sich, es wollte sie zersprengen. »Nur Ruh, Frau«, hörte sie, »halt, da, da, dadada … « Sie fiel zurück aufs Kissen und schloss die Augen und zwischen ihren Beinen krähte es. »Ein Mädchen«, hörte sie die Amme, »ein gesundes, dickes Weibstück.« Nana strich ihr den Schweiß aus dem Gesicht und sagte: »Ein Mädchen, Lea, ein wunderbares Kindchen.« Sie atmete ruhig ein und aus und sagte: »So, so.«

Jetzt kroch sie ganz in ihren Stolz hinein. Sie telegrafierte Benno Terek nicht und schrieb ihm nicht. Sie stellte sich nicht mehr zur Mittagszeit ans Gatter, um auf die Post zu warten. Sie strich ihn aus, verkroch sich in der Höhle ihres Stolzes und ließ das Kind an ihren Brüsten saugen. Zur Frühjahrspflanzung dingte sie einen Jungknecht, fürs Graben und fürs Düngen, und pflanzte ihre Mutterpflanzen ein. Am Abend ging sie mit dem Kind zu Bett, oft schon zur ersten Dämmerung, als dann die kurzen Tage wieder kamen. Am Sonntag schrieb sie die Geschäftsberichte an Professor Gfäller und nähte Kinderzeug. Wenn sich Verwandte meldeten und sie besuchen wollten, die Onkel oder Tanten, das städterne Kusinenzeug, schrieb sie mit schroffen Worten ab.

Wenn Linsingers auf dem Motorrad angeknattert kamen, Terese und Quirin, verschloss sie sich mit ihrem Kind in ihrer Grünen-Tümpel-Stube und Nana musste sie verleugnen.

Zuweilen, wenn sie in den Spiegel sah, sah ihrer Mutter Bild aus ihrem Spiegelbild heraus. Jawohl, genauso hatte Daniela Oldenkott gelebt, das Kind gewartet und das Land bestellt, verkrochen in der eigenen Welt und ohne Mann. Der einzige Unterschied war, Benno Terek hatte sich mit ihr getraut. Sie trug den Namen Terek, das Baby hieß Veronika Terek. Doch was bedeutete das viel? Was waren Namen viel? In Wirklichkeit war's grad wie mit Daniela Herse-Pasternak und ihrer kleinen Lea Herse-Pasternak. Wer weiß, vielleicht schlich auch Veronika später durch irgendeine städtische Villa, als Minni-Minni von der Glonn, und lauschte an der Tür? Und floh, wenn sie den Vater tot fand, mit Haut und Haaren aufgefressen von der Stadt, entsetzt zurück in ihre heidnische Glonner Höhle? So war's, so war die Zeit, nichts mehr zu ändern dran. Die Männer waren lauter Pasternaks geworden, versackt im toten Zwischenraum der wirklichen Dinge, ermattet im Betrieb, mit Haut und Haaren aufgefressen von der Stadt: Die Weiber lebten unter männerlosem Mond.

Eines Abends, als schon das Kind zur Nacht gerichtet war, gebadet und getränkt und auf die Stirn geküsst und auf die richtige Seite in den Korb gerollt, war's ihr zu licht zum Schlafen. Sie trat vors Haus, um in der Dämmerung noch ein paar sinkende Delphiniumblüten zu stützen, mit kleinen Tannenstecken und mit Bast. Da radelte der Postbote um die Krallenecke und radelte aufs Herse-Gatter zu.

Es war ein Eilbrief, ein eingeschriebener Eilbrief, die vielen Marken und die vielen Stempel waren das Erste, was sie sah, danach erkannte sie die Schrift. Sie unterschrieb den Postschein, zahlte still und wartete, bis sich der Bote wieder auf sein Rad schwang und ins Pedal trat und beim Krallen um die Ecke bog. Dann steckte sie den Brief in ihre Jackentasche und ging den Hang empor.

Am oberen Gatter griff sie in die Tasche und fühlte nach dem Brief. Vielleicht war's besser, seinen Inhalt zu ertasten als zu lesen? Sie lehnte sich ans Gatter, sah ins Tal hinunter, die Finger glitten in der dunklen Tasche hin und her an dem Papier. Jedoch sie fühlte nichts, ihr Herz war wie gebannt, nur ihre Großhirnrinde äffte sie mit tausend durcheinander schwirrenden Bildern.

Sie stieg zu dem verfaulten Stumpf des Kruzifixes und setzte sich ins Gras. War hier der Platz, die Kunde und die Botschaft zu empfangen? Nein, nein, sie schüttelte den Kopf und wusste selber nicht, was dies verneinende Schütteln heißen sollte. Sie stieg zur Mulde, wo sie ihn vor einem Jahr mit Moos und Humus zugedeckt und dann von seiner Grabesschicht befreit und an ihr Herz gerissen hatte. Dort las sie seinen Brief.

»Christus, das Menschheitsküken, der erlösungsgierige Jüngling mit dem ›Heit‹, dem Menschheitswahn, Christus grüßt die Heidin von der Glonn und verneigt sich tief vor ihr. Er hat sich skrupellos, wie sich's für einen Christus dieses letzten christlichen Jahrhunderts ziemt, in seinen alten städternen Betrieb zurückgeschwindelt, zurückgeschwindelt in die alte Position im technisch-wirtschaftlichen Großbetrieb. Am Tag versackte er in die Lohnarbeit, am Abend trieb er theoretische Physik, nachts träumte er von zwanzigstelligen Zahlen. Er hat sich auch sozial betätigt – der Pöbel, welcher Pöbel bleibt in Ewigkeit, verlangt es so von seinen Christussen. Er hat auch einen Haufen Geld verdient – sehr gutes Christusgeld, es ist per Postscheck unterwegs zur heidnischen Glonn. Er hat der Menschheit auch ein neues Buch geschrieben, den neuesten Beitrag, um sie zu erlösen, ein Buch zum Wettstreit über Korpuskulartheorie und Wellentheorie des Lichts, ein Buch von großer Zukunft, wie man sagt – ein Buch, es gibt nichts Wurschtigeres als dieses Buch.

Nein, nein, verzeih, es ist jetzt nicht die Zeit zu schlechten Witzen, Lea. Es ist die Zeit, die Brust sich aufzureißen, damit man endlich sehen kann, was drinnen schlägt. Und wer hineinschaun soll, bist Du.

Ach, und die Wurze des Waldes, und wie es jetzt am Grünen Tümpel nach dem reifen Thymian riecht! Und die Würde des Lebens, und alle zarten Farben, alle krassen Farben Deiner Blütenstauden! Und jenes heidnische Lachen, das ich vom eingeschneiten Bratschenkees herunterholen wollte, als Stefan Hadrawa mich wie die wunde Hirschkuh auf den Buckel lud! Und die vermooste Mulde unter dem gestürzten Kreuz, und tief der Phallos in dem heidnischen Purpur Deines Leibes! Und dann das Kind, wie es zum ersten Mal die dicken kleinen Arme um mich schlänge und sein lebendiges Gezwitscher Zeugnis gäbe, dass hier mein Leben weiterlebt! So lass mich nur poetisch und banal und lass mich keusch und lass mich schamlos daran denken, eh ich Dir sage, dass es nicht mehr für mich gilt.

Und warum gilt es denn nicht mehr für mich? Ich weiß, dass dort das Leben blüht, bei Dir, lebendiger Raum, Urhülle der Natur, dort ist es noch zu spüren – wie kommt es, dass es nicht mehr für mich gilt?

Es gilt nicht mehr für mich. Da ich inmitten meines Lebens ein Mann geworden bin, kann ich's nicht länger leugnen: Es gilt nicht mehr für mich. Nichts gilt mir diese Stadt, ihr schneller Fortschritt, nichts und nichts ihr baldiges Ende, nichts gilt mir diese ganze städterne Menschheit. Der Christus starb am Kreuz, weil er sein Diesseitsleben nicht mehr leben konnte – die städterne Menschheit stirbt am Fortschritt, weil sie ihr Diesseitsleben nicht mehr tragen kann: Das ist der ganze Unterschied. Der Christus bildete sich eine Jenseitswelt, um es zu tragen – die städterne Menschheit bildete sich einen Zukunftswahn, um es zu tragen: Das ist der ganze Unterschied. Jedoch es half nicht ihm und half nicht uns, dass wir uns Brücken bauten aus der Gegenwart heraus: Das Leben will gelebt sein und der Tod gestorben. Wie aber kommt es dann, wenn ich nicht mehr erlösungsgierig bin, kein zukunftswütiges Menschheitsküken mehr, dass auch das andre nicht mehr für mich gilt, die Glonn und Du und Eure heidnische Gegenwart?

Es gilt nicht mehr für mich. Es kommt, weil ich ein Mann bin, und ein Mann ist ein Soldat, und ein Soldat kann sich nicht von dem

Feld der Ehre schleichen, und schließlich ist auch hier ein Feld der Ehre, in diesen städternen Städten, wenn's auch die letzte Schlacht ist, die wir für den Menschheitswahn hier schlagen, bevor der große Friede kommt. Den großen Frieden aber wird diktieren das jenseitslose, zukunftslose, fortschrittslose, gegenwärtige, heidnisch-heilige Leben, das unsern christlich-städternen Menschheitswahn vernichten wird. Und trotzdem, ob ich auch den übeln Ausgang sehe, ich muss auf meinem Posten stehen bleiben, muss bleiben auf dem Feld der Ehre, muss bleiben im Getümmel des verlornen Menschheitskampfes, kann mich nicht abseits stellen, kann nicht mehr zurück. Ich kann nicht fliehn, weil ich ein Mann bin meiner Zeit und somit ein Soldat auch dieser Zeit, ich kann nicht fliehn vor meiner Zeit, ich kann es nicht.

Jedoch, was ist das noch für ein Soldat, der gegen das Leben kämpfen muss, an das er glaubt, und für den Wahn, den er verenden sieht? Und so mache ich Schluss, Lea! Dort in der Glonner Welt kann ich nicht mehr, ich kann dort nicht mehr Wurzel fassen – hier in der städternen Welt, auf meinem angebornen Posten kann ich nicht mehr, ich kann hier nicht mehr blühn: Sag selbst, Du Gärtnerin, was ist an einer solchen abgeschnittenen Knopflochblume?

Es bieten sich ja viele Wassergläser an, in denen solche abgeschnittene Knopflochblumen für eine kurze Spanne sich erholen können: das Wasserglas mit Geld und Technik und Betrieb, das sportliche Wasserglas, das geistige Wasserglas, gefüllt mit toter Wissenschaft und schaler Mystik und mit jüdischen Witzen – und dann, mein Gott, was schwatze ich, die Glonn, die Glonn, die Glonn. Ja, herrlich könnte sich die abgeschnittene Knopflochblume aus der Stadt im Grünen-Tümpel-Wasser und im Kühlen-Graben-Wasser, in Deiner ganzen wasserklaren Welt erfrischen und erholen: Die Wurzeln aber bleiben abgeschnitten, sag es selbst!

So will ich ein Mann sein und quitt. Quitt auf die schlimme Weise meiner Zeit, doch quitt. In Ehren, wer gleich mir fällt und sich nicht belügt, wenn er das Abendrot auf das verlorne Schlachtgefilde scheinen sieht. Im ersten Weltkrieg war es nicht zu mir gekommen, und oft war's Scham, was ich bei aller Seligkeit des Lebens vor mei-

nen toten Kameraden spürte. Jetzt ist's gekommen, in dem zweiten Kampf. Der dritte Kampf, der letzte Kampf wird schrecklich sein: Da wird die Menschheit ohne Männer kämpfen müssen. Und so ist's Zeit, dass jetzt die letzten Männer fallen. Und quäl Dich nicht darum, wie es geschieht, lass dies mein letztes Zeichen sein.

Gesegnet seist Du, Lea. Mit aller Kraft hast Du mich halten wollen und durch Dein Schweigen stärker als durch alle Worte. Und schrecklich der Gedanke, dass Du jetzt das gleiche Leben leben musst wie Deine Mutter, das männerlose Leben. Du aber bist ein Weib, Du kannst ein männerloses Leben leben, Du kannst die letzte lebenspendende Hülle der Natur bewahren, Du kannst sie weitergeben an Dein Kind, Urhülle der Natur, den hoffnungsvoll hinkeimenden, den unverwüstlichen, den ewigen Rest, der Dein ist.

Gesegnet sei Deutschland, seine dichten Nebel, seine dicken Wolken, seine härene und golddurchwirkte Sprache. O wir holden Barbaren! In den Sonnenländern, in den glatten Ländern: Ihre letzten Männer werden fallen durch den schrecklichen Zufall, durch das amerikanische Gas und durch das Harakiri Asiens. Wir, da alle Welt das eigene Leben nicht mehr leben und den eigenen Tod nicht sterben kann, dieses können wir noch, wenn das Leben uns verschüttet ist: sterben unseren eigenen Tod.

Gesegnet sei unser Kind. Soll in Ehre halten seinen Vater, der ein Mann war und nicht leben konnte in der männerlosen Zeit. Soll in Ehre halten seine Mutter, die eine große Würde durch das Leben trägt und eine große Liebe erfahren hat.

Und einen großen Schmerz, ich weiß! Süße Lea! Minni-Minni von der Glonn! Einsam eingerollt ins eigene Selbst! Geh in Deinen Garten, Heidin, brich Dir eine Dolde Rittersporn, leg sie unserm Kind aufs Kissen, sag ihm jenes Wort vom Bratschenkees, dran auch die pathetischen Toten dieser letzten Menschheitsniederlage glauben: Noch immer war der Mensch der Herr der Erde; er war das Erste und wird das Letzte sein.«

Die Dämmerung war dicht geworden, die letzten Worte waren kaum noch zu entziffern. Die Heidin lief den Hang hinunter und brach die höchste Dolde ihres Rittersporns und legte sie dem

schlafenden Kind aufs Kissen und flüsterte gehorsam durch die dunkle Stube: Noch immer war der Mensch der Herr der Erde; er war das Erste und wird das Letzte sein.

Anhang

Korrekturen und Eingriffe

Die Verweise mit Seitenzahl und Zeilennummer beziehen sich auf die vorliegende Ausgabe. Änderungen bei Orthografie und Interpunktion werden nur aufgeführt, sofern sie bedeutungsverändernd sind. Die Grundlage der Korrektur ist ggf. mit angegeben.

7.25 weiß, ← weiß ◇ Ms
17.32 danke –« ← danke.« ◇ Ms
40.15 es ← er
42.17 blinden ← blindem
51. 4 tschüs tschüs tschüs ← djüs djüs djüs
53.27 Mehltau ← Meltau ◇ Ebenso 217.32 und 219.14.
54. 9 der gleichen Sanftmut ← dem gleichen Sanftmut
69.14 berauschend ist der Ruf ← berauschend der Ruf
79. 9 weißt ← weiß
95. 9 am ← a. ◇ Ms
99.20 Vertrag ← Vortrag ◇ Ms
100.24 lachend! ← lachend? ◇ Ms
122.13 geben ← gebn ◇ Ms
131.26 Es war nicht ← Er war nicht
140.27 guten ← gute ◇ Ms
141.10 Fonds ← Fond ◇ Ebenso 141.11.
141.19 Steckbrief Hadrawas ← Steckbrief Hadrawa
146.28 antwortete ← antwortet ◇ Ms
154.34 ein ← eine
159.26 der Herr der Erde ← der Erde
192.27 Auf einmal ← Auf, einmal ◇ Ms
194.27 Wochenendhäuser-Spekulationsterrain ← Wochenendhäuser, Spekulationsterrain ◇ Ms
210.16 Pralinés ← Pralinées
222.27 waren. ← waren? ◇ Ms
222.29 Spinnenwelt. ← Spinnenwelt? ◇ Ms
227. 9 Elektronen ← Elektrone
240. 1 bildeten ← bildete

Anmerkungen

Tauschen wir nicht die Substanz gegen den Schatten ein,
büßen wir für diese tote Menge an Wissen nicht das Leben ein?
(D. H. Lawrence) [1]

8. 1 ohne das Asthma des Verstandes ··· Rest jener lebendigen Urhülle der Natur ◇ Vgl. D. H. Lawrence' *Liebende Frauen*: „Die Güte, die Heiligkeit, der Wunsch nach Schöpfung und fruchtbarem Glück waren wohl versiegt und ließen nur den einen Drang nach einer Art von Erkenntnis zurück, nach geistloser, fortschreitender Erkenntnis" (Lawrence-2004b: *Kapitel 19, Mondhell*, 428.27–32) und „Wenn wir dann das Wissen besitzen, verlieren wir nicht alles – außer das Wissen? [...] Wenn ich alles über die Blüte weiß, verliere ich die Blüte dann nicht und habe nur noch das Wissen über sie? Tauschen wir nicht die Substanz gegen den Schatten ein, büßen wir für diese tote Menge an Wissen nicht das Leben ein?" (Lawrence-2004b: *Kapitel 3, Klassenzimmer,* 63.13–19).
Vgl. auch das Schicksal von Ramper in Mohrs Drama *Ramper* (1925): „Ein Tier wird aus mir! Das Denken schließe ich ab, das Sprechen schließe ich ab, [...] das Leben schließe ich nicht ab!" und „Er tut mir so leid, daß er wieder ein Mensch werden muß." (Ramper-1925: 12 und Ramper-1925: 27).

8.12 Die Glonn besteht aus drei Höfen ··· ◇ Glonn deckt sich teilweise mit der Wolfsgrub, heute ein Ortsteil von Rottach-Egern am Tegernsee. Der Hersehof entspricht in seiner Lage dem Löblhof, den Mohr zusammen mit seiner Familie fast 15 Jahre bewohnt. Glonn ist ein mehrfach vorkommender Orts- und Gewässername in Bayern. Er tritt als Topos auch an anderen Stellen in Mohrs Œuvre in Erscheinung, z. B. in *Das Einhorn* (Einhorn-1997) und *Der Arbeiter Esau* (Esau-1924).

9. 1 Maffa ◇ Maffen: halb unterdrücktes Bellen eines Hundes (DWB).

[1] Siehe Anm. zu 8.1

9.22 Nüll ◇ Eduard van der Nüll (1812–1868) war ein bedeutender österreichischer Architekt, der aufgrund von breiter negativer Kritik an seinem Stil Suizid beging.

13. 5 Oldenkott ◇ Oldenkott war der Name mehrerer Tabakfabrikanten in den Niederlanden und in Deutschland vom 16. bis zum frühen 20. Jh.

13. 8 für ein fünfundzwanzigjähriges Ding ··· ◇ Vgl. die zwei Figuren Otto Boll und Fritz Hellmann in *Die Freundschaft von Ladiz*, die ebenfalls ohne elterliches Wissen eine gewagte Gebirgstour unternehmen, jedoch deutlich jünger als Lea Herse und Anton Pasternak sind. Beide Paarungen sind jeweils norddeutsch / süddeutsch gemischt (Ladiz-1931: 326–333).

15.33 Botzong-Kamin ◇ Kamin am Predigtstuhl im Kaisergebirge in Österreich. Es ist anzunehmen, dass Mohr in jungen Jahren auf einer Klettertour am Predigtstuhl oder zumindest in der Nähe war. Am 13.10.1929 erwähnt er wohl den Botzong-Kamin bzw. die Botzong-Scharte in einem Brief aus Bandol an der Côte d'Azur in Frankreich an Käthe Mohr: „Die Felsen überm Meer hier sind das Schönste, was ich auf der Welt kenne. […] 10–20 Meter hohe uralte griffige Botzongs für mich. Ich kann noch klettern wie als Gymnasiast" (Briefe-2013: 155.16–19).

16.10 Heinrich von Kleist. Älter als dreißig Jahre ··· ◇ Heinrich von Kleist (1777–1811) wurde immerhin 34 Jahre alt, bevor er Suizid beging.

16.14 Anton Pasternak ◇ Pasternak ist ein im Russischen und Polnischen häufig vorkommender Familienname. Für den aus Bayern (Franken) stammenden Vater von Lea Herse wäre dieser Name eher ungewöhnlich, da die Migrationswellen von Polen im 19. Jh. an die Spree, den Rhein und die Ruhr liefen und weniger in die Region, aus der auch der gebürtige Würzburger Mohr abstammt. Siehe auch Anm. zu 91.3.

16.16 Fritjof Nansen ◇ (1861–1930), norwegischer Friedensnobelpreisträger von 1922, u. a. Nordpolarforscher und in späteren Jahren Diplomat.

19.12 Gezelle ◇ Guido Gezelle (1830–1899) war ein bedeutender flämischer Dichter.

22.10 Nana ◇ Nach Briefe-2013: 41, Anm. 195, ist „Nani" eine Angestellte auf dem Löblhof. Auch ist „Nana" der Name der Mutter

der Hauptfigur Therese Gall in *Das Einhorn* (Einhorn-1997).

23.30 Ne pleure pas ··· ◇ Frz.: Weine nicht, meine arme Terese. […] Weine nicht, wenn ich so von meiner Familie spreche. Ich spreche prinzipiell bildlich, das ist die Sprache der Glonn, jeder macht es auf seine Weise. (Übers. RS)

24. 6 künstlichen Dünger ◇ Während der Jahre 1925–1930 gab es einen ersten Höhepunkt in Produktion und Einsatz von künstlichem Dünger in Deutschland. Vgl. z. B. Smil-2001.

24.34 Thomasmehl ◇ oder Thomasschlacke ist ein Nebenprodukt der Stahlerzeugung. Es wurde seit Ende des 19. Jh. als billiger Dünger eingesetzt.

24.34 Kainit ◇ Mineral, das ebenfalls in Düngemitteln verarbeitet wird.

26. 9 Rousseau ◇ Jean-Jacques Rousseau (1712–1778): französischer Schriftsteller und Philosoph. In verschiedenen Schriften klagt er Gesellschaft und Zivilisation an. Er zog sich für einige Jahre in eine Eremitage im Wald zurück.

26.29 Quirin ◇ Der Legende nach wurden Reliquien des Märtyrers Quirinus, im Jahr 269 in Rom enthauptet, dem Benediktinerkloster Tegernsee gestiftet. Er gilt als der Patron vom Tegernsee.

29.19 Almrausch ◇ Käthe und Eva Mohr schicken Max Mohr in Shanghai am 17.10.1936 in einem Brief ein wohl getrocknetes Exemplar des Almrausch, worüber er sich sehr freut (Briefe-2013: 607.17–20).

35.14 Messingkäfig ◇ Vgl. die Reise von Therese Gall zu ihrem Vater in *Das Einhorn,* wo es auch eine Schlafwagenszene im „Messingkäfig" gibt. Die Stimmung dort ist jedoch, im Gegensatz zu Leas bösen Vorahnungen, geprägt durch ungetrübte Vorfreude (Einhorn-1997: 32 f.). Siehe auch nächste Anm.

35.27 Hundertmal konnte man das in den Takt der Räder hineinplärren ◇ Das gleiche Motiv verwendet Mohr auch in *Venus in den Fischen*, wenn Nelly Otterloo von Berlin in den Süden nach Bayern mit ihrem „Ratterkarren" zu dem Hof fährt, aus dem ihr Liebhaber Sebastian Quaß stammt. Zum Rhythmus des Automobils erklingen hier die weitaus weniger optimistischen ersten Zeilen von Friedrich Nietzsches Gedicht *Vereinsamt*: „Die Krähen schrein / und ziehen schwirren Flugs zur Stadt: / Bald wird es schnein - / Wohl dem, der jetzt noch

Heimat hat.“ (Venus-1993: 226)
In *Das Einhorn* sind es jedoch sommerliche Vögel, die Therese Galls Zugreise (siehe vorige Anm.) begleiten (Einhorn-1997: 33).

38. 3 Ein gewaltiger Garten ··· sonnenbestrahlte Reich ◇ Vgl. die Schöpfungsgeschichte in 1. Mose 1–3 (Luther-1912).

38.12 Pomeranzenland ◇ Gotthilf August von Maltitz (1794–1837): *Hans Kix Reise in's Pomeranzenland*, ein „Gedicht in sechs Gesängen“, „Deutschlands männlicher Jugend“ gewidmet, das die „Vaterlandsliebe“ und das Heldentum anhand von Überlieferungen und Legenden propagiert, die die Hauptfigur bei einer Italienreise kennenlernt (Maltitz-1827).

38.14 Hier ist es ··· einer kauernden Taube ◇ Vgl. 1. Mose 8:11 f., wo Noah festes Land sucht: „Da merkte Noah, daß das Gewässer gefallen wäre auf Erden. […] und ließ eine Taube ausfliegen; die kam nicht wieder zu ihm.“ (Luther-1912)

38.18 Brot aus Luft ◇ Für die Bindung des Stickstoffes in der Luft in künstlichem Dünger wurde Anfang des 20. Jh. das Motto „Brot aus Luft“ verwendet (Hermann-1965).

39.12 Wie gehst Du so fröhlich ··· ◇ Adaption des Kapitels *Der Fluch der Kröte* von Gustav Meyrink (1868–1932) in *Des Deutschen Spießers Wunderhorn* (Meyrink-1913).

39.34 Der böse Wolf hatte Kreide gefressen, um die sieben Zicklein zu täuschen ◇ In *Der Wolf und die sieben jungen Geislein* in Grimms *Kinder- und Haus-Märchen* versucht der Wolf vergebens, seine Verkleidung als Mutter der Geißlein zu perfektionieren, indem er seine Stimme mit Kreide milder macht (Grimm-1812: 17–20).

41. 5 Bechterew ◇ Assoziation mit *Morbus Bechterew:* Der russische Neurologe Wladimir Michailowitsch Bechterew (1857–1927) beschrieb diese Erkrankung, die unter seinem Namen im deutschen Sprachraum bekannt ist. Sie kann zu einer starken Bewegungseinschränkung und zu einer veränderten Körperhaltung führen.

41.29 Frogge ◇ mittelenglisch: *Frosch* oder *Kröte* (MED-2007).

48. 1 Eine feste Burg ist unser Geld ◇ *Eine feste Burg ist unser Gott* ist ein Kirchenlied, der Text stammt von Martin Luther. Max Weber (1864–1920) kommt zu dem Ergebnis, dass im Protestantismus das religiöse Streben durch das Leistungsprinzip

und die Anhäufung von Reichtum Ausdruck gefunden hat. So schreibt er etwa: „Es liegt auf der Hand, wie mächtig das ausschließliche Streben nach dem Gottesreich durch Erfüllung der Arbeitspflicht als Beruf […] die »Produktivität« der Arbeit im kapitalistischen Sinn des Wortes fördern mußte.“ (Weber-1905: 106.25–107.5)

48. 2 Alle Menschen gehören ins Zuchthaus ◇ Möglicherweise bezieht sich Mohr auf eine Passage von Houston Stewart Chamberlain (1855–1927) aus seinem geschichtsphilosophischen Werk *Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts* (1899), das sich zu einem Standardwerk des rassistischen und ideologischen Antisemitismus entwickelte: „Eine schlimmere Rotte gewohnheitsmässiger Verbrecher als unsere Fürsten kennt die Geschichte nicht; juristisch betrachtet, gehörten sie fast alle ins Zuchthaus.“ (Chamberlain-1899: 827.22ff.)

49.11 Delphinium ◇ bzw. Rittersporn taucht in Mohrs Werk allenthalben auf, z. B. in *Das Einhorn* als Geschenk „für die Geliebte“ (Einhorn-1997: 107). Es scheint Mohrs Lieblingsblume zu sein. Siehe auch nächste Anm.

49.12 Staudengartens ◇ Mohr schreibt an D. H. Lawrence am 08.04.1928, dass ein Staudengarten („shrub-garden“) angelegt wird, dort wächst auch „Delphinium, blue, two meters in altesse“ (Briefe-2013: 100.22f.).

67. 7 Asthma der Gedanken ◇ Siehe Anm. zu 8.1.

67. 9 ein Rest jener lebenspendenden Urhülle ··· wich die Urhülle der Natur vom Menschen zurück. ◇ Mohr setzt hier den Verfall des Heidentums mit der Vertreibung aus dem Garten Eden gleich (1. Mose 2:8–3:24, Luther-1912).

67.19 Moses ··· Goldenen-Kalb-Tänzern zu verständigen ◇ Während sich Moses auf dem Berg Sinai befindet, wo er von Gott Gebote und Weisungen erhält, fertigt das Volk ein Kalb (wohl eine Stiergottheit) aus Gold an, das es anbetet. Moses überzeugt Gott, das Volk deshalb nicht zu vernichten. Im Anschluss steigt Moses mit den Gesetzestafeln vom Berg herab, die er jedoch angesichts des Treibens des Volkes aus Wut zerschmettert. Er verkündet, es sei Gottes Wille, dass diejenigen, die Gott dem Herrn angehören, die übrigen töten sollen. (2. Mose 24 und 32, Luther-1912)

67.22 der findige Nihilist ◇ Jesus formuliert seine Ablehnung der

gesellschaftlichen Strukturen und damit auch des Judentums: „So jemand zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein.“ (Lukas 14:26, ähnlich in Matthäus 10:37 u. a.) Als Ausgleich dafür existiert das „Himmelreich“ (z. B. Matthäus 3:2, 4:17). (Luther-1912)

72.13 gewaschen in dem uralten schwarzen Gewässer von Babylon ◇ Vgl. Psalm 137, der das babylonische Exil beschreibt: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten.“ (Luther-1912)

72.24 Printemps ◇ Warenhauskette seit 1865 mit (berühmten) Filialen in Paris.

73.15 Die Füchse haben Gruben ··· sein Haupt hinlege ◇ Aus Lukas 9:58 und Matthäus 8:20: Jesus spricht dort zu seinen Jüngern (Luther-1912).
In *Das Einhorn* wird mit diesem Zitat in zweideutiger Weise sowohl der Mittagsschlaf von Therese Galls Ehemann als auch das Schicksal ihres verschollenen Sohnes Thomas kommentiert (Einhorn-1997: 95 f.).

81.17 Art des Rabbi von Nazareth ◇ Siehe Anm. zu 67.22.

82. 6 Es war aber eine Kluft und ein Stein daraufgesetzt ··· ◇ Aus der *Erweckung des Lazarus* (Johannes 11:38–44, Luther-1912): Jesus ruft hier den bereits bestatteten Larazus ins Leben zurück.

84. 7 Kaiserkron und Päonien rot ··· ◇ Wohl von Mohr verfasst. Im Ms Änderungsschicht vorhanden.

85.32 Mou-Mäulchen ◇ mou (frz.): weich; die Bedeutung in dieser Verwendung ist wohl „Schmollmund“.

91. 3 Terek ◇ ist der Name eines westlichen Zuflusses des Kaspischen Meeres in Russland und Georgien am nördlichen Rand des Kaukasus. Am diesem Fluss existiert auch eine Stadt gleichen Namens. Auch der Name von Bennos ‚Schwiegervater‘ Pasternak weist nach Russland (siehe Anm. zu 16.14).

95.13 Ladenschwungs ◇ oder Ladenschwengel: die verächtliche Bezeichnung eines Ladendieners (der für die Kunden die Schwingtür aufhält).

98.15 alten Hunnenstroms ◇ Die Hunnen errichteten im 5. Jh. einen Herrschaftsraum an der Donau.

98.18 Spervogel ◇ Oberdeutscher Spruchdichter, der Ende des 12.

Jh. lebte.

98.29 wurze des waldes ··· ◇ Deutsches Kirchenlied aus dem 12. Jh., Spervogel zugeschrieben. Im Mittelhochdeutschen hat das Wort „wurze“ bzw. „würze“ die Bedeutung „Wurzeln“, „(Würz-)Kräuter“ oder „Würze“.

101. 2 Lavendelcousine ◇ Vielleicht inspiriert von dem englischen Folksong *Lavender's Blue*, von dem unterschiedliche Textfassungen existieren.

101. 6 großes protestantisches Begräbnis mit vielen Zylinderhüten und vielen Regenschirmen ◇ In Mohrs früher Novelle *Frau Marie's Gast* (1920) wird das Begräbnis des Vaters der Hauptfigur Hans Jung ähnlich beschrieben (Marie-2019: 63.11 ff.).

101.24 vier Jahre Weltkrieg ··· Extrajahr in englischer Gefangenschaft ◇ Auch Max Mohr teilt das gleiche Schicksal. Vgl. Biographie-2016: 29 ff.

102.13 Krems in der Wachau ◇ Mohr macht im Oktober 1927 Station in Dürnstein, einem Nachbarort von Krems. Er logiert dort „für 8 Tage“ im Hotel Richard Löwenherz und tritt danach die „Heimfahrt per Floß-schlepp-Dampfer“ an. (Brief an KM vom 15.10.1927, in Briefe-2013: 84.21–25.)

Mohr berichtet die Erlebnisse dieser Reise auch an D. H. Lawrence in einem Brief. In seiner Antwort charakterisiert Lawrence Mohrs Wesen aufgrund dieser Reisebeschreibung. Es spiegelt sich schließlich auch im Roman in Benno Tereks Verhalten wider und beschreibt auch bereits das Ende:

> Had your letter today – and so you've actually sailed down the Danube on a raft! It sounds great fun: but when one comes to dead cities with exhausted people, the gilt goes off the gingerbread. But what a restless soul you are! No, you must learn to be more peaceful inside yourself, or one day you'll just explode like a rocket, and there'll be nothing left but bits. (DHL an MM vom 31.10.1927, Briefe-2013: 85.9–13)
>
> Habe heut Ihren Brief bekommen – Sie sind ja wirklich auf einem Floß die Donau runtergesegelt! Klingt echt nach Spaß: Aber wenn man dann in tote Städte mit ausgebrannten Leuten kommt, dann ist der Lack wieder ab. Was für ein ruheloser Geist

> Sie doch sind! Nein, Sie müssen lernen, in sich drin friedvoller zu sein, sonst explodieren Sie eines schönen Tages wie eine Rakete, und dann bleiben bloß noch Krümel übrig. (Übers. RS)

102.29 Kommet zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid ◇ Jesus spricht in Matthäus 11:28 diese Worte (Luther-1912).

103.15 ein altes Tor ◇ Wohl das *Steiner Tor* in Krems an der Donau, das einzige bis ins 20. Jh. erhaltene Stadttor.

104. 2 eine alte Ruine ◇ Es handelt sich um die Burgruine Dürnstein. In dieser oder einer benachbarten Burg soll Richard Löwenherz (1157–1199) vom österreichischen Herzog Leopold V. im Jahr 1192 festgesetzt worden sein.

104. 8 verkriechen wie ein angeschossner Fuchs ◇ Vgl. die Erzählung von Xaver Ragaz über einen angeschossenen Fuchs in *Die Freundschaft von Ladiz*:

> Der meine hatte einen guten Schuß, da ist er mit gesenkter Rute davongehuscht, ins Dickicht hinein, hat sich versteckt und keinen einzigen Laut gegeben. Da kriecht er dann ganz in seine mitternächtliche Seele hinein und läßt die Mitternacht um sich sein wie einen sicheren schwarzen Prunkmantel, ohne Weh, ohne Klage, bis es soweit ist. (Ladiz-1931: 314)

108. 7 eine Floßfahrt ◇ Siehe Anm. zu 102.13.

110.15 Bruck-Fusch ◇ Auch heute noch Name des Bahnhofes in *Bruck an der Großglocknerstraße* an der Salzburg-Tiroler-Bahn von Salzburg nach Wörgl. Mohr bereist die Großglocknergruppe bereits 1919 (Brief von MM an Käthe Westphal vom Oktober 1919, Briefe-2013: 24.1–7).

112. 1 sein Reich war nicht von dieser Welt ◇ In Johannes 18:36 antwortet Jesus Pilatus auf die Frage, ob er der Juden König sei: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde;“ (Luther-1912)

113.20 Dass mir niemands hold ist ··· ◇ Wohl von Mohr verfasst; mehrere Bearbeitungsstufen im Ms vorhanden.

117. 4 Gundisch ◇ ist ein kleiner Ort in Kärnten in der Nähe zu Slowenien, ca. 200 km in der Luftlinie vom Ort der Handlung entfernt.

119.22 Stefan Hadrawa ◇ Eventuell inspiriert von dem Wiener Volksdichter und Schriftsteller Josef Johann Hadrawa (1869–1950), siehe Czeike-2004: 18.

129.15 die Männer halbe Weiber ◇ In D. H. Lawrence' *Liebende Frauen* werden die durch die Großstadt verdorbenen halben Männer von der Figur der Puss bevorzugt: „[…] die ganze Boheme-Bande, das waren nur Halbmänner. Aber mit Halbmännern konnte sie umgehen." (Lawrence-2004b: *Kapitel 7, Totem*, 128.31–129.1)

131.20 Abraham die Engel des Herrn bewirtet ◇ Abraham lässt die drei Engel, die ihn besuchen, mit Brot, Butter, Milch und Kalbsbraten bewirten (1 Mose 18:1–8, Luther-1912).

134.20 Kerker ◇ Siehe Anm. zu 143.3.

139.34 der Mensch der Herr der Erde ◇ Vgl. Psalm 115:16: „Der Himmel allenthalben ist des HERRN; aber die Erde hat er den Menschenkindern gegeben." (Luther-1912)

139.35 Er war das Erste und wird das Letzte sein ◇ Jesaja 44:6: „So spricht der HERR […]: Ich bin der Erste, und ich bin der Letzte, und außer mir ist kein Gott." Ähnlich in Jesaja 41:4 und 48:12. Offenbarung 1:10 ff.: „und hörte hinter mir eine große Stimme wie einer Posaune, die sprach: Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte". Ähnlich in Offenbarung 22:13. (Luther-1912)

142.25 der Mensch sich alle sieben Jahre häutete ··· ◇ Die Einteilung des menschlichen Lebens in Jahrsiebte existiert seit der Antike. Diese Idee wird im frühen 20. Jh. durch den Begründer der Anthroposophie Rudolf Steiner (1861–1925) wiederbelebt.

143. 3 schweren Kerker ◇ Die Kerkerstrafe existiert in Österreich bis 1974. Schwere Kerkerstrafe beinhaltet zusätzliche Haftverschärfungen.

148.23 Ka-Ha-Zet ◇ Vielleicht Assoziation von „Kurti" mit Kurt Helmut Zube (1905-1991), Autor und Verleger mit individualanarchistischen Tendenzen (vgl. Uwe Timm in Eckhardt-2006: 4–20). Seine erste Publikationstätigkeit fand wohl im Jahr 1928 statt (Eckhardt-2006: 28). Ob Mohr ihn kennt, konnte nicht ermittelt werden.

150.15 Maigres coqs sautent bien ◇ Frz.: Magere Gockel springen gut. „Sauter" kann hier auch eine sexuelle Bedeutung oder Konnotation haben.

151.26 Um die Ecke kam der Knabe, trink ihn aus, den Trank der Labe ◇ Wohl eine Kombination aus dem seit dem seit dem 19. Jh. bekannten Unsinnsgedicht: „Finster war's, der Mond schien helle / Schnee lag auf der grünen Flur, / Als ein Wagen blitzesschnelle / Langsam um die Ecke fuhr. / Drinnen saß ein blonder Knabe / mit kohlrabenschwarzem Haar, / […]" (Dähnhardt-1898: 58) und der Zeile „Trink ihn aus, den Trank der Labe" aus dem Gedicht *Das Siegesfest* (1803) von Friedrich von Schiller (1759–1805).

152.32 Je suis gentilhomme et je mourrai gentilhomme ◇ Frz.: Ich bin Gentleman und ich werde als Gentleman sterben.

156. 7 Späherpatrouille ◇ Eine Wanderung in eisiger Kälte findet sich auch in *Frau ohne Reue* (Frau-1994: 88–93) und in D. H. Lawrence' *Liebende Frauen* (Lawrence-2004b: *Kapitel 31, Eingeschneit*, 812–816), wo die männlichen Figuren jeweils den Tod durch Erfrieren finden.
In *Die Freundschaft von Ladiz* ist es Fanny Purgasser, die bei einer Schiwanderung in einem abgehenden Schneebrett stirbt (Ladiz-1931: 237–240).

157.15 Was juchazit drauß auf dem Tannenbaum? ··· ◇ Wohl von Mohr verfasst. Im Ms steht zwischen den Strophen jeweils noch der Text »summ, summ, summ«.
In *Frau ohne Reue* erscheint das Gedicht abermals in veränderter Form (Frau-1994: 105 f.).

160. 3 Glaube ans Jenseits euch Berge versetzt ◇ Vgl. Matthäus 17:20, wo Jesus zu seinen Jüngern spricht: „Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: […] Denn wahrlich ich sage euch: So ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so mögt ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin! so wird er sich heben; und euch wird nichts unmöglich sein." (Luther-1912)

160.14 ist das Herzchen noch so matt, an Gottes Tisch wird jeder satt ◇ Ähnlich in mehreren Publikationen nachweisbar, z. B.: „Wenn du die rechte Hand thust auf, so kommen wir mit vollem Lauf, und werden, sind wir noch so matt, von deinen Gütern Alle satt." (Elsner-1832: 222, Nr. 518:2)

160.35 die Kindlein hast Du zu Dir kommen lassen ◇ In Matthäus 19:14 spricht Jesus zu seinen Jüngern: „Aber Jesus sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes." (Luther-1912)

161.22 roter Schnee ◇ Auch in *Die Freundschaft von Ladiz* wird der Schnee im Moment der Todesgefahr so beschrieben. Fanny Purgasser stirbt dort unter einem abgehenden Schneebrett (Ladiz-1931: 239).

163.16 hättet der Liebe nicht, so stinket ihr nur ◇ Vgl. 1. Korinther 13:1: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle." (Luther-1912) und Anm. zu 82.6.

174. 8 Geh zu den Müttern, Faust ◇ Aus Johann Wolfgang von Goethe: *Faust. Der Tragödie zweiter Teil.* Faust steigt in das Reich der Mütter hinab, der Abschnitt beginnt so:

> Mephistopheles.
>
> […]
> Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern,
> Folg' ihm hinab, er führt dich zu den Müttern.
>
> Faust (schaudernd).
> Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
> Was ist das Wort, das ich nicht hören mag?
>
> (Goethe-1832: 75 ff.)

174.27 verloren die zehn Zehen ◇ Mohr ist im Jahr 1922 im eisigen Januar im Alleingang auf einer alpinen Tour im Salzburger Land, bei der er Erfrierungen an den Füßen erleidet und im Lauf des Jahres bei Operationen einen Teil seiner Zehen verliert. Mohr wird von Albert Krecke operiert (Biographie-2016: 55 ff.), dem er später ein Exemplar von *Die Heidin* schickt. Krecke zeigt sich vom Roman außerordentlich begeistert (Brief an MM vom 26.12.1929, Briefe-2013: 171.1–17). Siehe auch Abschnitt *Entstehung und Wirkung*.

186.32 Henri Rousseau ◇ (1844–1910), französischer Maler dessen Werk dem Postimpressionismus und der Naiven Realistischen Malerei zugerechnet wird. Mohr sieht bei einem Parisaufenthalt, allerdings erst nach der Fertigstellung des Romans, „herrliche Rousseaus" (Brief an KM vom 24.10.1929, Briefe-2013: 160.5). Er interessiert sich jedoch auch schon vorher für den Maler (siehe Brief von DHL an MM vom 10.10.1927, Briefe-2013: 81.14).

187. 2 grüner Tümpel ··· ◇ Mohr könnte sich dabei auf ein oder mehrere Gemälde von Henri Rousseau (siehe Anm. zu 186.32)

beziehen. Vielleicht hat er auch das etwa briefbogengroße Gemälde *La mare: ciel orageux* (1865) des Landschaftsmalers Théodore Rousseau (1812–1867) in Erinnerung, das einen Tümpel mit zwei Menschen am Rand zeigt. Das Bild befindet sich während Mohrs Parisaufenthalten dort im Musée du Louvre.

187.35 das gefährliche Purpurtier der Vollmondträume ◇ Vgl. die Beschreibung des Schafbockes Napo in *Das Einhorn*: „Die magische Scheibe […] verwandelte ihn in einen fremden wilden Mondbock." (Einhorn-1997: 24)

188.26 Sollst auf deinem Bauche kriechen und Staub fressen ◇ Die Schlange hat den Menschen verführt, Früchte vom Baum der Erkenntnis zu essen. „Da sprach Gott der HERR zu der Schlange: Weil du solches getan hast, seist du verflucht vor allem Vieh und vor allen Tieren auf dem Felde. Auf deinem Bauche sollst du gehen und Erde essen dein Leben lang." (1. Mose 3:14, Luther-1912)

188.27 sollst im Schweiße deines Angesichts ◇ In 1. Mose 3:19 spricht Gott zum Menschenpaar, nachdem es aus dem Garten Eden vertrieben wurde: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden." (Luther-1912)

188.27 sollst deine linke Backe hinhalten ◇ In Matthäus 5:39 spricht Jesus zu seinen Jüngern: „[…] so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar." Auch ähnlich in Lukas 6:29. (Luther-1912)

188.28 sollst arm sein ◇ Das Alte Testament sieht die Armut eher als zu überwinden an, etwa 5. Mose 15:4: „Es sollte allerdinge kein Armer unter euch sein […]" Jedoch in der Feldrede von Jesus (Lukas 6:20): „Selig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist euer." Oder in Jakobus 2:5: „Hat nicht Gott erwählt die Armen auf dieser Welt, die am Glauben reich sind und Erben des Reichs, welches er verheißen hat denen, die ihn liebhaben?" (Luther-1912)

188.28 durch ein Nadelöhr gehn ◇ Aus Matthäus 19:24: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme." In Markus 10:25 und Lukas 18:25 identischer Text. (Luther-1912)

188.29 sollst deine Priester gut bezahlen ◇ Bezug wohl auf die Pflicht,

den „Zehnten“ für Gott zu geben in 3. Mose 27:30–32 (Luther-1912).

189.27 Prunkdiner ◇ Vgl. hierzu auch die Bewirtungsszene in *Die Freundschaft von Ladiz*, mit der Philipp Glenn und Xaver Ragaz zwei badende Studentinnen zunächst am Teich und danach in ihrer Alm bewirten. Auch hier führt es zu einer körperlichen Vereinigung zwischen den zwei Paaren, die sich bilden. (Ladiz-1931: 299–303)

190. 5 180 PS! ◇ Bedeutung unklar. Auch im Ms genau so.

192.34 sprang er von der anderen Seite her in den Teich ◇ Vgl. die ‚Schwimmprobe‘, die Philipp Glenn auf Drängen von Fanny Purgasser in *Die Freundschaft von Ladiz* erfolgreich absolviert. Fanny *behauptet* jedoch nur, die Strecke regelmäßig zu schwimmen und fordert Philipp auf, es zum Beweis seiner männlichen Stärke ebenfalls zu tun. (Ladiz-1931: 194–196)

198.13 Loder ◇ Lodenweber.

202.31 Dann heiratest Du mich ··· nehmen lässt ◇ In D. H. Lawrence’ Romanen *Aarons Stab* (Lawrence-2004a) und *Liebende Frauen* (Lawrence-2004b) wird stark thematisiert, wer sich dem anderen unterordnet. Beide Geschlechter möchten die Unterordnung des Partners erreichen. Aaron verlässt seine Familie, weil er diesen Kampf nicht mehr weiter führen möchte. Gerald Crich befreit sich erst von der destruktiven Beziehung mit Ursula Brangwen, als ihn Ursula in einem Akt der Dominanz erschlagen will.

204. 3 keinen anderen Beruf wie Geldverdienen ◇ Vgl. hierzu *Venus in den Fischen*: „Wenn diese Summe zusammengekratzt war, konnte er wiederkommen. Dann ließ sich wieder über die Sache reden. Dann konnte man eine ehrliche Existenz zusammen gründen. Vielleicht auch eine Familie. Vorher waren alle Mittel des Money-makens erlaubt.“ (Venus-1993: 176)

208.30 eine Schlupfhose in einem Giftgrün ◇ (Gift)grüne Damenbekleidungsstücke, vor allem Schlupfhosen werden in Mohrs Romanen öfters von Frauen getragen, die sich auf der Reise – auch im übertragenen Sinn – befinden. In *Frau ohne Reue* trägt Lina Gade ein grünes Kleid an dem Tag, an dem sie ihre Familie verlassen wird (Frau-1994: 7.24f.). Ebenfalls treten hier, in der Romanhandlung Jahre später, zwei gleich gekleidete Figuren, „die zwei verschollenen Gestalten in den zwei

hellgrünen Sommerkleidern“ (Frau-1994: 130), auf: Es handelt sich dabei um Lina und ihre Tochter Jane, die nach langen Jahren auf dem Weg zurück zu Janes Vater sind.

211. 3 Der verlorene Sohn ··· ◇ In Lukas 15:11–24 von Jesus erzähltes Gleichnis: Der jüngste Sohn lässt sich vom Vater sein Erbteil auszahlen. Nachdem er dieses verprasst hat, verdingt er sich notgedrungen als Schweinehirt auf einem fremden Hof. Dass er bei seinem Vater die Schweine hüten könnte, ist undenkbar, da dieser als Jude gewiss keine unreinen Tiere hält. (Luther-1912)

211. 8 Abrahams Schoß ◇ Im *Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus* wird der arme Lazarus nach seinem Tod „getragen von den Engeln in Abrahams Schoß“, während der Reiche Mann „in der Hölle und in der Qual“ endet (Lukas 16:19–31, Luther-1912).

213.30 Was Du gern willst, das man Dir tu ··· ◇ Vgl. Tobia 4:16: „Was du nicht willst, daß man dir tue, das tu einem andern auch nicht.“ Ähnlich in Matthäus 7:12. (Luther-1912)

214. 2 Gfäller ◇ Therese Galls Vater Leo in *Das Einhorn* lebt, in ähnlichem Alter wie Professor Gfäller, von der Welt abgeschieden in einem Berghof bzw. einer Hütte in der Nähe des fiktiven Ortes *Gfäll* im Karwendel (Einhorn-1997).

228. 7 Nachtigall, ach Nachtigall ◇ Es ist wohl das vom russischen Komponisten Alexander Alexandrowitsch Aljabjew (1787–1851) geschriebene und damals populäre Lied *Die Nachtigall* (russ.: „Соловей мой“) gemeint. Es wird auch in *Frau Marie's Gast* von Frau Marie gesungen und am Flügel begleitet (Marie-2019: 35.5 f.).

232. 9 Cook & Son ◇ Britisches Reisebüro, das bekannt für gut organisierte Reisen war und seit 1871 unter *Thomas Cook & Son* firmierte.

233.16 unterm männerlosen Mond ◇ Mohr verwendet diesen Ausdruck in einem Brief an Käthe Mohr vom 15.10.1927 aus Dürnstein: „Nonnenkloster mit einem einzigen Insaßen unter männerlosem Mond. Mönch im Nonnenkloster (Äbtissinenzimmer) über dem Strom.“ (Briefe-2013: 85.2–4). Siehe auch Anm. zu 102.13.

Der Mond beeinflusst auch das menschliche Verhalten, wie Mohr 1935 an Käthe schreibt: „So sanft ist die richtige

Welt, die chinesische, und Amerika-Europa-Literatur-Politik-Technik-Kapital so gewalttätig! Alles Gewalttätige wird absterben, alles Sanfte, vom Mond, Helfende, Kindliche wird's überleben." (Brief vom 29.06.1935, Briefe-2013: 446.23–25)
Der Mond taucht allenthalben in Mohrs Werk auf: Er ist gleichermaßen das Gestirn der Frauen und der Männer.

236.11 hob es sich im schwarzen Zwischendampf ··· ◇ Die Entstehung unseres Planetensystems orientiert sich an der sog. *Urwolkentheorie*, die bereits Immanuel Kant (1724–1804) im Jahr 1755 in *Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels* darlegt: Sie beschreibt eine Wolke aus Elementen, die Bewegung dieser Gase, deren Verdichtung, die Entstehung der Sonne und die Entstehung der Planeten aus den um die Sonne kreisenden Gasen (Kant-1755: 27–31), bis hin zur Entstehung des Wassers aus Gasen und Dämpfen (Kant-1755: 95 f.). Mohr setzt diese Theorie im Text (236.11–237.4) in dichterische Sprache um.

242. 3 Blubb-Blubb ◇ In *Frau ohne Reue* spürt die schwangere Lina Fenn es ebenfalls so, „als ob ein Bläschen aus der Urzeit in ihr platzte: »Blobb! Blobb!«" (Frau-1994: 118.1 f.)

245.23 Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen ◇ Im 2. Buch Mose 20:4 spricht Gott diese Worte, ähnlich auch im 5. Buch Mose 5:8 (Luther-1912). Vgl. auch nächste Anm.

245.26 namenlosen Gott ◇ Zusätzlich zum Argument, dass der Gott einer monotheistischen Religion keinen Namen haben soll, der ihn zu anderen Göttern in Relation setzen würde, leitet Erich Fromm (1900–1980) das Gebot, Gottes Namen nicht zu nennen, aus dem Bilderverbot (Anm. zu 245.23) ab. Er schlägt die Übersetzung von Gottes Namen, wie er in 2. Mose 13 f.:

> Mose sprach zu Gott: Siehe, wenn ich zu den Kindern Israel komme und spreche zu ihnen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt, und sie mir sagen werden: Wie heißt sein Name? was soll ich ihnen sagen? Gott sprach zu Mose: ICH WERDE SEIN, DER ICH SEIN WERDE. Und sprach: Also sollst du den Kindern Israel sagen: ICH WERDE SEIN hat mich zu euch gesandt. (Luther-1912)

thematisiert wird, als „Mein Name ist Namenlos" vor. (Fromm-1983: 96.5–97.4)

246. 5 platonischen Traum, weil die Idee Idee blieb ◇ Die *Ideenlehre Platons* verteilt sich auf zahlreiche platonische Dialoge (siehe RAC: Bd. 17, 213–246).

254. 5 mein letztes Zeichen ◇ Der Ingenieur Benno Arkadi begeht in Mohrs Drama *Sirill am Wrack* (1923) am Ende ebenfalls resigniert Suizid (Sirill-1923: 65f.).

254.21 sterben unseren eigenen Tod ◇ In D. H. Lawrence' *Liebende Frauen* sinniert Ursula Brangwen in ähnlicher Weise: „Ein Leben in fruchtloser Routine, ohne innere Bedeutung, ohne irgendeinen wirklichen Sinn? […] Wie viel reiner und würdevoller wäre es, tot zu sein! […] Denn wo konnte man das Leben noch finden?" (Lawrence-2004b: *Kapitel 15, Sonntagabend*, 320.16–24)

254.28 Rittersporn ◇ Siehe Anm. zu 49.11.

Das Manuskript

der erste ursprüngliche Schluß
wär der einzige gute gewesen.
(Max Mohr) [2]

Man kann davon ausgehen, dass Max Mohr bereits zu Lebzeiten das Manuskript[3], und zwar vor dem 16.06.1930,[4] der Handschriften-Sammlung der Münchner Stadtbibliothek übergibt, die 1924 von Hans Ludwig Held gegründet wurde.[5] Diesem glücklichen Umstand ist seine heutige Verfügbarkeit zu verdanken.

Form

Es ist vom Autor mit Federhalter und schwarzer Tinte verfasst, Korrekturen sind ebenfalls damit vorgenommen. Es besteht aus 12 linierten Heften im Folioformat,[6] auf deren ungeraden Seiten der fortlaufende Text steht. Auf den linken, geraden Seiten befinden sich meistens nur einzelne Wörter daraus, die größer und deutlicher geschrieben sind. Selten werden längere korrigierte Textpassagen, die auf der rechten Seite durchgestrichen sind, links erneut ausgeführt. Oft hält sich die Feder an die Linien, so dass bis zu 35 Zeilen Text vorhanden sind, meist ist jedoch die Zahl der Textzeilen geringer: Die Schrift verlässt gleichsam impulsiv die Lineatur. Das Manuskript enthält wesentlich weniger Absätze als der Druck; zusätzliche sind wohl im Zuge der Druckfahnen ergänzt.[7] Die Nummerierung der beschriebenen Doppelseiten endet

[2] Brief an Josef Leitgeb vom 31.01.1934 (Briefe-2013: 320:15 f.): Mohr bezieht sich hier auf aufgezwungene Änderungen an Dramen und Romanen.

[3] Siehe Heidin-Ms im *Literaturverzeichnis*.

[4] Der vom Literaturarchiv verwendete Umschlag des Konvoluts weist das Datum „16.6.30“ auf.

[5] Vgl. Lemp-1974: 5 f.

[6] 210 mm × 330 mm.

[7] Das Ms gibt andererseits detailliert für Abschnitte im Text explizit fünf Leerzeilen vor, der Druck der EA gewährt jedoch max. drei Leerzeilen.

bei 258; die tatsächliche Seitenzahl ist jedoch höher, da aus Versehen ca. zehn Seitennummern doppelt vergeben sind.

Inhalt

Die erste Seite enthält den von Mohr ursprünglich vorgesehenen Titel *Die Welt der Heiden.* Darunter ist – vermutlich erst kurz vor der Drucksetzung des Romans oder vor der Übergabe an die Handschriften-Sammlung – von gleicher Handschrift vermerkt: „(»Die Heidin«) Max Mohr 1928/29".[8]

Das Manuskript enthält zahlreiche kleinere Korrekturen. Dabei handelt es sich oft um Rücknahmen von vulgären oder sehr derben Phrasen und Wörtern. An zweiter Stelle folgen hier sexuelle Bezüge sowohl des Erzählers als auch der Figuren des Romans und negative Urteile über das Christentum. Auch viele Stellen dieser Art, die im Manuskript noch enthalten sind, fehlen im Druck. Diese werden wahrscheinlich nach dem Satz der Bogen, die Mohr zur Korrektur erhält,[9] getilgt.

Viele längere Stellen sind im Druck dann in umgearbeiteter, meist gekürzter Form zu finden. Dies betrifft oft Passagen mit sich wiederholendem Inhalt. Zwei im Druck nicht vorhandene Absätze mit ca. jeweils halber Seitenlänge sind humoristischen Inhalts. Die Abschnitte des Manuskripts, die im Druck nicht erscheinen, entsprechen im Umfang der Größenordnung von sechs Druckseiten.

Alternatives Ende

Das Manuskript enthält ein anderes Ende als die gedruckte Ausgabe im Umfang von ca. vier Druckseiten. Dieses ist auf lose, in das Heft eingelegte Blätter, die aus einem Heft gleichen Typs ausgetrennt sind, geschrieben. Sie setzen – auch optisch – übergangslos den Text fort. Aus dem Heft, dem sie beiliegen, sind jedoch keine Blätter herausgetrennt: Das publizierte Ende ist (und war möglicherweise) im Manuskript niemals enthalten. Somit ist unklar, wann das im Manuskript eingelegte Ende entsteht und ob und wann es aus welchen Gründen verworfen wird.

---

[8] Vgl. die Vorschläge des Verlages für den Titel in den Briefen des Georg Müller Verlages an MM vom 05.08.1929 (Briefe-2013: 137.1–16) und die Antwort vom 08.08.1929 (Briefe-2013: 140.7–21).

[9] Vgl. Brief des Müller Verlages an MM vom 26.08.1929 (Briefe-2013: 144).

Es ist inhaltlich stark konträr zu dem der Druckausgabe.[10] Hier tritt die Figur Benno Terek nicht mehr leibhaftig auf, er resümiert jedoch in einem Brief sein Leben: Er gibt seine zweite berufliche und akademische Karriere und sein bürgerliches Leben in der Stadt Berlin wieder auf, er verabschiedet sich endgültig. Seine Zeilen können als Ankündigung eines Selbstmordes interpretiert werden. Im optimistischen Ende des Manuskripts hingegen erscheint Benno Terek persönlich einige Zeit nach der Geburt seiner Tochter in der Glonn und bleibt bei seiner Familie.

[10] 250.22–255.3.

Biografie Max Mohrs

Max Mohr:
Schriftsteller, Arzt, Alpinist,
Individualist, Reisender, Emigrant …

Max Ludwig Mohr wird 1891 in einer jüdischen Familie in Würzburg geboren. Nach dem Abitur beginnt er dort das Studium der Humanmedizin und setzt dieses danach weiter in München fort. 1915 wird er in den Kriegsdienst einberufen, wo er 1917 seine ärztliche Ausbildung abschließt und schließlich ein Jahr in Kriegsgefangenschaft in England verbringen muss. Er betreibt für kurze Zeit eine Arztpraxis in München, gibt diese jedoch nach seiner Heirat mit der Hamburgerin Käthe Westphal auf. Mit ihr erwirbt er 1920 einen Bauernhof in der Wolfsgrub, einem Ortsteil des heutigen Rottach-Egern, der ihr Familienwohnsitz wird. Oft verlässt Max Mohr jedoch seine Familie für Gebirgstouren, Reisen und längere Aufenthalte in Berlin, wo auch teilweise seine Romane entstehen – eine freiwillig gewählte Distanz.

Ab 1920 widmet sich Mohr primär seiner Tätigkeit als Schriftsteller. Durch den Erfolg von *Improvisationen im Juni* (Uraufführung 1922) gelingt ihm der Durchbruch als Dramenautor. Bis 1931 entsteht ein Dutzend Dramen. Ab 1927 wendet er sich der Romanform zu, bis 1933 erscheinen vier Romane. Seine Karriere als Romanschriftsteller endet mit der Emigration nach Shanghai im Jahr 1934, wo er, Käthe und seine achtjährige Tochter Eva in Deutschland zurücklassend, den Arztberuf wieder aufnimmt. 1937, im Alter von 46 Jahren, verstirbt er im Exil.[11] Sein letztes Romanprojekt *Das Einhorn* erscheint erst 60 Jahre nach seinem Tod als Fragment.

Seit seiner Emigration praktisch vergessen, finden Mohr und sein Werk ab den 1990er Jahren wieder Beachtung. Dazu trägt maßgeblich auch sein doppeltes Wirken als Arzt und Schriftsteller bei. Max, Käthe und Eva werden sogar Protagonisten eines Romans.[12]

---

[11] Siehe dazu die detaillierte Biografie Biographie-2016.

[12] Reuss-2006.

Figuren, Orte, Menschen auf der Suche

Bittet, so wird euch gegeben;
suchet, so werdet ihr finden;
klopfet an, so wird euch aufgetan.
(Bergpredigt) [13]

Der Roman beginnt im Hersehof im „Tal der Glonn“ an der Südseite des Tegernsees. In *Die Heidin* ist die Glonn ein Abbild der Wolfsgrub, wo Mohr zusammen mit seiner Familie fast 15 Jahre den Löblhof bewohnt.[14] Wie auch in vielen seiner anderen Werke ist der persönliche Lebenshintergrund des Autors stets immanent. Der Hersehof dient jedoch im Gegensatz zu Mohrs Domizil nicht nur zur Selbstversorgung, sondern ist ein Haupterwerbshof mit Gesinde, „Pferdezucht und Hühnerzucht, Milchwirtschaft und Wiesenbau“.[15]

Die Romanhandlung beginnt, kurz nachdem Daniela Oldenkott,[16] ebenfalls eine Hamburgerin wie Käthe Mohr, an einer verschleppten Blinddarmentzündung verstorben ist. Ihre Tochter Lea, der Name ist lautlich ähnlich zu Käthe und Max Mohrs Tochter Eva, erfährt hier erst aus einem „dicken Brief“ von ihrer Mutter die Wahrheit über ihre Abstammung: Sie verdankt ihre Existenz einem einmaligen, zufälligen Zusammentreffen von Daniela und dem Studenten Anton Pasternak, einem gebürtigen Franken, wie Max Mohr, bei einer Gebirgstour. Leas Mutter zieht sich in ihrer Schwangerschaft auf den Hersehof zurück. Die Abgeschiedenheit dort führt auch zur Isoliertheit ihrer Tochter.

Lea steht nun in ihrer wirtschaftlichen Existenz am Scheideweg. Der geerbte landwirtschaftliche Betrieb steckt in der Krise. Sie trägt jetzt nicht nur allein die Verantwortung für den Hof, sie ist nun, endgültig abgenabelt von der mütterlichen Fürsorge, auch gezwungen,

[13] Luther-1912: Matthäus 7:7.

[14] Siehe Anm. zu 8.12.

[15] Für **wörtliche Zitate aus dem Romantext dieser Ausgabe** sind i. d. R. keine Referenzen angegeben; stattdessen wird empfohlen, bei Bedarf die Suchfunktion für die textidentische E-Book-Ausgabe (Heidin-2019) zu verwenden.

[16] Zu den Namen der Romanfiguren siehe die *Anmerkungen* in diesem Band.

ihren Weg selbst zu finden: Lea begibt sich alsbald auf die Suche nach ihren Wurzeln nach Berlin, dort lebt ihr Vater. Sie setzt ihre Kusine Terese Nüll als Verwalterin ein und erschießt ihren greisen Hund, seit ihrer Kindheit ihr enger Begleiter. Die relative Zurückgezogenheit des Löblhofes steht auch bei Max Mohr im Kontrast zu seinen zahlreichen Aufenthalten in Berlin, vor allem gegen Ende der 1920er Jahre.

Mohrs persönliche Erfahrung liefert gewiss die Figuren und die Kulissen für die Berlinreise von Lea. Nach einigen Episoden, die ihre Abneigung gegenüber dem Stadtleben verfestigen, trifft sie ihren Vater Anton Pasternak, Gründer und Leiter eines Unternehmens der chemischen Industrie. Er ist „Ein subalterner älterer Herr, ein abgekämpfter Beamter mit Spitzbauch und Aktenmappe", voll integriert in das Leben als „Wirtschaftsführer, Organisator, Industrieller". Lea erkennt letztlich bei einem Besuch in der Villa außerhalb der Stadt, wo er mit seiner Familie lebt, dass seine Welt nicht die ihrige sein kann, und flüchtet schnell und heimlich.

Benno Terek in Berlin hingegen, großstädtisch lebenserfahren, steckt in einem unbefriedigenden Ingenieursleben. Sein Werdegang wurde von seiner Mutter gelenkt. Er beendet mit 35 Jahren sein unerfüllendes Leben und beginnt eine Reise auf der Suche nach der „Würze" und der „Würde des Lebens", nach seinem Manntum. Mit der zufälligen Bekanntschaft Katharina Gauß – ebenfalls Opfer der „Mitte-des-Lebens-Krankheit" – begibt er sich auf eine Autoreise in Richtung Wien. Der Affäre bald überdrüssig, beendet er unvermittelt die gemeinsame Fahrt und wandert ziellos weiter. Da Benno in einer Burgruine keine Inspiration findet, setzt er seinen Weg per Floß fort. Am Bahnhof in Wien besteigt er den Zug ins Gebirge. Mohr unternimmt im Oktober 1927 die Reise von Wien über Dürnstein, den Ort von Bennos Übernachtung, und danach weiter per „Floß-Schleppdampfer".[17] Benno beginnt spontan eine Gebirgswanderung in die Großglocknergruppe, die Mohr bereits 1919 bereist.[18] Er erreicht die letzte im Jahr noch bewirtschaftete Alm des Tals, die nur durch die hochschwangere Sanni Gundisch besetzt ist.

Der Bergführer Stefan Hadrawa hat sein bisheriges Leben ebenfalls satt: Er setzt den Schikanen seines Nachbarn durch Totschlag ein Ende, obwohl er weiß, dass er Vater wird. Dass ihn ein verwehrtes Zusam-

[17] Siehe Anm. zu 102.13.
[18] Siehe Anm. zu 110.15.

menleben mit Sanni und dem Kind ebenfalls in die Verzweiflungstat treibt, können wir nur annehmen. Benno hilft ihm ungebeten – auch hier winkt „die Würze des Lebens“ –, die Behörden von seiner Fährte wegzulocken. Beide vereinbaren, da Hadrawa Geld für die familiäre Zukunft und die Flucht nach Kanada benötigt, mehrere Wochen lang Touren zu unternehmen. Schließlich erfriert Benno beinahe bei einem nächtlichen Wiederaufstieg zur Alm, er wird gerade noch von Hadrawa gerettet, verliert aber seine Zehen. Nach einem Klinikaufenthalt setzt Benno seine Reise als Landstreicher fort. Ein ähnliches persönliches Schicksal des Autors prägt auch diese Episode.[19]

Benno trifft auf der Tour mit seinem Reisegefährten – einem mit seiner Existenz glücklichen Landstreicher – mit Lea auf dem Hersehof in der Glonn zusammen. Er wirbt um sie, sie findet ebenfalls Gefallen an ihm. Verlobung und Heirat folgen kurz darauf. Benno ist jedoch mit dem Hofleben unzufrieden: Wissend, dass Lea schwanger ist, entscheidet er sich bei einer Einkaufstour in München, wo ihn seine Berliner Vergangenheit einholt,[20] den Hof zu verlassen und sein altes Leben in Berlin wieder aufzunehmen. Eine Wendung, die auch an Max Mohrs Lebenssituation erinnern mag. Leas Kusine Terese Nüll, Verwalterin des Hersehofes, und Quirin Linsinger, Leas ehemaliger Verlobter, scheinen hingegen ihr gemeinsames Glück in der Glonn gefunden zu haben.

Auf dem Hersehof wiederholt sich schließlich für Lea, was vor 25 Jahren ihrer Mutter geschah: „Und sie hatte [den Vater ihrer Tochter] nicht wieder gesehn.“ Sie igelt sich im Hersehof ein, bis sie schließlich ihre Tochter Veronika entbindet. Benno verabschiedet sich bald nach der Geburt mit einem Brief: Er betrachtet seine Suche als gescheitert, er entzieht sich dem Leben, wahrscheinlich durch Suizid.

---

[19] Siehe Anm. zu 174.27.

[20] Es passiert beim „Marsch der Roten Armee“, den er zusammen mit der russischen Kapelle in „kaukasischer Tracht“ spielt, dass bei Benno die Stimmung kippt. Interessanterweise lässt der Name Terek vermuten, dass Vorfahren von nördlich des Kaukasus stammen (siehe Anm. zu 91.3). Auch bei seinem ‚Schwiegervater‘ Anton Pasternak gibt es wohl Wurzeln, die im Gebiet der Sowjetunion liegen (siehe Anm. zu 16.14). Es liegt im Übrigen fern, Max Mohr Rassismus oder etwa Russophobie zu diagnostizieren; seine Korrespondenz belegt im Gegenteil eher Wertschätzung gegenüber dem ‚russischen‘ Kulturkreis.

Idylle und Heidentum

Ich bin Staudenzüchter und Alpinist und
habe allerlei schöne Dinge geschrieben.
(Max Mohr) [21]

Die Sehnsucht nach der Idylle tritt in Mohrs Romanen stets in Erscheinung. Sie lässt sich eng mit der Person Max Mohr in Verbindung bringen: [22] Während der Entstehungszeit von *Die Heidin* sind Enttäuschung und Frustration über seine schriftstellerische Tätigkeit in besonderem Maße vorhanden; [23] Mohr beklagt stets die gesellschaftlichen Entwicklungen, die Zivilisation töte das Ursprüngliche im Menschen ab.[24] Dies stellt er häufig in Form des Gegensatzes von Großstadt und ländlicher Idylle in seinen Romanen dar.[25]

Lea Herse leidet bereits am Stadtleben, während sie die Zeit zur Abfahrt des Zuges in München totschlägt. Dann, kurz vor Berlin: „Die vorbeisausenden Häuser verkündeten die ungelüftete Melancholie einer hoffnungslosen Generation." Leas Abneigung zeigt sich bei jeder Gelegenheit: beim Essen im „Kohlroom", beim Smalltalk der Künstler und Journalisten dort, beim Besuch im Fotoatelier von Johanna Duske. Die Werke der Künstlerin erscheinen Lea unnatürlich, sie stehen im Gegensatz zu ihrer Vorstellung von der Fotografie, die Schönheit der Natur abzubilden. Die von der Fotografin herbeigeführte homoerotische Szene krönt schließlich für Lea das Widernatürliche des großstädtischen Lebens.

Anton Pasternak ist als Leiter seines Unternehmens genauso wie jeder seiner Angestellten in einen entmenschlichten Betriebsablauf eingezwängt, in den sich Lea ebenfalls einordnen soll:

---

[21] Brief an Rudolf Borchardt vom 13.11.1928 (Briefe-2013: 103.7 f.).

[22] Siehe Biographie-2016: 93.19–25.

[23] Vgl. z. B. den Brief von MM an Rudolf Borchardt vom 13.11.1928 (Briefe-2013: 102 f.).

[24] Siehe auch Abschnitt *Entstehung und Wirkung*.

[25] Das Großstadtbild in Mohrs Werk wird im Kapitel *Mohrs Zivilisationskritik im Bild der Großstadt* in Pittner-1998: 101–107 umfangreich behandelt.

> *»Frau oder Herr ..... wünscht Frau oder Herrn ..... in Angelegenheit ..... zu sprechen.«* [...]
>
> Neben ihr stand ein blutarmer Familienvater und schrieb ohne Besinnen seine Angelegenheit auf seinen Zettel:
>
> *»Herr Meier 1 wünscht Herrn Maier 2 in Angelegenheit ›Habe nichts zu fressen‹ zu sprechen.«*

Durch Zufall lernt Lea ihren Vater vorbei am technokratischen Apparat persönlich kennen: Das Familienleben der Pasternaks ist von fragwürdigen Gefühlen geprägt, etwa von Zillys Eifersucht auf Lea, von städtischer Hypochondrie. Die Sexualität ist gehemmt und grotesk: „Du weißt doch, dass heute Samstag ist ... "

Schon Mohrs erster Roman *Venus in den Fischen*[26] steht dem städtischen Leben ablehnend gegenüber. Die Verkommenheit der Zivilisation wird am Beispiel einer Geburt gezeigt: Die drei daran beteiligten Ärzte hintergehen sich gegenseitig. Der Assistenzarzt Sebastian Quaß will dennoch ein aufrichtiges Leben führen. Er scheitert an seinem Streben – ähnlich wie Benno. Dadurch kommt es in der Folge indirekt zu einem Todesfall: Ein Patient stirbt gewaltsam.

Das Ländliche hingegen bietet Raum, abseits dieser Zwänge ein schönes und naturverbundenes Leben zu führen, etwa den „Luxus" eines Staudengartens mit einer Verdienstmöglichkeit zu verbinden. Das Verhältnis von Großstadt zum ländlichen Leben auf dem heimatlichen Hof ist jedoch keine einfache Gut-Schlecht-Relation. Fragwürdig, vielleicht ironisch, ist schon die Definition „der alten europäischen Natur", in der der Mensch der Idylle eher dem Tier gleichgesetzt wird:

> Dort lagert noch in versteckten Seitentälern jene körperliche Urhülle der Natur, darin der Mensch noch atmen kann ohne das Asthma des Verstandes [...]

Ähnlich ist es auch im Nachfolgeroman *Die Freundschaft von Ladiz*, wo Ladiz die Idylle ist, „Arche-Noah, Auf-den-Bergen-wohnt-die-Freiheit, Vita-Nuova",[27] um deren Erhalt Xaver Ragaz kämpft; „unsere irrsinnige Wollen-Sollen-Zukunfts-Welt"[28] wird verteufelt.

[26] Venus-1927.
[27] Ladiz-1931: 71 f.
[28] Ladiz-1931: 227.4 f.

Die Heidin stellt die Schattenseiten des Landlebens mit bissiger Ironie dar: Einerseits gibt es die Hypochondrie einer Blinddarmentzündung von Zilly Pasternak, andererseits erfahren wir, dass Leas Mutter an einer eisern ignorierten Appendizitis verstorben ist: „noch am Tag vor Durchbruch und Tod hatte sie ihren Hengst Carlo geritten statt zum Arzt zu gehn." Man darf hier zynisch anmerken, dass ihre Rosskur nicht funktioniert hat. Später im Roman erfährt man, dass Sanni Gundisch' „Kälblein schon geworfen war." Idylle und Heidentum als Gleichstellung von Nutztier und Mensch zu sehen, das sollte als Mittel zur Distanzierung verstanden sein.

Das Idyllische ist alles andere als perfekt. Einengung durch die Abgeschiedenheit und ungewollte Intimität sind die Regel: Die Tennentür verrät nächtliche Stelldicheins. Die Verlobung und die Hochzeit werden nur im engsten Kreis, ohne Verwandte gefeiert. Die Rede des Knechtes zur Verlobung von Lea und Benno ist respektlos und derb statt feierlich, man kann sie bestenfalls noch als schenkelklopfende Urigkeit betrachten:

> »Also«, sagte er, rülpste das Schweinerne vom Mittagessen von sich und roch an dem perlenden Teufelstrank, »indem dass ich ein ausgefranster alter Loder bin mit eingewachsenen Zehennägeln, und indem dass meine Nana ein zahnlucketes altes Weib ist und immer dürrer wird von Tag zu Tag […]«

Es nimmt nicht wunder, dass Benno in München schließlich den großstädtischen Annehmlichkeiten und Vergnügungen erliegt, die ihn in sein altes Leben zurückwerfen: Eine weitere berufliche Karriere in Berlin erscheint ihm erfüllender als das Landleben.

Die Idylle ist auch ökonomisch rissig: Die traditionelle, diversifizierte Landwirtschaft lohnt sich nicht mehr, und ohne die Hilfe der chemischen Großbetriebe, die Kunstdünger liefern, lässt sich nicht mehr rentabel wirtschaften. Auf dem Hersehof ist ein Umbruch nötig, eine Lösung steht in Form eines Zucht- und Veredelungsbetriebes in Aussicht: Die Idylle scheint gerettet.

„Ohne Geld gibt es keine weibliche Selbstherrlichkeit und keine männliche Wissenschaft!"[29] Diesen Satz finden wir in *Venus in den*

[29] Venus-1993: 84.27–29.

Fischen. In *Die Heidin* kommen beide Seiten bei Leas und Bennos Tochter zusammen: Benno rechnet in einem Brief an Lea offen mit seinem Leben ab und gesteht sein Scheitern als männlicher Stadtmensch. Jedoch ist sein erwirtschaftetes Vermögen eine finanzielle Sicherung: Der Fortgang des Lebens in der Glonn ist für Lea samt Tochter sicherer.

Auch *Die Freundschaft von Ladiz* und *Das Einhorn* zeigen das Leid des Geldverdienens, das der Rückzug aus der Welt mit sich bringt: Xaver Ragaz plant, eine Professur anzunehmen, die ihn praktisch zum Wochenendpendler zum alpinen Rückzugsort seiner Familie machen würde. Thereses Galls Vater Leo muss jahrelang seine Kunst in der Stadt gewinnbringend verkaufen, um seine Vision in den Bergen finanzieren zu können. Am Ende stirbt er, ohne sein Werk vollenden zu können.

Das angeprangerte Städtetum und die verwerfliche Wissenschaft als Gegensätze des Heidentums seien aus „diesen christlich-technischen Städten" entsprossen. Diese Herleitung ist jedoch fragwürdig: Auch in nicht christlichen Gesellschaften gibt es diese Entwicklung. Dass das „Heidentum" außerhalb der Städte beheimatet ist, ignoriert die unter der Landbevölkerung ausgeprägte starke religiöse Orientierung. Der Vorwurf an die protestantische Leistungsethik, den Kapitalismus in den Städten zu schaffen,[30] ist jedoch nachvollziehbar. Vielleicht meint Mohr auch eher etwas, das die „Heiden" – und wohl auch er selbst – fühlen mögen: „[…] eine blödsinnige Anlage […] Um alle Beete ein schnurgerader Irissaum, dazwischen wie eine Kompanie Soldaten in Reih und Glied die Rosenstöcke." Was Lea für den Pasternakschen Garten empfindet, gilt auch für den Friedhof, alles ist streng geregelt, in den Prozessen automatisiert. Man muss sich das „Heidentum" als Freiheitsdrang, vielleicht als individuellen Anarchismus vorstellen:

> Am Rand der steilsten Glonner Wiese lag Frau Herse begraben, nach einem blutigen Kampf mit den Behörden war es gelungen, ein Grab außerhalb des Kirchhofs graben zu dürfen, ein Grab auf eigenem Boden. Fast hätte Lea in letzter Stunde den Kampf aufgegeben und den Leichnam an Staat und Kirche ausgeliefert […]

Das „Heidentum" scheint eher bei den Frauenfiguren zu finden sein.

[30] Siehe Anm. zu 48.1.

Lea träumt bei ihrem Vater von der Erweckung des Lazarus.[31] Doch sie erweckt ihren Vater nicht – ein wohl aussichtsloses Unterfangen –, sondern ergreift sofort die Flucht aus seinem Haus. Auch auf der Alm findet sich das weibliche Heidentum:

> […] das Weib, das ein wahres Weib war […] Und der Staat und sein Recht und seine Helfer und seine Helfershelfer, die fielen zwischen diesen heidnischen Menschenblicken ins Nichts.

Heidentum bedeutet Abwendung von der Zivilisation: Freiheit, Anarchie und Vertrauen in das Ur-Menschliche sind die Ideale. Der Roman spricht Mensch und Tier die Fähigkeit zu, sich im Individuellen, abseits der zivilisierten, von den Religionen mitgeprägten Ordnung zusammenzuraufen. Abschätzig ist „das verlogene politische Gerauf" mit seinen Auswirkungen auf Europa beschrieben:

> Jetzt sind die Linien verwischt, viele politische Fettfalten laufen wirr über das welke Fleisch, überall hin und nirgendwo hin, du kannst nicht mehr erkennen, wo diese Dame atmet und wo sie verdaut.

Eine Art Vorstufe der Idee des „Heidentums", die einen Ausweg aus der verdorbenen Zivilisation bietet, erscheint in *Venus in den Fischen*, und zwar in Form der Jahrtausende alten Lehre der Astrologie: In ihrer Ursprünglichkeit echt und wahr, wird sie mittels Doktor Abba, „dieses magischen Tieres", gelebt. Seine „Neger-Astrologie"[32] ist der verdorbenen europäischen überlegen.

Naturmystizismus als Gegenpart zum Rationalen und Intellektuellen zeigt sich in Bennos Verhalten: Er nimmt die Zeilen von Spervogel – tatsächlich handelt es sich dabei auch um ein altes Kirchenlied – als Inspiration. Er deutet die vermeintlich belebende „Würze des Waldes"[33] als Gegensatz des „verpfuschten Großstädtertums". Er steigert sie zur „Würze des Lebens, Würde des Lebens", die er dann in der Natur sucht. Trotz seiner Zweifel („eine blödsinnige romantische Idee") schläft er in einer Burgruine, in der auch Richard Löwenherz gefangen gehalten

[31] Siehe Anm. zu 82.6.

[32] Venus-1993: 69.1 f. und Venus-1993: 39.11.

[33] Siehe Anm. zu 98.29.

worden sein soll. Von Alpträumen geweckt, sucht er das Hotel „Richard Löwenherz“ auf: Die Lächerlichkeit seines Vorhabens wird sichtbar.

Allenthalben erscheint der Mond als Ikone des Ursprünglichen: „unterm männerlosen Mond“[34] verwandelt sich immer noch der zivilisierte Mann in das heidnische „gefährliche Purpurtier“. Doch die Macht des Mondes ist angeschlagen, er ist „am Untergehn“: Er beleuchtet zwar noch die alten Stätten, etwa „das dunstige Tal des alten Hunnenstroms“, meist aber nur noch die Eskapaden der Touristen. Der Mond ist „drunten“, die Städte sind jetzt die „Mondkraterlandschaft“.

Im Romantext finden sich über 25 verschiedene, oft gekürzte und/oder für den Kontext verfremdete Bibelzitate, größtenteils aus dem Neuen Testament.[35] Sie werden meist eingesetzt, um das Christentum zu kritisieren und vorzuführen. Gleich zu Beginn wird *das* christliche Symbol angegriffen: Leas Begehren, ein altes Kruzifix umzutreten, erfüllt sich später durch Benno. Ihre religionsfeindliche Haltung tritt offen zutage, als sie die Bigotterie bei der als besonders religiös geltenden Ellen Wladden („eine Heilige“) erkennt. Es ist der Auslöser, wütend das christliche Heilsversprechen abzulehnen: „als Schwein mit Flügeln wird sie in den Himmel aufsteigen.“ Benno hingegen hadert und kämpft trotz des von ihm überwunden gehaltenen Glaubens noch damit, da dieser ihn immer wieder bedrängt. Im Alptraum wird er vom Lehrer verfolgt, „mit der rechten Hand die Bibel zum Schlag gegen sein Gesicht erhoben“. Er bejammert vor Hadrawa die Unfähigkeit der modernen Zivilisation, sich zwischen Religionslosigkeit und Christentum zu entscheiden. Der „Heide“ Hadrawa hat dagegen gar kein Bedürfnis mehr, sich damit auseinanderzusetzen, was er schließlich mit „Leck mich am Arsch mit Deiner Wassertreterei“ unmissverständlich zum Ausdruck bringt.

Auch in *Die Freundschaft von Ladiz* führt die Rahmenhandlung das Scheitern der Religion und damit der Zivilisation vor: „ER MACHT SICH ETWAS ÜBERIRDISCHES VOR UND VIELE WERDEN IHM NACHFAHREN!“[36] In *Das Einhorn* ist das religiöse Erbe der Familie noch vorhanden, existiert aber nur noch in Form von Lebensweisheiten oder gibt Impulse, etwa bei der Schafzucht, die Thereses Mutter aus

[34] Siehe auch Abschnitt *Neues Manntum?*
[35] Siehe Abschnitt *Anmerkungen.*
[36] Ladiz-1931: 105.9ff.

den alttestamentarischen Ernährungsvorschriften ableitet.[37] Thereses Vater Leo schafft sein Relief einzig zur Ehre Gottes, es ist aber, im Gegensatz zur kommerziellen Kirchenkunst („wer es mir bezahlt?"),[38] nicht mehr für andere Menschen bestimmt. Die Religion ist, wie Leos Relief, in der Sackgasse angekommen.

Am Ende von *Die Heidin* wird eine kosmotheistische bzw. pantheistische Sicht offenbart; die Religionen werden nur als Episoden gesehen: Nachdem sich das Interesse des Embryos an der dinglichen Welt in seiner Entwicklung erschöpft, sind das Judentum, das Christentum und schließlich der Kapitalismus Zwischenphasen. Der „Weltgeist" löst diese endlich durch einen neuen, „ur-eigenen Traum" wieder ab.

Der Begriff des „Heidentums" ist schwer zu fassen. Mohr kann ihn wohl auch nicht klar definieren. Es scheint sich dabei eher um ein Gefühl, um eine Sehnsucht zu handeln. Bei einer Wanderung nahe Bandol hat Mohr gewissermaßen seinen *locus amoenus* gefunden:

> Altes Ulysses-Land, […] nicht durch die deutsche Brille gesehn, sondern viel älter, ewiger, heidnischer. Ganz verzaubert. Latschen, Pinien, Erika, Eidechsen, Felsen, Meer.[39]

Nicht ohne Grund zeigen sich einige Zeitgenossen irritiert: Dem Roman „kruden Naturmystizismus" zu attestieren, ist genauso eine nachvollziehbare Reaktion, wie dass er sich fruchtlos am Christentum reibt.[40]

[37] Einhorn-1997: 22.1–15.
[38] Einhorn-1997: 54.12.
[39] Brief an KM vom 13.10.1929 (Briefe-2013: 155.29–32).
[40] Siehe zu diesen Kritiken Abschnitt *Entstehung und Wirkung*.

Neues Manntum?

Nun war's ein Hammel. Nun taugte er nur noch zur Schur, zur Mast, zur Schlachtbank, zu weiter nichts auf dieser sonnenüberfluteten und mondbeschienenen Zauberkugel. (Max Mohr) [41]

Max Mohr schreibt im Jahr 1928 in einem Brief:

> Die Fünfzig- bis Sechzigjährigen [...] sind schwermütig geworden, die Plattfüßigkeit zwischen Zwanzig und Dreißig scheffelt Geld und ist ein Nichts: was ist mit uns in den Mannesjahren, dreißig, vierzig: wo stecken wir? [42]

Dieses Zitat aus der Korrespondenz – eines unter vielen dieser Art – offenbart Mohrs persönliche Befindlichkeit. Die Endphase der Weimarer Republik ist geprägt vom Hinterfragen traditioneller Selbstverständlichkeiten wie der Religion, dem Untertanentum, dem Standesdenken, der Geschlechterrollen. Reaktionäre, rassistische und faschistische Strömungen schaffen auf der anderen Seite einen Gegenpart: Eine konfliktgeladene Atmosphäre voller Erschütterungen und Unsicherheit schwebt über Mitteleuropa, die auch an Künstlern und Schriftstellern nicht spurlos vorübergeht. Wie genau sich all dies auf Max Mohr und dessen Werk ausgewirkt hat, wäre hier wohl eine interessante Fragestellung.

Das Thema „Manntum" jedenfalls ist *der* Kristallisationspunkt des Romans: Zahlreiche Episoden zeigen, dass die zivilisierten Männer und Frauen eben keine „Heiden" mehr sind, dass die Geschlechter degenerieren und sich angleichen, dass das Zusammensein von Frau und Mann und die Familie verkommen.[43]

---

[41] *Das Einhorn* (Einhorn-1997: 25).

[42] Brief an Rudolf Borchardt vom 13.11.1928 (Briefe-2013: 103.13–15).

[43] Zu dieser Thematik vgl. auch das Kapitel *Schwache Männer, starke Frauen* in Pittner-1998: 140–143.

Die Männer verlieren ihre Männlichkeit und ihre Orientierung:

> Die Männer flohn zwar aus dem ziehenden Nebel und seinen heidnischen Geheimnissen, streckten den nackten Bauch der Sonne entgegen wie die Weiber und verloren ihr Manntum dabei, doch das verlorene Manntum der Männer war nicht ins Nichts versunken. […] Es […] senkte sich in die Weiber ein. […] So sind die Weiber halbe Männer geworden und die Männer halbe Weiber, und die Sonne hat Flecken bekommen vor Wut über diesen Weiberverrat, und der Nebel der Erde ist dichter geworden im verzweifelten Kampf um die verlorene Männergenossenschaft […]

Wie dieser „Weiberverrat“[44] genau aussieht, darauf gibt der Roman mehrschichtige Antwort. Zunächst einmal nehmen die Frauen zunehmend die traditionelle männliche Rolle des Bestimmens und Wirtschaftslenkens ein. So sind Lea und Terese Nüll für die wirtschaftliche Entwicklung des Hofes verantwortlich. Lea ist eine starke und absolut selbstbestimmte Frau. Anders als die Stadtmenschen ist Lea bei der Entscheidungsfindung ebenso sicher wie ihre Mutter:

> Ihr verdankte sie es, dass sie ein Herz hatte, sich zu entscheiden. […] sie hatte nicht geflunkert wie diese Zeitgenossen ringsum, wie diese Hin- und Herpendler zwischen Gut und Bös.

Die Frauen profitieren hier von der Schwäche der Männer, wo *Venus in den Fischen* noch „die Zerstückelung der modernen Frau“ zwischen Beruf und Mutterschaft beklagt: Sie leidet unter der „Hölle des Frauenstaates“ und unter „den dunklen Männerdingen dieses entzweigeborstenen Planeten“.[45] Später in *Frau ohne Reue*[46] ist die Situation dann zweigeteilt: Während die weibliche Hauptfigur daran untergeht, gibt es auch die Haltung „Laß die Männer für dich handeln, wie sie wollen, und bereue nichts, laß die Männer es bereuen.“ Diese fühlen

[44] Vgl. dazu auch den Standpunkt Mohrs zur modernen Frau, wie er in Biographie-2016: 93.26 f. dargestellt wird.

[45] Venus-1993: 154, Venus-1993: 174, Venus-1993: 222.

[46] Frau-1933

sich folglich „Erledigt von den Weibern! Das Rückenmark ausgesogen und fertig!“[47]

Die Frage: „Gibt es wirklich keine Männer mehr?“ wird auch bereits in *Venus in den Fischen* gestellt.[48] In *Die Heidin* erzeugt das Fehlen des selbstbestimmten Manntums die „Mitte-des-Lebens-Krankheit“:

> Wie alle Dreißigjährigen seiner Generation pendelte er hilflos zwischen Minderwertigkeitsgefühlen hin und her, zwischen Kleinheitswahn und Größenwahn, zwischen Melancholie und Frechheit. […] konnte er sein wahres Manntum und seine männliche Form nicht finden.[49]

Benno unternimmt verschiedene Versuche, sein vermeintlich verlorenes Manntum wieder zu erlangen: Neben dem Geldverdienen, Bennos letztem Versuch, hat er die pseudo-archaische Vorstellung eines Männerbundes, den er mit Hadrawa eingehen will, der jedoch – wenn überhaupt – nur kurz besteht. Das Manntum ist hier eher Höhlenmenschkarikatur: Hadrawa macht den Vorschlag, zwei Frauen als Beute in die Hütte, also in ihre „Höhle“, hineinzuzerren.[50]

In *Venus in den Fischen* bildet sich ebenfalls ein Männerbund von Quaß und Abba, für den Quaß zunächst die Beziehung zu Nelly und eine gemeinsame familiäre Zukunft opfert. Er ist nicht von Dauer oder gegenseitigem Nutzen, da er allein – es ist ähnlich bei Hadrawa – den Affekttäter Abba schützt, der am Ende dann doch die Gemeinschaft in Europa verlässt.

In *Die Freundschaft von Ladiz* wird das unerquickliche Thema „Manntum“ dann weiterentwickelt. Die zwei Hauptfiguren Philipp Glenn und Xaver Ragaz beginnen einen Streit, bei dem es um das reine Recht Haben und sich Durchsetzen geht;[51] er gipfelt in einer körperlichen Auseinandersetzung. Die Männer wahren Distanz vom weiblichen Einfluss, sie sind sich ihres Manntums bewusst: „Die Weiber selbst sind alle miteinander genau so problematisch, wie wir sie

[47] Frau-1994: 45:25–27, Frau-1994: 62.12 f.

[48] Venus-1993: 136.

[49] Dies ist die Charakterisierung von Quirin Linsinger, sie trifft auch auf Benno Terek zu.

[50] Diese unseligen Gedanken hat Benno wieder, als er um Lea wirbt (192.6 ff.).

[51] „Xaver fühlte sich als der wahre Herr des Tales“ (Ladiz-1931: 19.2 f.).

haben wollen", das Ende des Matriarchats wird ausgerufen.[52] Beide Männer folgen trotzdem dem weiblichen Rat und wollen „einen neuen Männerstamm begründen". Sie hausen wie Terek / Hadrawa zusammen auf einer Alm und unternehmen Klettertouren: „eine neue Welt, eine Männerwelt."[53] Die anspruchsvolle und riskante Abschlusstour zeigt, dass die Männergemeinschaft stets brüchig ist: Glenns Zanksucht flackert wieder anlässlich einer Tafel Schokolade auf.[54]

Das Zusammenleben von Mann und Frau in der Familie wird schon in *Venus in den Fischen* mit einem Gleichnis charakterisiert: Das Spinnenweibchen frisst das Männchen nach der Paarung auf, wenn es nicht schnell genug flüchtet.[55] Am Ende fließt jedoch die Trennung von Mann und Frau im letzten Satz des Romans wieder zusammen, der familiäre Zusammenhalt und der männliche Part darin sind – anders als in *Die Heidin* – noch gesichert:

> So stützt im Urwald auch der melancholische Menschenaffe seine kleine Äffin, wenn sie dem ewigen Leben zur Ehre sich zerspalten muß.[56]

Das Spinnengleichnis ist eine Blaupause für Bennos Verhalten: Er wandert als Landstreicher durch die Welt, er kehrt bei Lea ein, er zeugt mit ihr ein Kind und zieht weiter, bevor er in der Glonn „aufgefressen" wird. Die männliche Hauptfigur scheitert letztlich auch an der Aufgabe, das Gleichgewicht von Frau und Mann wieder in das ursprüngliche Verhältnis zurückzubringen: Benno weigert sich, auf dem Hof mitzuwirken, dies empfindet er als eine „Einheirat". Tatsächlich stellt sich bereits an seinem ersten Tag als Knecht heraus, dass er seiner männlichen Rolle dort nicht gerecht werden kann, da Lea die Wiese allein mähen muss. Er spielt wohl deshalb zunächst den Gigolo, was jedoch für einen Mann wie Benno verständlicherweise nicht von Dauer sein kann. Die Weichen für seine Flucht stellt schließlich die Tatsache, dass er langfristig auf dem Hof keine tragende Position besetzen kann oder will.

---

[52] Ladiz-1931: 312.20 f., Ladiz-1931: 383.12 f.
[53] Ladiz-1931: 255.15 f., Ladiz-1931: 304.5 f.
[54] Ladiz-1931: 399.25–400.20.
[55] Venus-1993: 7.22–8.16.
[56] Venus-1993: 250.

Das Motiv des Wanderers kehrt auch in *Frau ohne Reue* wieder. Die Affäre mit dem von der Zivilisation gekauften Alpinisten führt zu einem Kind. Aber „der Schädel war zu groß gewesen, es war erstickt“,[57] da es – man kann es ruhig mit den bekannten Worten ausdrücken – nicht mehr „atmen kann ohne das Asthma des Verstandes“.[58]

Das Einhorn schließlich räumt die Redundanz der Männer direkt ein: Thereses Vater verlässt seine Familie, weil er als Mann dort nicht mehr gebraucht wird, sein „Überschuss“ wird weggeschafft. Parallelen zu dem Schafbock Napo auf der Farm der Familie drängen sich auf: Der wird zwar zuweilen noch zu einem „wilden Mondbock“, jedoch lebt er allein auf dem Altenteil, seine Männlichkeit wird nur noch selten benötigt, wenn Nachwuchs geplant ist.[59] Thereses erstes Kind entstammt einer Affäre unterwegs zu ihrem Vater, die sie ohne Bedauern hinter sich lässt. Später zieht sie ihren Ehemann bewusst zur geplanten Zeugung eines Wunschkindes heran, während ihre Gedanken bei einem jungen Fischer sind.[60] Benno Tereks kurzes Gastspiel auf dem Hersehof kommt einem hier in den Sinn:[61] Er ist in der Familie nicht essentiell.

Nachdem die Männer ihren Zweck erfüllt haben, sind sie „Hammel“,[62] die sich selbst verwirklichen können, oder quasi zur Mast, also zum Geldverdienen taugen – oder, wie Terek, den Tod einer Kampfgrille vorziehen, die geschwächt wird, wenn sie eine Familie bildet.[63]

Die Heidin legt die Ursachen für Bennos labilen Charakter offen: die Erziehung der Männer durch die Mütter, das Militär und die Gesellschaft.

Bennos Mutter missbraucht ihren Einfluss auf ihren Sohn: Sie erstickt seine musische Neigung und nimmt ihm damit eine Voraussetzung für ein erfülltes Leben. Sein langes Soldatendasein ist gezeichnet von Gehorsam und einem prägendem Ehrbegriff, der die Soldaten im sinnlosen Krieg bei Motivation halten soll. Das naturwissenschaftliche Physikstudium, fixiert auf Fachlichkeit, wird seinem Blick über den Tellerrand wohl wenig zuträglich sein. Die ersten Jahre als Berufsanfänger lassen gewiss keinen Raum zur Selbstfindung. Das gesellschaftliche

[57] Frau-1994: 100–111 und Frau-1994: 118–126.
[58] Siehe Anm. zu 8.1.
[59] Einhorn-1997: 25.
[60] Einhorn-1997: 79:5 ff.
[61] Siehe Anm. zu 187.35.
[62] Einhorn-1997: 25.
[63] Einhorn-1997: 127 f.

Motto dazu liefert Terek selbst: „Ein Mann muss außer seinem Weib ein Ziel haben, einen Beruf, sonst ist er kein Mann." Bennos übersteigerter Perfektionismus kommt zum Vorschein, als er den Schaden der kaputten Sense durch den Kauf des Grundstücks ausgleichen will: „Schon jetzt gehörte dieser Grund ihm […] Ein Mann musste quitt sein mit der Welt". Er befreit sich kurzzeitig von seinem Trauma des verhinderten Musikers, indem er Geige mit den Sassanow-Schwestern spielt: Unmittelbar danach trifft er die Entscheidung, Lea zu verlassen.

Benno kann durch seine Eskapaden keine Befriedigung erlangen: Der irrlichternde Versuch, durch ein alpines Abenteuer »ein Mann [zu werden], der in sich selbst ruhte«, schlägt fehl. Auch Ehe und Familienleben geben ihm keinen inneren Frieden. Seine zweite berufliche Karriere – sein letzter Versuch – scheitert auch. Er gibt folgerichtig in seinem Abschiedsbrief zu, dass er als Vater und Ehemann nicht geeignet ist.

Der Brief, den Benno an Lea schickt, lässt nicht nur die Leser ratlos zurück; man glaubt auch, Leas Überrumpelung aus den letzten Zeilen des Romans herauszulesen, wenn sie gleich nach der Lektüre des Briefes den Rittersporn in die Wiege legt und den geforderten Text ihrer schlafenden Tochter vorträgt.

Das Ende kann als grotesk empfunden werden, da Benno sich als gescheiterter Soldat darstellt: Es ist äußerst fragwürdig, um das Manntum Krieg zu führen; und das Soldatendasein als gewünschte Existenz wirkt bei Benno aufgrund seines Typs und seiner Kriegserlebnisse nicht überzeugend. Schließlich ist auch die Ernsthaftigkeit des allerletzten Satzes des Romans zweideutig, da dieser auch in anderem Kontext zu finden ist; es wird in freiwilliger Komik über den Stuhlgang reflektiert, während Benno auf der Almtoilette sitzt:

> Da fiel es nieder, hinter dem Sitz, ins Herz der Erde, was in den Städten in metallne Röhren fällt. Willkommen jeder neue Dung der Erde. Und immer noch war der Mensch der Herr der Erde. Er war das Erste und wird das Letzte sein.

Die Ausnahme eines gelungenen „Manntums" in *Die Heidin* ist Lea Herses Geschäftspartner Professor Gfäller: 70jährig und aktiv, bei guter Gesundheit, rettet er einen Teil der Natürlichkeit in die Moderne

hinein, er ist ausgeglichen, arrangiert sich mit der Zivilisation, seine Lebensphilosophie ist frei von Daseinsängsten. Er hat keine Probleme mit seiner Rolle als Mann. Er erreicht seine Ziele, indem er etwa Lea konsequent dahin führt, wo sie zusammen eine Geschäftsbasis finden.

Man kann und muss schließlich *Die Heidin* dahingehend interpretieren, dass die Männer, die sich an die geänderten zivilisatorischen Umstände anpassen und sich nicht falschen Ambitionen hingeben, ihr Manntum und ihre Zufriedenheit in die moderne Zeit retten. Die Frauen erweisen sich ohnehin als anpassungsfähiger. Wenn beide Geschlechter sich wandeln, ohne sich ganz aufzugeben, dann wäre dies eine lebenswerte Welt der Zukunft. Das alternative Romanende des Manuskripts macht prinzipiell die gleiche Aussage: Benno wählt am Ende einen Mittelweg und hat damit als Mann eine Perspektive.

Max Mohr und D. H. Lawrence

D. H. Lawrence [...]
den größten englischen und
lebenden Schriftsteller und Freund
(Max Mohr)[64]

David Herbert Lawrence wird 1885 in Eastwood (England) als Sohn eines Bergmannes und einer Lehrerin geboren. Nach seinem Studium verbringt er einige Jahre im Schuldienst, den er bald kündigt, um sich seiner schriftstellerischen Tätigkeit widmen zu können. 1914 heiratet er die Deutsche Frieda Weekley (geb. von Richthofen). Bis zu seinem Tod im Jahr 1930 publiziert er u. a. ein Dutzend Romane, viele Kurzgeschichten und einige Gedichtbände. Ein großer Teil seines Werkes ist durch seine Vita geprägt: familiäre Konflikte, Bindungen an den Vater oder die Mutter, Erotik und das Verhältnis von Männern und Frauen zueinander. Lawrence' große internationale Bekanntheit ist seinem vorletzten Roman *Lady Chatterley's Lover* (1928) geschuldet, der im Vereinigten Königreich und in anderen Ländern – wie bereits einige seiner früheren Werke – lange Zeit zensiert wird. Lawrence verstirbt 1930 in Vence (Frankreich) an den Folgen der Tuberkuloseerkrankung, an der er fast die Hälfte seines Lebens leidet.

Mohr nimmt im Jahr 1927 schriftlich Kontakt mit Lawrence auf und schickt ihm eines seiner Bücher.[65] In der Folge findet ein brieflicher Austausch statt, den Mohr nach Lawrence' Tod teilweise in Deutschland und in Shanghai veröffentlicht.[66] Vier Begegnungen mit Lawrence und dessen Ehefrau Frieda sind nachzuweisen: in Irschenhausen,[67] in Les Diablerets in der Schweiz[68] und in Rottach;[69] von hier begleitet

[64] Brief an Carl Meinhard vom 26.12.1929 (Briefe-2013: 172.10 f.).
[65] Vgl. Briefe-2013: 79.10 ff.
[66] Briefe-2013: 20.4 f.
[67] Brief von DHL an MM vom 06.08.1929 (Briefe-2013: 139: 11–13).
[68] Brief von MM an KM vom 14.02.1928 (Briefe-2013: 95.7–96.6).
[69] Brief von DHL an MM vom 17.08.1929 und 22.08.1929 (Briefe-2013: 140.22–141.36).

Mohr die Lawrences nach Bandol in Südfrankreich.[70] Dort steht er Lawrence Ende 1929 einige Monate vor seinem Tod auch mit ärztlichem Rat bei. In der Folge widmet Mohr Lawrence seinen dritten Roman *Die Freundschaft von Ladiz* (1931), in dem die Hauptfigur Philipp Glenn dessen Züge trägt. Auch verfasst Mohr die Novelle *Der Engel mit dem roten Bart* (1932),[71] die sich direkt auf Lawrence bezieht. Weitere Anklänge finden sich in *Frau ohne Reue* (1933).[72] Die Erinnerung an Lawrence bleibt Mohr bis zum Ende seines Exils und zu seinem Tod in Shanghai.

Bei Mohr ist die Lektüre von Lawrence' Romanen *Der Regenbogen*, *Söhne und Liebhaber*, *Liebende Frauen* und *Lady Chatterleys Liebhaber* belegt.[73] Für letzteren Roman bemüht sich Mohr, eine deutsche Übersetzung zu ermöglichen, jedoch ohne Erfolg.[74] Dass Lawrence Mohrs Dramen *Ramper*, *Platingruben in Tulpin*, *Improvisationen im Juni* sowie den Roman *Venus in den Fischen* kennt, ist ebenfalls nachweisbar.[75]

Einen wichtigen Impuls für Mohr als Romanschriftsteller[76] kann man einem Brief von Lawrence, der zu diesem Zeitpunkt – im Gegensatz zu Mohr – bereits zehn Romane veröffentlicht hat, entnehmen. Er kritisiert dort Mohrs Erstling *Venus in den Fischen*: „You are not really interested in people: you don't care what they are, inside themselves. You only care for their ›figure‹".[77] Mohr antwortet auf diese Kritik zustimmend. Da man tatsächlich noch wenig Einblick in das Innere der

[70] Siehe u. a. Brief von MM an KM vom 13.10.1929 (Briefe-2013: 156.6–19).

[71] Engel-1932.

[72] Die Hauptfigur Paul Fenn (Frau-1994: 69.5f.), oder der geistig behinderte junge Mann, der am Ende die zweite Hauptfigur, Pauls Witwe Lina Fenn, tötet (Frau-1994: 178.24f.).

[73] Siehe Brief von MM an Carl Meinhard vom 24.09.1930, dort hebt Mohr Lawrence' Romane *Söhne und Liebhaber* (1913, deutsch 1925), *Der Regenbogen* (1915, deutsch 1922) und *Liebende Frauen* (1920, deutsch 1927) besonders hervor. Dagegen hält er *Lady Chatterleys Liebhaber* (1928, deutsch 1930), den bekanntesten Roman von Lawrence, für ein „sonderliches Nebenwerk" (Briefe-2013: 187.23–188.3).

[74] Rezeption-2017: 40.10–41.4.

[75] Briefe von DHL an MM vom 26.09.1927 (Briefe-2013: 79.10ff.), 10.10.1927 (Briefe-2013: 81.17–82.8) und 22.03.1928 (Briefe-2013: 98.20–29).

[76] Für weitere Forschungsergebnisse siehe das Kapitel *Die Freundschaft zwischen D. H. Lawrence und Max Mohr* in Pittner-1998: 125–156.

[77] Brief an MM vom 22.03.1928 (Briefe-2013: 98.20–29).

Figuren erhält, verschiebt sich der Schwerpunkt in *Die Heidin* etwas: Der Leser erfährt nun mehr über die Vergangenheit der Romanfiguren und ihre Gedanken im inneren Monolog.

Lawrence wünscht sich von Mohr, der große Erfahrung mit Dramen besitzt, Hilfe bei der Übertragung seines Dramas *David*[78] aus dem Jahr 1926 ins Deutsche: „And of course the whole play is too literary, too many words. The actual technique of the stage is foreign to me. But perhaps they – and you – could cut it into shape."[79]

Mohr berichtet D. H. und Frieda Lawrence über *Die Heidin* während der Entstehungszeit: „Ihre Welt der Heiden klingt interessant – Sie haben so originelle Ideen".[80] Lawrence erkennt aus Mohrs Briefen auch dessen Unstetigkeit in dieser Zeit. Er schlägt eine gemeinsame Reise nach Ägypten vor: „My cough, like your restlessness, is a good deal psychological in its origin, and a real change might cure us both."[81] Bezeichnend ist auch, wie Lawrence Käthe Mohrs Lage beschreibt: „No wonder she [Käthe Mohr] sees you as the schwarzer Ritter, ridding on a fat black horse into the shades."[82] Dieser Vergleich passt ebenso gut zur Figur Benno Terek im Roman.

Lawrence schreibt an Mohr, dass sein Roman *Lady Chatterley's Lover* den Gegensatz vom mentalen zum phallischen Bewusstsein und Drang ausdrückt.[83] Mohr antwortet ihm darauf: „I know, the sex in the modern cities is mental and not-phallic and repulsive. And we must be heathens, we must fall into a new paganism."[84] Dieses heidnisch Sexuelle wird im Roman gleichsam angebetet, etwa in Bennos

[78] Lawrence-1926.

[79] Brief an MM vom 31.10.1927 (Briefe-2013: 85.17 f.).

[80] Brief von Frieda Lawrence an MM vom 01.02.1929 (Briefe-2013: 108.12 f.).

[81] Brief vom 31.10.1927 (Briefe-2013: 85.26 f.). „Mein Husten, genau wie Ihre Rastlosigkeit, ist ziemlich psychologisch in seinem Ursprung, und eine echte Veränderung könnte uns beide kurieren." (Übers. RS) – Siehe auch DHLs Kommentar in Anm. zu 102.13.

[82] Brief an MM vom 17.12.1929 (Briefe-2013: 90:28 ff.). „Kein Wunder, dass sie Sie als der schwarze Ritter sieht, der auf einem dicken schwarzen Pferd in den Schatten reitet." („ridding" wohl versehentlich für „riding". Übers. RS)

[83] Brief vom 22.03.1928 (Briefe-2013: 98.35).

[84] Brief vom 08.04.1928 (Briefe-2013: 100.13 f.). „Ich weiß, der Sex in den modernen Städten ist geistig und nicht phallisch und abstoßend. Und wir müssen Heiden sein, wir müssen uns in ein neues Heidentum hineinstürzen." (Übers. RS)

Abschiedsbrief: „unter dem gestürzten Kreuz, und tief der Phallos in dem heidnischen Purpur Deines Leibes!“

Lawrence teilt Mohrs Zivilisationskritik: Nachdem er *Ramper* gelesen hat, schreibt er auf Deutsch: „Mit unserer echter Tiernatur, die wir in uns immer noch haben, müssen wir gegen die Welt des »reines Idees« – besonders sein – und der Maschine kämpfen und fechten.“[85] In Lawrence' *Liebende Frauen* wird auch die geistlose Erkenntnis der Heiligkeit der Schöpfung gegenübergestellt, auch Mohr schreibt vom „Asthma des Verstandes“ und der „geheimnisvoll-heidnischen […] Urhülle“.[86]

Die Zivilisationskritik von Lawrence in seinen Romanen unterscheidet sich jedoch. Der Schwerpunkt dort liegt oft auf dem fatalen Einfluss der Industrialisierung der Bergarbeiterstädte auf die Menschen: Die Bergmänner selbst verlieren die Perspektive jenseits der Gruben, sie verkommen zu Maschinen und vernachlässigen ihre Familien und ihr körperliches und geistiges Wohlergehen. Für ihre Dienstherren und deren Familien sind sie nur noch menschliches Material. Diese Empathielosigkeit degeneriert den Charakter. Bei Mohr wendet sich die Kritik meist gegen das moderne, intellektuelle und verkopfte, aber auch technisierte, großstädtische Leben.

Der Ausbruch in die raue Natur ist in *Liebende Frauen* aus dem Jahr 1920 zum Scheitern verurteilt: Die Tour in eisiger Bergeskälte mit fatalem Ausgang, bei der Gerald erfriert, findet sich in veränderter Form auch in *Die Heidin*, in *Frau ohne Reue* und auch in *Die Freundschaft von Ladiz* wieder.[87]

Lawrence schreibt vom Aussterben der Männer, er bezieht sich dabei auf einige bekannte Schriftsteller: „My God, these writers, they are dismal! I believe the race of men is dying out: nothing left but women, eunuchs, and Robots.“[88] Dass „die Männer halbe Weiber“ geworden sind, findet sich ebenfalls in *Liebende Frauen*.[89] Auch der Wunsch

[85] Brief an MM vom 26.09.1927 (Briefe-2013: 79.33–80.2).

[86] Siehe Anm. zu 8.1.

[87] Siehe Anm. zu 156.7.

[88] Brief an MM vom 17.12.1929 (Briefe-2013: 90.26 f.). „O Gott, diese Autoren, die sind trostlos! Ich glaube, die Männerrasse ist am Aussterben: nichts mehr übrig als Frauen, Eunuchen und Roboter.“ (Übers. RS)

[89] Siehe Anm. zu 129.15.

nach einem Männerbund erscheint dort: Die beiden Freunde Rupert und Gerald kämpfen miteinander, um einen solchen zu besiegeln;[90] dieser scheitert jedoch im Verlauf der Romanhandlung fatal. Eine Kampfszene findet auch zwischen den zwei männlichen Hauptfiguren in *Die Freundschaft von Ladiz* statt.[91] Sie ist dort aber der Anfang einer „Freundschaft", eines relativ stabilen „Bundes" zwischen den Männern Glenn und Ragaz, auch wenn er von Haarrissen durchzogen bleibt. Die Idee eines Männerbundes – in *Die Freundschaft von Ladiz* wird ein solcher explizit von Glenns Verlobter Fanny Purgasser gewünscht – findet sich ebenfalls in der Gedankenwelt des Ehepaares Lawrence. Frieda Lawrence schreibt an Mohr: „Aber es wäre schon gut, wenn die Ausnahmsmänner so eine starke geschlossene Bande bildeten wie die bourgeois; zusammenhielten nach außen hin, aristokratisch".[92]

In *Der Regenbogen* sind die Männer der Familie Brangwen als bodenständig, mit Vieh und Scholle verbunden, beschrieben. Die Frauen dagegen orientieren sich zum städtischen Leben hin, zum Geistigen, zu Männern, die dies pflegen.[93] In der Terminologie von *Die Heidin* wäre dies wohl ein „Weiberverrat". Bei Lawrence ist diese Thematik der Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung verschiedener Paare. In Mohrs Roman hingegen gibt es wenig Evolution; Benno missbilligt die Hierarchie der Eheleute auf dem Hersehof, „dann bist Du der Mann […] und ich das Weib, das sich nehmen lässt": Er flüchtet, die Geschichte endet mit dem Scheitern der männlichen Hauptfigur. In Lawrence' Romanen *Liebende Frauen* und *Aarons Stab* spielt die Frage, wer sich wem unterordnet, die gleiche entscheidende Rolle.[94] Aaron entzieht sich dem ehelichen Kampf, den er satt hat, ebenfalls durch Flucht in die Ferne.

In Lawrence' *Söhne und Liebhaber* kann sich die männliche Figur Paul Morel nicht von der Mutter lösen und kein eigenes, selbstbestimmtes Leben führen. Das Verhältnis zwischen Benno Terek und seiner Mutter ist jedoch etwas anders als bei Paul Morel, der selbst nach dem Tod der Mutter nicht zu sich selbst finden kann:[95] Benno hat sich von seiner Mutter gelöst, jedoch bekämpft er immer noch ihren

[90] Lawrence-2004b: Kapitel 20, *Gladiatoren,* 450–468.
[91] Ladiz-1931: 146–148.
[92] Brief von Frieda Lawrence an MM vom 11.10.1927 (Briefe-2013: 83.14–16).
[93] Lawrence-1964: 8f.
[94] Siehe Anm. zu 202.31.
[95] Lawrence-2011: 738.21–740.10.

Einfluss in sich selbst. Auch arbeitet er sich daran ab, von ihr nicht mehr abhängig zu sein, so dass er nach seinem Unfall lieber ohne mütterliche finanzielle Unterstützung und als Landstreicher von Tirol nach Berlin zurückkehren will. Damit er um Terese werben kann, fordert er dennoch wieder Geld von seiner Mutter in Form des Vorschusses auf sein Erbteil.

Schließlich zeigt das Todesmotiv in Bennos Brief am Ende, dass es keinen Sinn hat, auf diese Weise weiterzuleben, starke Ähnlichkeit mit einem inneren Monolog von Ursula Brangwen in *Liebende Frauen*.[96]

[96] Siehe Anm. zu 254.21.

Entstehung und Wirkung

Bleiben Sie Sie-Selbst!
Haben Sie doch bitte keine Angst,
irgendwie von den Leuten abhängig zu sein!
(Max Mohr)[97]

Nachdem Mohr sich in den Jahren 1926 und 1927 vom Drama zum Roman umorientiert, erscheint sein Erstlingsroman[98] *Venus in den Fischen* 1927. Nach der grundsätzlich positiven Rezeption[99] beginnt er die Arbeit an seinem nächsten Roman[100] mit dem Arbeitstitel *Die Welt der Heiden*. Im November 1928 ist der Roman bereits stark fortgeschritten.[101] Er erscheint schließlich nach längeren und frustrierenden Verhandlungen mit mehreren Verlagen[102] bei Georg Müller Ende des Jahres 1929: Den mittlerweile rechtsnational orientierten Verlag kann der Roman „wegen seiner starken Tendenzen gegen Großstadt, Demokratismus“ und „Links-Literatur“ überzeugen.[103] Auf Verlagswunsch wird der Titel in *Die Heidin* geändert.[104] Am 23.08.1929 ist „das Buch schon im Satz“,[105] ab dem 10. Oktober soll Mohr Bogen zur Korrektur erhalten.

[97] Brief von MM an Josef Leitgeb vom 31.01.1934 (Briefe-2013: 320:26 f.).

[98] Bereits im Jahr 1920 erscheint die Novelle *Frau Marie's Gast* als Buch (Marie-1920, Marie-2019).

[99] Rezeption-2017: 240 ff.

[100] Eine frühe Erwähnung in einem Brief an Rudolf Borchard am 13.11.1928 (Briefe-2013: 103). Weiterhin in einem Brief von Frieda Lawrence an MM am 01.02.1929 (Briefe-2013: 108).

[101] Mohr bietet Rudolf Borchardt an, ihm den Roman zu schicken (Briefe-2013: 103).

[102] Briefe von MM an Carl Meinhard vom 26.12.1929 (Briefe-2013: 172) und vom 12.04.1929: „le refus quotidienne de mon chef d'oeuvre du roman“ (Briefe-2013: 111.16), frz.: „die tägliche Absage für mein Romanhauptwerk“.

[103] Rezeption-2017: 246.

[104] Korrespondenzen zwischen dem Georg Müller Verlag und MM (Briefe-2013: 138, 140).

[105] Brief an Carl Meinhard vom 23.08.1929 (Briefe-2013: 142), bzw. Brief des Müller Verlages an MM vom 26.08.1929 (Briefe-2013: 144).

Dass sich Mohr der Rigorosität der Figuren und einer gewissen Derbheit seines Romans bewusst ist, schreibt er während der Entstehungszeit: „das große heidnische Leckts-mich-am-Arsch geh[t] gut voran."[106] Mohr schwächt jedoch vor der Einsendung des Manuskripts an den Verlag und wohl auch noch bei der Bogenkorrektur derbe oder vulgäre Stellen des Textes ab. In den Korrekturschichten im Manuskript sind zahlreiche Tilgungen von sexuellen Bezügen oder Invektiven vorhanden. Auch oft harsche Kritik am Christentum wird zurückgenommen.

Kritik am Roman erhält Mohr bereits, während er auf der Suche nach einem Verleger ist. Dass Mohr seine persönliche Weltsicht, seine Gedanken und Wünsche ungefiltert einfließen lässt, diese in den Vordergrund stellt, dass dies dem Werk nicht gut tut, davor warnt ihn sein Zeitgenosse, Friedrich Reck-Malleczewen (1884–1945), ebenfalls Schriftsteller und Arzt:

> Ich habe […] gesehn, wie diese Ideen in Ihnen rumoren. Und dass Sie sich etwas vom Halse schaffen und schreiben mussten. Und dass Sie dabei gezittert haben. […] In der Ekstase kann man nicht schaffen. Und jedes Zittern der Hand macht unproduktiv für die Dauer der Erregung. […] Sie hätten noch warten müssen.[107]

Mohr schickt Alexander Lernet-Holenia – ebenfalls Schriftsteller – ein Exemplar des Romans. Dieser drückt sein Befremden darüber aus, dass sein Kollege sich am Christentum und am „Heidentum" abmüht:

> Sehr eigentümlich, dass Sie, auf einem etwas anderen Weg allerdings als ich, vom Heidentum zu reden anfangen. […] ich konnte, mein ganzes Leben lang, kein Problem finden, es gab für mich immer nur äußere Hindernisse aber keine inneren.[108]

Ein anderer Zeitgenosse hingegen, der Arzt Albert Krecke, zeigt sich nach der Lektüre „geradezu gepackt von der Gewalt ihrer Sprache und von dem geradezu Dämonischen des Inhalts".[109]

[106] Brief an Carl Meinhard am 03.07.1929 (Briefe-2013: 131).

[107] Reck-Malleczewen schreibt über das von ihm gelesene Romanmanuskript. Brief an MM vom 11.05.1929 (Briefe-2013: 119.31–120.9).

[108] Brief an MM vom 28.11.1929 (Briefe-2013: 166.17–24).

[109] Brief an MM vom 26.12.1929 (Briefe-2013: 171.8 f.). Siehe auch Anm. zu 174.27.

Die Kritiken nach dem Erscheinen des Romans sind unterschiedlich.[110] Thomas Cronen analysiert die verfügbaren Besprechungen und fasst den Hauptkritikpunkt der negativen Rezensionen zusammen – Reaktionen, die nicht überraschen: „kruden Naturmystizismus", eine zu banale Darstellung des Kontrastes zwischen Stadt und Land, Technik und Natur und die Verdammung von Intellekt und Ratio.[111] Die immanente Widersprüchlichkeit des Romans provoziert auch verrissartige Kritik.[112] Diese Urteile verkennen jedoch die teilweise ironische Distanz des Romans zu diesen Aspekten.

Die christlich orientierten konservativen Rezensenten[113] übersehen oder wohl eher: wollen übersehen, dass sich die Kritik am Christentum und dessen Ablehnung zu einem großen Teil gegen die Bigotterie wendet. Benno Tereks Lamentieren über die Wassertreterei und Lea Herses Kritik an der Publicity, die mit „eine[r] führende[n] Persönlichkeit in der Heilsarmee", Major Ellen Wladden – mit deren Zustimmung! – betrieben wird, beide greifen ein falsches Christentum an.

Mohr selbst beschreibt die Reaktionen: von „unheimliche[r] Begeisterung bei Einzelnen" über „völlige[n] Boykott" bis hin zu „Infame[n] Anpöbelungen".[114] Auch die sprachliche Gestaltung wird von der Kritik bedacht, wobei die derbe Sprache „zugleich begeistere als auch abschrecke".[115] Mohr selbst, frustriert nach der Kenntnisnahme der Rezensionen, meint: „Mag sein, daß das Wort »Arsch« Schuld ist, daß die Leute über die nächsten hundert Seiten hinweglesen. Dabei ist es doch so ein schönes sauberes Wort, viel saubrer als Alles, was bisher […] zu der »Heidin« sich geäußert hat."[116]

Die Verkaufszahlen lassen zu wünschen übrig: In den ersten anderthalb Jahren betragen sie nur wenige Exemplare.[117] Weitere Auflagen und Ausgaben nach der Erstausgabe sind nicht bekannt.

---

[110] Rezeption-2017: 247–252.

[111] Rezeption-2017: 248.

[112] Vgl. z. B. die Rezension, in der dem Roman „die sentimental verwaschene, geistig verworrene Vorstellungswelt" attestiert wird (Rezeption-2017: 250.20 f.).

[113] Rezeption-2017: 249.

[114] Brief an Meinhard 26.12.1929 (Briefe-2013: 172).

[115] Rezeption-2017: 249.30 ff..

[116] MM an Carl Meinhard am 26.12.1929 (Briefe-2013: 172).

[117] Briefe-2013: 251 f.

Fazit

Im übrigen ist es ein Zeitroman
in mythischer Form, leicht lesbar
(Max Mohr) [118]

Die Heidin ist ein unterhaltsamer und farbenfroher Roman mit Tiefgang, gleichsam einem Roadmovie, dessen Plot die Aufmerksamkeit der Leser aufrechterhält und der wortgewaltig geschildert ist – insgesamt ein kurzweiliges Lesevergnügen. Zwei Dinge erweisen sich jedoch als Geduldprobe: Das allerletzte Kapitel – und das „Krebsgift" des „Manntums", das dort am Ende in Fatalismus und Resignation umschlägt und in dieser Form dem Roman schadet. Allein schon die vielen liturgisch anmutenden Wiederholungen innerhalb der letzten 20 Seiten[119] im Text sind ein sprachlicher Indikator, wie das letzte Kapitel dann leider doch noch ermüdet. In der Romanform ist dies problematisch, doch ist es sehr gut vorstellbar, dass der Abschnitt, der die Verbundenheit von Kosmogonie, Evolution und embryonaler Entwicklung beschreibt, eine Vorlage für eine eindringliche Umsetzung sein könnte, vielleicht ähnlich der bekannten Anfangs- und der Endsequenz in dem Film *2001: A Space Odyssey:*[120] *The Dawn of Man* und *Jupiter and Beyond the Infinite*. Eine filmische Realisierung des Romans existiert bisher jedoch nicht.

Die Heidin gibt in das Denken des Autors Einblick. Mohr ist vorzuwerfen, dass er seine Weltsicht, seine Gedanken und Wünsche, die in ihm arbeiten, oft – so scheint es – ungefiltert einfließen lässt und in den Vordergrund stellt. Obwohl eine stärkere Angleichung der Geschlechterrollen mittlerweile – zumindest nach außen – gelebt wird, flammen auch heute wieder offen reaktionäre Tendenzen auf, genauso wie in den 1920er Jahren, so dass es verständlich ist, dass Mohr diese Thematik aufgreift. Dennoch fällt eine durchweg wohlwollende

[118] Brief an den Georg Müller Verlag vom 17.04.1929 (Briefe-2013: 112.18 f.).
[119] Etwa sechsmal das Wort „kreisen" in einem Absatz, oder noch häufiger „bellen".
[120] Regie: Stanley Kubrik, UK / USA 1968.

Rezeption aufgrund der Widersprüchlichkeit von Idylle, Naturmystizismus, Heidentum und v. a. der sich zu Tode quälenden männlichen Hauptfigur auch 90 Jahre nach seiner Entstehung schwer; etlicher zeitgenössischer negativer Kritik kann leider nicht widersprochen werden. Mohr forciert vielleicht auch zu viele Aspekte: Der Roman öffnet viele Schubladen, er lässt sich in keiner davon bequem verstauen.

In der Zeit der Entstehung von *Die Heidin* bestehen eine Freundschaft und ein Austausch zwischen Mohr und D. H. Lawrence. Viele Gedanken des Romans findet man auch in Lawrence' Werk, das Mohr zum großen Teil rezipiert hat. Es liegt auf der Hand, vielfältigen Einfluss von Lawrence' Büchern und Gedanken auf Mohrs Schaffen in dieser Periode festzustellen.

Die Heidin ist ein wichtiges Glied in der Kette von Max Mohrs Romanen, wenn auch wohl das düsterste und in seiner Thematik verwirrendste – vergleicht man etwa die leichter erscheinende literarische Kost der *Venus in den Fischen* oder vielleicht auch der *Frau ohne Reue* damit. Jedoch liegt es weniger am Inhalt und den Themen: Es fehlen in erster Linie der großstädtische „Plauderton" und der erfrischende Humor, wie er in der *Venus* durchgehend vorhanden ist. Der zuweilen grobschlächtige und schwer zu erkennende schwarze, zynische Humor liefert dafür nur bedingt Ersatz. *Das Einhorn* findet zwar neue Wege des Erzählens, bleibt jedoch in der Themenwelt seiner Vorläufer verhaftet.

Das Schwanken Mohrs, möglicherweise begründet durch die ständige Ablehnung seines Romans bei den Verlagen, zeigt sich in den verschiedenen Fassungen des Romanendes: Das des Manuskriptes und jenes der gedruckten Ausgabe wirken wie Fotopositiv und Negativ. Ob das alternative Ende des Manuskriptes vor oder gar erst nach der Drucklegung des Romans, vielleicht sogar für eine eventuelle Neuausgabe, entstand, lässt sich nicht klären. Das nicht veröffentlichte, eher positive Ende hätte *Die Heidin* in hellerem und freundlicherem Licht erscheinen lassen.

Zu dieser Ausgabe

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!
(Johann Wolfgang von Goethe) [121]

Bei den Zitaten im Anhang habe ich mich trotz der Vielzahl entschieden, möglichst alle mit genauen Angaben zu versehen, um die Auffindbarkeit und größtmögliche Transparenz zu gewährleisten. Für wörtliche Zitate aus dem Romantext dieser Ausgabe sind i. d. R. keine Referenzen angegeben; stattdessen wird empfohlen, bei Bedarf die Suchfunktion für die textidentische E-Book-Ausgabe (siehe Heidin-2019) zu verwenden.

Verwendete Abkürzungen

DHL	David Herbert Lawrence
EA	Erstausgabe dieses Romans (Heidin-1929)
KM	Käthe Mohr
MM	Max Mohr
Ms	Manuskript dieses Romans (Heidin-Ms)
RS	der Bearbeiter dieser Ausgabe

Text und Grundlage

Als Textgrundlage dient der Text der Erstausgabe (Heidin-1929). Inhaltliche Korrekturen und die Entscheidungsgrundlagen sind im Abschnitt *Korrekturen und Eingriffe* aufgeführt. Änderungen im Satz und die Anpassung nicht inhaltsrelevanter Interpunktion sind stillschweigend vorgenommen. Der Text ist an die aktuelle Orthografie angepasst.

Ressourcen

Neben den gedruckten Ausgaben ist dieses Buch auch als freies, textidentisches E-Book (PDF) verfügbar, der unveränderten Text der Erstausgabe steht ebenfalls bereit (Heidin-2019).

[121] *Faust. Eine Tragödie*, Abschnitt *Zueignung* (Goethe-1808: 5).

Kontakt mit dem Bearbeiter dieser Ausgabe per E-Mail:
rschimpfle@gmail.com

Buchumschlag

Die Zitate der Vorder- und der Rückseite des Buchumschlages entstammen dem Romantext[122] und einem Brief von D. H. Lawrence an Max Mohr.[123]

Danksagung

Ich danke den Mitarbeitern des Literaturarchivs der Monacensia in München für ihre Unterstützung. Ich fühle mich auch verpflichtet, Jez Humbles und David Farleys ‚Klassiker' *Continuous Delivery*[124] zu erwähnen, dessen Prinzipien sich auch vortrefflich auf die Bucherstellung und -publikation anwenden lassen. Diese Ausgabe wird durch die Comquent GmbH in Puchheim gefördert, insbesondere durch Beratung und Unterstützung bei der automatischen und kontinuierlichen Qualitätssicherung.

[122] 99.29, 114.5, 75.27, 189.10, 242.14, 122.24f., 253.14, 253.15.
[123] Briefe-2013: 85.8,11. Siehe auch Anm. zu 102.13.
[124] Humble-2010.

Literaturverzeichnis

Von Max Mohr

Einhorn-1997
Das Einhorn, Romanfragment, posthum hg. von Nicolas Humbert, Bonn 1997.

Engel-1932
Der Engel mit dem roten Bart. Eine Geschichte aus dem bayerischen Gebirg, in: Münchner Neueste Nachrichten, München, 19.6.1932 (85. Jg., Nr. 164).

Esau-1924
Der Arbeiter Esau, Komödie in drei Akten, Georg Müller Verlag, München 1924.

Frau-1933
Frau ohne Reue, S. Fischer Verlag, Berlin 1933.

Frau-1994
Frau ohne Reue, Alano Verlag, Aachen 1994, auch bei Weidle Verlag, Bonn 1994.

Heidin-Ms
Die Heidin, (Manuskript mit dem Titel »Die Welt der Heiden«, 12 Hefte mit insgesamt 258 S., handschriftlich), Münchner Stadtbibliothek / Monacensia, Signatur: L 238.

Heidin-1929
Die Heidin, Georg Müller Verlag, München 1929.

Heidin-2019
Die Heidin,
Als E-Book: *https://github.com/robert-schi/die-heidin/releases/download/v1.0/text-ebook.pdf*
Normalisierter Text der Erstausgabe: *https://github.com/robert-schi/die-heidin/releases/download/v1.0/text-ea.txt*
(Stand: 25.10.2019).

Ladiz-1931
Die Freundschaft von Ladiz, Albert Langen / Georg Müller Verlag, München 1931.

Marie-1920
Frau Marie's Gast, Dreiländerverlag, München 1920.

Marie-2019
Frau Marie's Gast, Books on Demand, Norderstedt 2019.
Auch als E-Book verfügbar unter: *https://github.com/robert-schi/frau-maries-gast/releases/download/v1.0/text-ebook.pdf* (Stand: 22.08.2019).

Ramper-1925
Ramper, Georg Müller, München 1925.

Sirill-1923
Sirill am Wrack, Georg Müller, München 1923.

Venus-1927
Venus in den Fischen, Ullstein Verlag, Berlin 1927.

Venus-1993
Venus in den Fischen, Alano Verlag, Aachen 1993, auch bei Weidle Verlag, Bonn 1993.

Andere

Biographie-2016
Ralf Beer: *Max Ludwig Mohr (1891–1937). Biographische Rekonstruktion,* Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Medizinischen Fakultät, Dissertation, Halle (Saale), 2016.

Briefe-2013
Florian Steger (Hg.): *Max Mohr (1891–1937). Korrespondenzen,* Heidelberg 2013.

Chamberlain-1899
Houston Stewart Chamberlain: *Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts,* Bd. 2. München 1899.

Czeike-2004
Felix Czeike: *Historisches Lexikon Wien,* Bd. 3, Buchverlage Kremayr & Scheriau/Orac, Wien 2004.

Dähnhardt-1898
Oskar Dähnhardt: *Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. Erstes Heft,* Teubner, Leipzig 1898.

DWB
Jacob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch,* Hg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften Berlin. 33 Bände. Leipzig 1854–1960.

Eckhardt-2006
Wolfgang Eckhardt: *Kurt Zube (1905–1991), Nachlassverzeichnis, mit einer Einleitung von Uwe Timm,* Bibliothek der Freien, Anarchistische Bücherei im Haus der Demokratie, Berlin 2006.

Elsner-1832
Samuel Elsner (Hg.): *Geistlicher Liederschatz: Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule und Haus und alle Lebensverhältnisse,* Berlin 1832.

Fromm-1983
Erich Fromm: *Psychoanalyse und Religion,* Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1983.

Goethe-1808
Johann Wolfgang von Goethe: *Faust. Eine Tragödie,* Tübingen 1808.

Goethe-1832
Johann Wolfgang von Goethe: *Faust. Der Tragödie zweiter Teil,* Stuttgart 1832.

Grimm-1812
Jacob Grimm, Wilhelm Grimm: *Kinder- und Haus-Märchen,* Band 1, Berlin 1812.

Hermann-1965
Armin Hermann: *Haber und Bosch: Brot aus Luft – Die Ammoniaksynthese,* In: Physikalische Blätter 21, Physik Verlag, Mosbach 1965, S. 168–171.

Humble-2010
Jez Humble, David Farley: *Continuous Delivery. Reliable Software Releases through Build, Test, and Deployment Automation,* Addison-Wesley, Boston 2010.

Kant-1755
Immanuel Kant: *Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes nach Newtonischen Grundsätzen abgehandelt,* Königsberg und Leipzig, 1755.

Lawrence-1926
David Herbert Lawrence: *David. A Play,* New York, 1926.

Lawrence-1964
David Herbert Lawrence: *Der Regenbogen,* engl.: *The Rainbow* (1915), Deutsch von Gisela Günther, Rowohlt, Hamburg 1964.

Lawrence-2004a
David Herbert Lawrence: *Aarons Stab,* engl.: *Aaron's Rod* (1922), Deutsch von Stefan Weidle, Weidle Verlag, Bonn 2004.

Lawrence-2004b
David Herbert Lawrence: *Liebende Frauen,* engl.: *Women in Love* (1920), Deutsch von Petra-Susanne Räbel, Manesse, Zürich 2002.

Lawrence-2011
David Herbert Lawrence: *Söhne und Liebhaber,* engl.: *Sons and Lovers* (1913), Deutsch von Hans-Christian Oeser, Reclam, Stuttgart 2011.

Lemp-1974
Richard Lemp: *Die Handschriften-Sammlung der Stadtbibliothek München,* in: Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Handschriften-Sammlung: Hans Ludwig Held zum Gedächtnis, hg. von der Stadtbibliothek München, München 1974.

Luther-1912
Deutsche Lutherbibel, o. O. 1912.

Maltitz-1827
Gotthilf August von Maltitz: *Hans Kix Reise in's Pomeranzenland,* Berlin 1827.

MED-2007
Middle Englisch Dictionary, MED Online, University of Michigan, 2007.

Meyrink-1913
Gustav Meyrink: *Des deutschen Spießers Wunderhorn,* 3 Bände, München 1913.

Pittner-1998
Barbara Pittner: *Max Mohr und die literarische Moderne,* Shaker Verlag, Aachen 1998.

RAC
Reallexikon für Antike und Christentum (RAC), Stuttgart 1950 ff.

Reuss-2006
Frederick Reuss: *Mohr: A Novel,* Denver 2006.

Rezeption-2017
Thomas Cronen: *Max Mohr (1891–1937). Rezeption seines literarischen Werks,* Heidelberg 2017.

Smil-2001
Vaclac Smil: *Enriching the Earth: Fritz Haber, Carl Bosch, and the Transformation of World Food Production,* MIT Press, Cambridge/London 2001.

Weber-1905
Max Weber: *Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus,* In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Bd. 21, S. 1–110, Tübingen 1905.

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil 5
- Erstes Kapitel 7
- Zweites Kapitel 37
- Drittes Kapitel 69

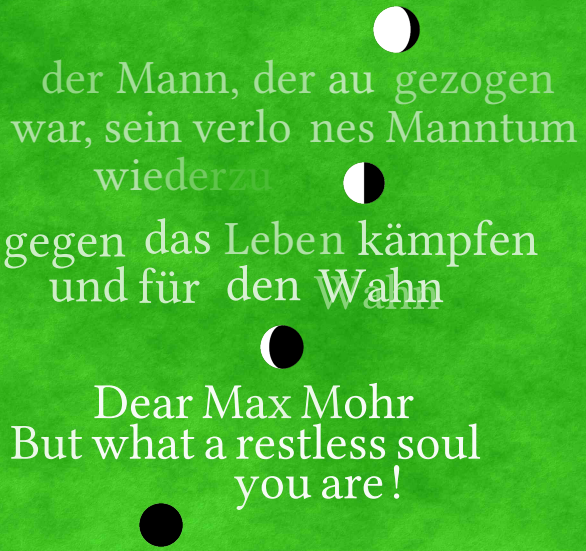
Zweiter Teil 89
- Erstes Kapitel 91
- Zweites Kapitel 111
- Drittes Kapitel 140

Dritter Teil 167
- Erstes Kapitel 169
- Zweites Kapitel 194
- Drittes Kapitel 234

Anhang 257
- Korrekturen und Eingriffe 259
- Anmerkungen 260
- Das Manuskript 276
- Biografie Max Mohrs 279
- Figuren, Orte, Menschen auf der Suche 280
- Idylle und Heidentum 283
- Neues Manntum? 290
- Max Mohr und D. H. Lawrence 297
- Entstehung und Wirkung 303
- Fazit 306

Zu dieser Ausgabe 308
Literaturverzeichnis 310

Die Heidin ist eine Geschichte unerfüllter Wünsche, dem Scheitern und dem verzweifelten leben Wollen, der Suche nach dem Unauffindbaren – farbenfroh und wortgewaltig erzählt.

Max Mohrs zweiter Roman aus dem Jahr 1929 erscheint als sein widersprüchlichster. Er reflektiert oft unmittelbar die Gedankenwelt und die persönliche Situation des Autors.

90 Jahre nach der Erstveröffentlichung bietet diese Neuausgabe den Roman mit emendiertem Text, Anmerkungen und Kommentar.